Was ist der Sozialismus?

Gespräche zur Einführung in die Grundbegriffe des wissenschaftlichen Sozialismus

Von Gustav Eckstein

Mit Vorwort von Karl Kautsky und einem Lebensabriß Gustav Ecksteins von Therese Schlesinger

Wien 1931 / Verlag der Wiener Volksbuchhandlung

Einführung in die Lehren des Sozialismus

		Schilling
*	**Abraham Rudolf.** Die Theorie des modernen Sozialismus. Kart.	3·24
*	**Adler Hans.** Das Werden der Weltwirtschaft	1·—
*	**Adler Max.** Der Marxismus als proletarische Lebenslehre	1·80
**	— Neue Menschen. Kart.	5·04
*	— Die Kulturbedeutung des Sozialismus	—·60
*	— Der Sozialismus und die Intellektuellen	1·50
**	**Adler Viktor.** Aufsätze, Reden und Briefe. Herausgegeben vom Parteivorstand der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschösterreichs. Band 1—11. Halbleinen geb.	63·—
*	**Alsegg Robert.** Die kapitalistische Wirtschaft	1·—
**	**Bauer Otto.** Kapitalismus und Sozialismus nach dem Weltkrieg. Band 1. Rationalisierung — Fehlrationalisierung. Geh. S 7·20, Leinen geb.	9·—

Das Studium der neuen Welt muß mit der Darstellung der neuen Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse beginnen. Ihre Darstellung ist die Aufgabe des vorliegenden ersten Bandes.

Die Darstellung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung auf der Grundlage der neuen Produktionstechnik, der neuen Arbeitsverfahren, der neuen Methoden der Betriebsführung wird die Aufgabe der folgenden Bände sein.

*	— Sozialdemokratische Agrarpolitik	5·—
**	— Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Leinen geb.	10·—
**	— Sozialdemokratie, Religion und Kirche	2·—
*	— Der Kampf um Wald und Weide	5·—
*	— Der Weg zum Sozialismus	—·30
**	**Bebel August.** Die Frau und der Sozialismus. Leinen geb.	13·50
**	**Beer Max.** Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe. Leinen geb.	18·—
**	**Braunthal Alfred.** Die Wirtschaft der Gegenwart und ihre Gesetze	6·75
*	**Crispien Arthur.** Marxistisches Abc	—·36
*	**Danneberg Robert.** Karl Marx. Der Mann und sein Werk	—·60
*	— Der Vertrauensmann	1·—
**	**David.** Referentenführer	2·98
*	**Engels Friedrich.** Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft	1·44
**	— Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. Leinen geb.	6·30

Die mit * dienen zur Einführung. — Die mit ** sind für Fortgeschrittene bestimmt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie den Verlag

Wiener Volksbuchhandlung

F. Skaret - Dr. R. Danneberg / Wien VI, Gumpendorferstraße Nr. 18

Was ist der Sozialismus?

Gespräche zur Einführung in die Grundbegriffe des wissenschaftlichen Sozialismus

Von Gustav Eckstein

Mit Vorwort von Karl Kautsky und einem Lebensabriß Gustav Ecksteins von Therese Schlesinger

(1931)

Wien
Verlag der Wiener Volksbuchhandlung, 6. Bezirk, Gumpendorferstraße 18

Inhalt.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die vorliegende Schrift bildet eine Zusammenfassung von Artikeln, die mein lieber Freund Eckstein einige Jahre vor dem Kriege in der Berliner „Arbeiterjugend“ erscheinen ließ. Sie waren so gelungen und fanden solchen Beifall, daß von den verschiedensten Seiten der Wunsch laut wurde, sie möchten in Buchform erscheinen und damit weiteren Kreisen und auch den dem Jugendalter entwachsenen Teilen der Arbeiterschaft zugänglich gemacht werden.

Eckstein machte sich gern anheischig, der Anregung Folge zu leisten, doch wollte er die Artikel noch nach manchen Richtungen hin vervollständigen. Andere dringendere Arbeiten hinderten ihn zunächst daran; dann kam der Krieg mit seinen Aufregungen und Entbehrungen, die unseren bereits schwer erkrankten Freund vollends niederwarfen und damit unserer großen Sache vorzeitig einen unserer treuesten Genossen, unserer unerschrockensten Vorkämpfer, unserer erfolgreichsten Lehrer, unserer tiefsten Denker raubten.

Umfassende Arbeitspläne nahm unser unvergeßlicher Kamerad mit sich ins Grab. So war er auch nicht mehr dazugekommen, seine „Gespräche zur Einführung in die Grundbegriffe des wissenschaftlichen Sozialismus“ in Buchform herauszugeben. Ein Jahrzehnt der kolossalsten Umwälzungen liegt dazwischen seit ihrer Abfassung und ihrem jetzigen Erscheinen. Aber sie haben seitdem an Bedeutung nichts verloren und sind durch keine Publikation ähnlicher Art überholt worden.

Es ist eben nicht leicht, Ergebnisse der modernen Wissenschaft, die so ungeheuer viele Kenntnisse voraussetzt, zu popularisieren, ohne Schaden für die Wissenschaft; das heißt jene Ergebnisse einem Publikum, das nur über das dürftige Wissen der Volksschule verfügt, verständlich zu machen, ohne die Erkenntnisse zu verflachen, zu versimpeln oder zu vergröbern. Mit einem Worte, es ist nicht leicht, populär zu sein, ohne vulgär zu werden.

Es gehört dazu eine Summe sehr verschiedener Fähigkeiten, die nur selten in einer Person vereinigt anzutreffen sind: ein starker wissenschaftlicher Sinn wie vollkommene Beherrschung des Gegenstandes, daneben aber auch eine große didaktische, das heißt lehrhafte Begabung und tiefstes Verständnis für die geistige Eigenart des Publikums, für das man popularisiert, ein Verständnis, das nur erworben wird von solchen, die mit ihrem Publikum seit Jahren durch regen persönlichen Verkehr aufs innigste vertraut sind und es aufs liebevollste in allen seinen Aeußerungen belauschen.

Das gilt von der Popularisierung jeder Wissenschaft. Der wissenschaftliche Sozialismus setzt aber überdies noch voraus, daß man in verschiedenen Wissenschaften zu Hause ist.

Man wird als Marxist nichts Bedeutendes leisten, wenn man nicht historisch ebenso beschlagen ist wie ökonomisch. Man wird um so mehr leisten, je mehr man sich mit der Methodik naturwissenschaftlichen Denkens bekannt gemacht und je mehr man imstande ist, die Grenzgebiete zwischen Gesellschaftswissenschaft und Naturwissenschaft zu überschauen. Marx und Engels waren auf allen diesen Gebieten Meister.

Auch unser Eckstein war hier zu Hause wie wenige. Und so wie unsere großen Lehrer fühlte er stets das Bedürfnis, die Ergebnisse seines Forschens nicht nur der gelehrten Welt in dicken Bänden zuzuflüstern, sondern sie dem Proletariat zugänglich zu machen, an dem er mit der größten Liebe hing, dem sein ganzes Sinnen und Trachten galt und mit dem er, namentlich in den letzten Jahren vor dem Kriege, als Lehrer an der Parteischule in Berlin und durch sonstige aufklärende Veranstaltungen in stetem persönlichen Kontakt stand.

Die vorliegende Arbeit gehört denn auch zu unseren besten populären Schriften, die in die Marxsche Oekonomie einführen wollen. Zunächst für die Arbeiterjugend geschrieben, wird sie auch dem gereiften Leser des Volkes, und nicht bloß dem Handarbeiter, eine Bereicherung und Klärung seines ökonomischen Wissens und Denkens bringen.

Hätte sie Eckstein heute herausgegeben, dann wären sie wohl erheblich erweitert worden. Denn der Krieg hat so abnorme Verhältnisse geschaffen, daß die ökonomischen Gesetze schwer zu erkennen sind. So geht zum Beispiel Eckstein von der Voraussetzung der freien Konkurrenz aus und untersucht bei den Wirtschaftskrisen nur die Tendenz zur Überproduktion. Heute ist die freie Konkurrenz im weitestem Maße ausgeschaltet, die Produzenten sind zu Monopolisten geworden. Und die Unterproduktion ist das Leiden, das uns am meisten gefährdet und quält. Aber die ökonomischen Gesetze sind darum nicht aufgehoben, sie wirken weiter und die Abnormitäten kann man erst dann völlig begreifen, wenn man den normalen Zustand verstehen gelernt hat.

Die heutige wirtschaftliche Lage zeichnet sich aber auch dadurch vor der normalen aus, daß Fragen, die meist nur den Kapitalisten kümmern, nun auch für den Arbeiter von äußerster Wichtigkeit geworden sind.

Das zeigt sich auch zum Beispiel in dem verschiedenen Interesse, das die drei Bände des Marxschen „Kapital“ erwecken. Der erste Band behandelt den Produktionsprozeß. Er spielt in der Fabrik, legt jene Vorgänge dar, denen der Klassengegensatz zwischen der Lohnarbeit und dem Kapital entspringt. Diesen Band des „Kapital“ hat man vor allem im Auge, wenn man von dem Marxschen Werke spricht. Auch die Schrift Ecksteins popularisiert überwiegend in ihren ökonomischen Ausführungen diesen Band, zieht nur nebenbei noch den zweiten und dritten heran.

Der zweite Band hatte in der Tat bis zum Kriege für die Arbeiter geringeres Interesse. Er behandelt den Zirkulationsprozeß des Kapitals, der damit beginnt, daß der industrielle Kapitalist Produktionsmittel zur Produktion von Waren kauft, und damit endet, daß er die fertigen Waren

verkauft, worauf der Vorgang von neuem beginnt, mit dem gewonnenen Geld neue Produktionsmittel gekauft werden u. s. w.

Die Vorgänge bei diesem Prozeß gehen in erster Linie den Kapitalisten an. Die Höhe seines Profits hängt nicht bloß davon ab, wie hoch der Arbeitslohn, wie lange die Arbeitszeit seiner Arbeiter, sondern auch davon, wie hoch der Preis seiner Rohmaterialien u. s. w., wie hoch der, den er für die verkaufte Ware erzielt, wie rasch der Umschlag seines Kapitals.

Der Arbeiter hat an diesen Vorgängen wenig Interesse. Seine Arbeitsbedingungen hängen direkt davon nicht ab. Wohl bleiben sie nicht ohne Einfluß auf ihn. Bei hohem Preis des Materials, niederem Preis der Ware wird der Kapitalist trachten, sich am Arbeitslohn schadlos zu halten. Und je rascher der Umschlag des Kapitals vor sich geht, desto wichtiger wird für den Kapitalisten der ungestörte Fortgang der Produktion, desto größer sein Interesse, jeden Streik zu vermeiden.

Aber bei alledem hat der Arbeiter auf die Zirkulationsvorgänge nicht den geringsten Einfluß, sie werden ausschließlich vom Kapitalisten geleitet, während bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen der Arbeiter doch ein Wörtchen mitzureden hat.

Der Klassengegensatz tritt im Bereich der Zirkulation auch wenig in Erscheinung. Daher werden die Beweise für die Harmonie der Interessen von Kapital und Arbeit mit Vorliebe ihr entnommen.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß sie für den Sozialismus ohne Belang ist. Dieser vertritt die Interessen nicht bloß der Lohnarbeiterschaft, sondern der Gesellschaft. Er baut auf die Lohnarbeiterschaft, weil deren großes Gesamtinteresse zusammenfällt mit dem gesellschaftlichen Interesse.

Dieses wird aber durch die Zirkulationsvorgänge sehr stark berührt. Aus ihnen entspringen bei der Anarchie zahlloser privater Produktionsstätten die furchtbaren Wirtschaftskrisen, die für alle Sozialisten des 19. Jahrhunderts ein ebenso starkes Argument zugunsten gesellschaftlicher Produktion waren wie die Ausbeutung der Lohnarbeit im Produktionsprozeß.

Nie aber lebten wir inmitten einer so furchtbaren Zirkulationsstörung wie eben jetzt, freilich in einer ganz eigener Art. Entsprangen die Krisen sonst der Schwierigkeit, für die fertige Ware Absatz zu finden, so liegt heute ihre Ursache in dem Mangel an Produktionsmitteln, die während des Krieges aufs furchtbarste verwüstet wurden, indes ihre Neuschaffung aufs äußerste eingeschränkt war.

Alle Klassen leiden sehr unter dieser Zirkulationsstörung, ganz entsetzlich aber die Arbeiterklasse. Sonst brachte die Krise Arbeitslosigkeit, dabei aber doch ein Sinken der Preise. Heute gesellen sich zu den Schrecken der Arbeitslosigkeit noch die weit furchtbareren einer Steigerung aller Warenpreise zu unerschwinglicher Höhe.

Schon das ist ein zwingender Grund für die Arbeiter, heute dem Zirkulationsprozeß ebensoviel Beachtung zu schenken wie dem Produktionsprozeß. Dazu kommt noch, daß die Arbeiter durch die Revolution

ihre politische Macht in den gesetzgebenden Versammlungen und gegenüber den Regierungen oder in ihnen sowie ihre ökonomische Macht durch das Erstarken der Gewerkschaften und durch die Einrichtung von Arbeiterräten bedeutend vermehrt haben. Sie sind daher in höherem Maße als vor dem Kriege imstande, Einfluß zu nehmen, nicht bloß auf die Arbeitsbedingungen im Produktionsprozeß, sondern auch auf die Bedingungen des Zirkulationsprozesses, zum Beispiel die Beschaffung von Rohmaterial.

Das Studium des zweiten Bandes des Marxschen „Kapital" wird jetzt für die Arbeiter ebenso wichtig, wie das des ersten. Sie finden die besten Anweisungen dazu am Schlusse der vorliegenden Schrift.

Wohl ist ein weiter Weg von dieser Schrift bis zum zweiten und dritten Band des „Kapital". Ehe der Leser zu diesem vordringt, sind viele Bücher zu lesen, keines einfach, jedes mit großen Anforderungen an Aufmerksamkeit und Denkkraft verbunden.

Und wenn der Arbeiter die Theorien der Bewegungen der kapitalistischen Welt erfaßt hat, ist seine wissenschaftliche Aufgabe nicht zu Ende. Er studiert die Theorie, um praktisch etwas zu leisten, die Wissenschaft soll für ihn nicht graue Theorie bleiben, sondern angewandte Wissenschaft werden. Diese erfordert aber, daß man es versteht, vom Allgemeinen zum Besonderen vorzuschreiten, den umgekehrten Weg zu gehen, den die Theorie einschlägt, die aus dem Besonderen das Allgemeine ableitet.

Für den Arzt genügt es nicht, Anatomie und Physiologie und die sonstigen wissenschaftlichen Grundlagen der Medizin zu kennen, er muß auch die Eigenart des Kranken, die natürlichen und sozialen Bedingungen, unter denen er lebt, studieren, will er die richtigen Methoden seiner Heilung herausfinden.

So müssen auch die Politiker und Sozialisten nicht bloß die ökonomische Theorie studieren, wie sie am besten Marx entwickelte, sondern auch ihre Anwendung in der Steuerpolitik, Handelspolitik, Bankpolitik, Geldpolitik, Agrarpolitik usw., von denen Marx nicht ausdrücklich handelte. Und sie haben auch noch die besonderen Bedingungen dieser Anwendung in jedem Fall zu untersuchen. Damit stellt unsere Zeit dem Proletarier, der als Sozialist wirken, der die Gesellschaft zu einer höheren Stufe fortentwickeln will, ungeheure Aufgaben des Studiums, Aufgaben, die um so schwerer fallen, da mit dem Fortschreiten der politischen und gewerkschaftlichen Organisation und der staatlichen und kommunalen Tätigkeit des Proletariats sich auch die Gebiete der Verwaltung rasch ausdehnen, die immer mehr Kraft und Zeit des kämpfenden Teiles des Proletariats verschlingen.

Die Anforderungen, die unser Zeitalter an das Proletariat stellt, sind enorm. Aber es muß sich ihnen gewachsen zeigen, wenn es sich bewähren will als die Kraft, die die abgelebte alte Gesellschaft zu einem höheren Dasein emporhebt.

Gerade unsere Tage zeigen uns, daß es nicht damit abgetan ist, wenn man die Macht *gewinnt*, daß dies sogar schädlich werden, zu

Rückschlägen führen kann, wenn es vorzeitig geschieht, ehe man die Fähigkeit erlangt hat, die Macht festzuhalten, was nur demjenigen gelingt, der imstande ist, sie zweckmäßig auszuüben.

Das Proletariat mit Wissen zu füllen, das Monopol der besitzenden Klassen auf Wissen zu brechen, ist ebenso wichtig wie das Brechen des Monopols der Kapitalisten auf den Besitz der Staatsgewalt und der Produktionsmittel. Nur ein Proletariat, das brennender Durst nach Wissen erfüllt, wird seiner großen historischen Aufgabe gewachsen sein.

Und das Zeitalter der sozialen Revolution, das mit dem Ende des Weltkrieges eingesetzt hat, bringt dem Proletariat nicht nur eine Fülle schwerer Aufgaben, sondern auch eine Verbesserung der Bedingungen, ihnen gerecht zu werden.

Vor allem ist der Achtstundentag als Maximalarbeitstag allenthalben zur Wahrheit geworden und damit die Zahl der Stunden im Tage vermehrt, während denen der Arbeiter sich selbst und seiner Sache gehören kann.

Dieser Fortschritt wird heute noch nicht vollständig fühlbar, da der Arbeiter augenblicklich seine freie Zeit oft im Suchen nach Lebensmitteln vergeuden muß. Und in seinem Zustand der Unterernährung erschöpft ihn leicht achtstündige Arbeit ebensosehr wie ehedem zehnstündige und läßt ihm wenig Kraft für die Arbeit zur Erweiterung seines Wissens und zu dessen Anwendung im Dienste des Sozialismus.

Erst wenn die Nahrungsschwierigkeiten überwunden sind, wird die Verkürzung der Arbeitszeit ihre volle Bedeutung für die geistige Höherentwicklung der Arbeiterschaft gewinnen.

Aber wer unter den Proletariern es kann, muß heute schon im Interesse seiner Klasse, im Interesse der sozialen Revolution alles aufbieten, um sein Wissen zu erweitern. Die Verkürzung der Zeit der Arbeit im Produktionsprozeß soll doch nicht eine bloße Verlängerung der Zeit für Karten und Kinos bedeuten.

Wer immer aber sich daran macht, den Kapitalismus und den aus diesem zu entwickelnden Sozialismus zu studieren und sich zu einem bewußten Kämpfer für unsere große Sache zu bilden, der wird keinen besseren Ausgangspunkt finden als die Gespräche, die unser Freund Eckstein „zur Einführung in die Grundbegriffe des wissenschaftlichen Sozialismus" niederschrieb.

Sie verdienen die weiteste Verbreitung.

Berlin, März 1920.

Karl Kautsky.

Vorwort zur siebenten Auflage.

Es ist ungefähr zwei Jahrzehnte her, daß die vorliegenden Abhandlungen zuerst in Artikelform gedruckt wurden. Mehr als ein Jahrzehnt, daß sie in Buchform erschienen. Die ökonomischen Bedingungen unmittelbar nach dem Kriege waren grundverschieden von denen vor dem Kriege und die einen wie die anderen wieder grundverschieden von denen von heute. Im Vorwort zur ersten Auflage, abgefaßt 1920, konnte ich noch von der „Unterproduktion" reden, als „dem Leiden, das uns am meisten gefährdet", und von einer Krise, die „dem Mangel an Produktionsmitteln" entspringt. Nichts davon gilt heute.

Jede der drei bisherigen Erscheinungszeiten der Ecksteinschen Arbeit fällt in eine andere ökonomische Situation. Ein sprechendes Zeugnis dafür, in welch revolutionärer Zeit wir leben. Und doch, trotz allem Wandel der Zeiten und der Verhältnisse behält das, was Eckstein geschrieben, unverändert seinen Wert und seine Bedeutung.

Denn trotz aller Revolutionen und Wandlungen der letzten zwei Jahrzehnte ist die kapitalistische Produktionsform — leider! — noch die herrschende geblieben. Wohl waren 1910 ihre Erscheinungsformen in manchen Punkten anderer Art als 1920 und diese wieder anders als 1931. Aber die Grundlagen des Produktionsprozesses blieben die gleichen, und sicher gilt auch heute noch, was ich 1920 im Vorwort zur ersten Auflage schrieb:

„Die ökonomischen Gesetze (der kapitalistischen Wirtschaft) sind darum nicht aufgehoben, sie wirken weiter und die Abnormitäten kann man erst dann völlig begreifen, wenn man den normalen Zustand begreifen gelernt hat."

Die ursprüngliche Artikelserie Ecksteins in der „Arbeiterjugend" hat vielen Tausenden heranwachsender Arbeiter reiche Belehrung, eine feste Grundlegung ihres sozialistischen Schaffens, Begeisterung und Siegeszuversicht gebracht. Dieselbe Wirkung übte gleich nach dem Kriege die erste Ausgabe der Artikel in Buchform. Die nun erfolgte neue Ausgabe wird darin hinter ihren Vorläufern nicht nachstehen. Ich wünsche ihr den gleichen Erfolg, den jene hatten. Dieser Erfolg wird das schönste Denkmal für meinen toten Freund bilden, ein Denkmal, das ganz seinem Geiste entspricht, seiner heißen Liebe zur Wissenschaft und zum arbeitenden Volke.

Wien, März 1931.

Karl Kautsky.

Das Leben und Wirken Gustav Ecksteins.

Von Therese Schlesinger.

Gustav Eckstein wurde am 19. Februar 1875 als das jüngste von den zehn Kindern des Chemikers und Fabrikanten Albert Eckstein in Wien geboren.

Der Ecksteinsche Betrieb, eine Pergamentpapierfabrik, war im Jahre 1860 im kleinsten Maßstab begonnen und ist später durch eine Reihe Ecksteinscher Erfindungen zu einer gewissen Bedeutung in manchen Zweigen der Produktion, besonders der Zuckerraffinerien der achtziger- und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gelangt, ist aber bis an sein Ende nur ein mittlerer, ziemlich patriarchalisch geleiteter Betrieb geblieben.

Albert Eckstein starb nach jahrelangem Siechtum, als Gustav erst sechs Jahre alt war. Die Kindheit und Jugend des ein wenig schwächlichen Jungen stand vorwiegend unter dem Einfluß seiner hochbegabten Mutter. Dieser war es gelungen, den von ihrem Gatten ererbten Betrieb noch durch mehr als 20 Jahre weiterzuführen.

Um die Jahrhundertwende aber wurde das Unternehmen, das früher eine Monopolstellung gehabt, von viel jüngeren Konkurrenten überholt und schließlich mit einer der neuen Unternehmungen verschmolzen.

Aber der innige Zusammenhang des alten Fabrikbetriebes mit dem Leben der Familie Eckstein hat immerhin lange genug gedauert, daß auch deren jüngster Sprößling gleich seinen älteren Geschwistern, inmitten des Lebens und Treibens der Fabrik aufgewachsen ist. In dem geräumigen Fabrikhof und dem daran grenzenden Garten spielte und tollte der kleine Gustav mit den Proletarierkindern der ganzen Umgebung und drang von dort aus immer wieder in das Kesselhaus und in die Maschinensäle ein, so daß er und seine Kameraden von den Arbeitern bald mit Güte, bald mit Strenge verscheucht werden mußten.

In Gustav Ecksteins früher Jugend stand der Arbeiterschutz in seinen ersten Anfängen. Gustavs Eltern hegten großes Interesse für diese Frage und versuchten manches, das später zur allgemeinen Geltung gelangt ist, wie die Verkürzung der Arbeitszeit und die Krankenversicherung, im Rahmen ihres eigenen Betriebes vorwegzunehmen. Die Notwendigkeit

und Durchführbarkeit der Arbeiterversicherung, die Verbesserung der Lage der Arbeiter und deren politische Rechtlosigkeit bildeten häufig das Gesprächsthema am Ecksteinschen Familientisch, sowohl zu Lebzeiten des Vaters, als auch nach dessen Tod. Diese Jugendeindrücke erweckten in Eckstein sehr frühzeitig warme Anteilnahme an dem Los des Proletariats und den Wunsch, an dessen Verbesserung mittätig zu sein.

Er besuchte das Gymnasium und studierte dann Rechtswissenschaften. Mit einer Anzahl gleichgesinnter Freunde gründete er einen sozialdemokratischen Studentenverein, dem eine viel längere Existenz beschieden war, als seinen sehr kurzlebigen Vorgängern. Um politischen Belästigungen zu entgehen, hat sich dieser Verein zuerst nur „akademische Vereinigung“ und dann, um einige Jahre später, „Freie Vereinigung sozialistischer Studenten“ genannt. Er bestand bis nach Abschluß des Krieges.

Nachdem Gustav den Doktorgrad an der Wiener Universität erworben hatte, arbeitete er ein Jahr lang als Rechtspraktikant an verschiedenen Gerichten und später als Konzipient in einer Advokaturskanzlei.

In diese Zeit fallen seine ersten schriftstellerischen Arbeiten und begann auch seine Mitarbeit an Karl Kautskys berühmter wissenschaftlicher Wochenschrift „Die neue Zeit“. Zugleich trat er auch schon als Vortragender nicht nur im Studentenverein, sondern auch in Arbeiterversammlungen auf und gewann die Sympathie und Anerkennung vieler Genossen.

Nach wenigen Jahren verheißungsvoller Tätigkeit, während der er zuweilen gekränkelt hatte, ohne dem viel Beachtung zu schenken, wurde er in so heftiger Weise von der Lungentuberkulose befallen, daß die Ärzte auf schleunigem Wechsel des Klimas bestanden. Eckstein war, wenn er auch äußerlich eine ruhige Haltung zu bewahren und seine schwer besorgten Angehörigen zu ermutigen verstand, doch von diesem ärztlichen Urteil hart betroffen. Nicht etwa, als wenn er für sein Leben gefürchtet hätte, aber der Gedanke aus allen Arbeiten und Plänen herausgerissen und vielleicht zu jahrelangem Müßiggang in Heilanstalten verurteilt zu sein, bedrückte ihn schwer. Er ließ sich zwar bewegen, nach Davos, dem berühmten klimatischen Kurort in der Schweiz zu reisen und sich dort den strengen Anordnungen der Ärzte zu fügen, aber sobald sich sein Zustand nur um ein weniges gebessert hatte, ließ er sich viele wissenschaftliche Bücher kommen und leitete ein Korrespondenz mit angesehenen Fachleuten ein, um sich darauf vorzubereiten, die Zeit bis zu seiner vollständigen Heilung nicht müßig in einer Anstalt, sondern auf einer großen Studienreise nach Ostasien, insbesondere China und Japan zu verbringen. Diese Reise trat er nach einem einjährigen Aufenthalt in Davos an. Er war der erste Sozial-

demokrat, der Japan bereiste. In Tokio und anderen großen Städten fand er bereits Ansätze sozialdemokratischer Organisationen und wurde in deren Mitte freudig begrüßt. Er schickte eine Reihe von Artikeln an die „Arbeiter-Zeitung", in welchen er über seine Eindrücke berichtete. Mit den Führern der japanischen Organisationen ist er später noch durch lange Jahre im Briefwechsel geblieben. Auf dieser langen Reise zu Wasser und zu Lande lernte Eckstein auch die Leiden der auswandernden Arbeiter und besonders die der chinesischen Kulis kennen. Er hat später über die Aus- und Einwanderung der gelben Arbeiter bedeutende, nicht nur von großer Sachkenntnis, sondern auch von tiefster menschlicher Anteilnahme zeugende Artikel geschrieben.

So ergebnisreich sich aber auch diese Weltreise für Ecksteins Wissen und Erfahrung erwiesen hatte, so hat sie doch seine Genesung nicht wesentlich gefördert, so daß er nach seiner Rückkehr noch immer nicht in einem Büro arbeiten durfte. Statt aber wieder in eine Heilanstalt zu gehen, zog er vor, Sommer und Winter in einsamen Gebirgsdörfern Tirols und Niederösterreichs zu verbringen. Seine Studien und schriftstellerischen Arbeiten füllten den größten Teil seiner Zeit aus. Aber von Natur aus sehr gesellig und heiter, fand er auch immer Menschen, die sich ihm gerne anschlossen und denen er durch seine tiefe Herzensgüte, Klugheit und seinen feinen Humor über manche innere Schwierigkeit hinwegzuhelfen vermochte. Angehörige, Freunde und Genossen ließen es sich oft sehr angelegen sein, ihre Ferienpläne so einzurichten, daß sie möglichst viel Zeit mit Eckstein verbringen konnten. Seine herzliche Liebenswürdigkeit, sowie die ihm eigentümliche Kunst, selbst schwierige Themen im Gespräch klar und einfach zu behandeln, machten das Zusammensein mit ihm nicht nur zu einem sehr genußreichen, sondern auch zu einem sehr gewinnbringenden.

Eine lange Reihe von Jahren war so hingegangen, bis sich Ecksteins Gesundheit endlich soweit gebessert hatte, daß er daran denken durfte, wieder in einer größeren Stadt und unter normalen Bedingungen zu arbeiten. Nun machte sein verehrter Meister Karl Kautsky ihm, dem geschätzten Mitarbeiter, den Vorschlag, nach Berlin zu kommen, und an der „Neuen Zeit" ständig tätig zu sein. Mit großer Freude folgte er dieser Einladung. Im Herbst 1909 eröffnete sich ihm in Berlin ein großes Feld der Betätigung. Er schrieb nicht nur selbst sehr fleißig für die „Neue Zeit" sondern fand auch Gelegenheit, sein pädagogisches Talent dadurch mehr zu entwickeln, daß er eingesendete Manuskripte zu beurteilen und junge Mitarbeiter mündlich und schriftlich zu beraten hatte. Seine Gesundheit war aber noch immer großen Schwankungen unterworfen. Er durfte keineswegs das Leben eines Gesunden führen, sondern war dauernd

gezwungen, sich zu schonen und auf die meisten Lebensfreuden zu verzichten. Nur so brachte er es zustande, in den Jahren 1910 und 1911 neben seiner redaktionellen Arbeit auch noch als *Lehrer an der Berliner Parteihochschule* zu wirken. Er trug dort Geschichte des Sozialismus vor und man darf wohl sagen, daß diese Jahre fruchtbarer Arbeit inmitten eines auserlesenen Freundeskreises zu den glücklichsten seines Lebens gehörten. Seine Tätigkeit wurde in der reichsdeutschen Partei lebhaft anerkannt und bei Karl Kautsky und seiner Familie fand er nicht nur Freundschaft und Wertschätzung, sondern auch die liebevolle Wärme eines zweiten Elternhauses.

Wie hoch Karl Kautsky Ecksteins Mitarbeiterschaft bewertete, dem hat er selbst einmal mit folgenden Worten Ausdruck verliehen:

„Seit 1901 kannte ich Eckstein als hervorragende Kraft, auf die ich die größten Hoffnungen setzte. Lange Jahre machte ihn eine schwere Krankheit unfähig zu intensivem Schaffen. Endlich 1909 war er einigermaßen soweit hergestellt, daß er wieder daran denken konnte, regelmäßig zu arbeiten. Er kam nach Berlin, um an der Parteiarbeit teilzunehmen, und da ich gerade überlastet war, zeitweise auch kränkelte, war es mir sehr willkommen, daß er mir in der Redaktion half. Aus gelegentlicher Hilfe wurde allmählich eine regelmäßige, die ich immer höher schätzte. Eckstein erwies sich als eine außerordentliche Kraft. Ebenso fleißig wie selbstlos, gewissenhaft, gründlich gebildet, war er von einer überraschenden Vielseitigkeit, wie sie selten gefunden wird. Er beherrschte ebenso die Ökonomie und die Staatengeschichte wie die Geschichte und Theorie des internationalen Sozialismus, war ein durchgebildeter Jurist, ein Naturforscher, ein tiefer Philosoph, und bei all dem nicht nur ein Theoretiker ersten Ranges, sondern auch ein ebenso kluger wie mutiger und unbeugsamer Taktiker.

So wurde er mir bald unentbehrlich. Dabei erwies er sich als guter Kamerad, stellte sich gut mit meinem Freunde und Kollegen Wurm, wie auch mit Mehring, der ihn an die Parteischule als Lehrer empfahl, an der er mit bestem Erfolg wirkte."

Ecksteins Tätigkeit an der Parteihochschule dauerte aber nur zwei Jahre lang. Dann wurde er von der Polizei vor die Wahl gestellt, entweder dieser Tätigkeit zu entsagen oder ausgewiesen zu werden, so daß ihm nichts anderes übrigblieb, als sich nun ausschließlich und noch intensiver seiner schriftstellerischen und redaktionellen Arbeit zu widmen. Außer sehr zahlreichen Artikeln sowohl für wissenschaftliche als auch für Tagesblätter veröffentlichte er auch eine Broschüre über „*Japanisches Familienrecht*". Seine späteren Schriften „*Der Marxismus in der Praxis*", „*Die Deutsche Sozialdemokratie*

während des Weltkrieges", sowie auch „Sozialismus und Kapitalismus", konnten erst nach Abschluß des Krieges und nach Aufhebung der Zensur erscheinen, zu einer Zeit also, in welcher der Verfasser nicht mehr lebte.

Sosehr sich aber Eckstein auch seiner Redakteurtätigkeit und insbesondere der wissenschaftlich und menschlich gleich wertvollen Zusammenarbeit mit Karl Kautsky erfreute, so hat er doch nie aufgehört, sich darüber hinaus nach einer solchen Aufgabe zu sehnen, die ihn in direkten Zusammenhang mit den Arbeitern gebracht hätte. Jeden Versuch aber, in einer Volksversammlung zu sprechen, mußte er mit einer neuerlichen Verschlimmerung seines Leidens und einer Zeitspanne gänzlicher Arbeitsunfähigkeit bezahlen.

Derart gehemmt zu sein, war ihm so schmerzlich, daß er sich ohne Zaudern einer lebensgefährlichen Lungenoperation unterzog, die ihn, falls er sie überstehen konnte, für dauernd kräftigen sollte. Die Operation gelang und hatte Erfolg. Nun durfte er endlich auch wieder sein pädagogisches Talent bewähren und zwar vorwiegend an jungen Arbeitern, zu denen ihn das Herz besonders zog. Für sie schrieb er auch die vorliegende Schrift, und zwar ließ er die einzelnen Gespräche zuerst in dem Blatt der jugendlichen Arbeiter Deutschlands, die „Arbeiter-Jugend", erscheinen.

Dann kam der Weltkrieg. Und da zeigte es sich nur zu bald, daß Ecksteins Organismus weder den schweren Gemütserschütterungen, denen jeder verantwortliche Genosse damals unterworfen war, noch dem Nahrungsmangel der Kriegszeit standhalten konnte.

Wieder kamen Fieberanfälle, die ihn zeitweise arbeitsunfähig machten. Er vermochte es aber nicht, sie mit der alten Geduld zu ertragen, denn er erkannte damals schon klar, daß dem Krieg die Revolution folgen würde und der Gedanke, diese nicht als Mitkämpfer in den Reihen des Proletariats, sondern als untätiger Zuschauer erleben zu müssen, erschien ihm als die furchtbarste Bedrohung. Der Arzt, der ihn vor Jahren operiert hatte, riet zu einer zweiten ergänzenden Operation. Andere Ärzte und viele Freunde wollten aber durchaus nicht zulassen, daß Eckstein sich neuerdings schwerer Lebensgefahr aussetzte. Er aber hörte nicht auf sie, sondern war fest entschlossen, sein Leben einzusetzen, um arbeits- und kampffähig zu werden.

Ehe die Frage der Operation noch entschieden war und während darüber mit dem Operateur in Zürich schriftlich verhandelt wurde, hielt Eckstein einen Kurs für Berliner Vertrauensmänner ab, in welchem die Aussichten erörtert wurden, die jede mögliche Entscheidung im Krieg eröffnete. Wenn man heute die Thesen liest, zu denen der Vortragende

damals gelangt ist, so erkennt man den Weitblick, mit welchem er in die Zukunft gesehen hat.

Im Frühjahr 1916 nahm Eckstein Urlaub und begab sich nach der Schweiz, um zunächst (so forderte es der Arzt) seinen Zustand durch gute Ernährung zu verbessern und so erhöhte Kraft zum Ertragen der Operation zu erwerben. Mitte Juli wurde er operiert, aber eine Woche später, am 26. Juli, starb er an einer Lungenentzündung, welche den beginnenden Heilungsprozeß jäh unterbrach.

Viel zu früh, im Alter von 41 Jahren, mußte dieser stille Held, der dem Proletariat noch unabsehbar viel zu geben gehabt hätte, von seinem Werk scheiden, aber sein sehnlichster Herzenswunsch, den sozialdemokratischen Nachwuchs in den marxistischen Gedankengängen zu schulen, ist nicht unerfüllt geblieben. Durch persönliche Einwirkung hätte er ja doch immer nur auf einen beschränkten Kreis von Schülern und Anhängern aufklärend und befeuernd wirken können, durch seine Schriften aber und besonders durch sein marxistisches Erziehungsbuch, „Kapitalismus und Sozialismus", das längst zur Bibel der österreichischen und reichsdeutschen Arbeiterjugend geworden ist, und nun in siebenter Auflage mit neuem Namen erscheint, wirkt nicht nur sein tiefes Wissen und seine feste Überzeugung, sondern auch seine pädagogische Begabung, sowie die Kraft und der Reiz seiner Persönlichkeit mächtig fort. Er lebt unter uns als das Vorbild eines Sozialdemokraten, der keinen anderen Ehrgeiz gekannt hat als den, für die Befreiung des Proletariats zu leben und zu sterben.

Wien, Mitte März 1931.

Was ist Sozialismus?

„Und es ist doch ein Unsinn, was du da sagst. Die Menschen sind nun einmal nicht gleich, und es ist darum auch ein Unsinn, sie gleich behandeln zu wollen."

„Gar so ungleich sind die Menschen nicht, wie man immer sagt. Ungleich ist, was sie lernen, wie sie aufwachsen, und deshalb sind auch die erwachsenen Leute so verschieden. Gib das Kind einer Gräfin zu einer Arbeiterin und umgekehrt, und kein Mensch wird es später bemerken."

Dieses Gespräch hörte ich unlängst, als ich an einem schönen Sonntagvormittag auf einer Bank im Tiergarten saß. Zwei junge Leute waren im eifrigsten Gespräch die Allee herabgekommen und hatten, ohne mich irgendwie zu beachten, auf der Bank neben mir Platz genommen. Sie waren beide nett, aber einfach gekleidet. Ihre jugendlichen Gesichter, die auf ein Alter von etwa 16 bis 17 Jahren schließen ließen, sahen intelligent und durch das Gespräch angeregt aus. Der Gegenstand ihres Streites schien für beide großes Interesse zu besitzen.

„Erinnere dich nur", begann jetzt wieder der Kleinere von den beiden, der zuletzt gesprochen hatte, „an die Geschichte, die unlängst in der Zeitung stand. Da war eine lange Gerichtsverhandlung darüber, ob das Kind einer Gräfin nicht in Wirklichkeit ein unterschobenes Bauernkind war. Was haben sie da nicht alles ausprobiert, um die Wahrheit herauszukriegen, und zum Schluß wußte keiner viel mehr als zu Anfang. Und überhaupt, ist denn das ein Grund, warum der eine arm sein soll und der andere reich? Oft sind doch gerade die gescheiten Leute arm und die dummen sind reich. Die dicken, starken Kerls können oft faulenzen und unsere Martha zum Beispiel muß in die Fabrik gehen, wenn sie noch so sehr hustet. Ist das gerecht? Muß das so sein?" Er hatte sich ordentlich in Eifer geredet und sah jetzt fast zornig drein.

„Ja, schön sieht das nicht aus", sagte der Größere nach einer kurzen Pause. „Aber was kann man dagegen machen? Es hat immer Reiche und Arme gegeben. Und ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich eingesegnet wurde, sagte der Herr Pastor, daß Gott es so eingerichtet habe, damit die Armen sich in Demut üben und die Reichen in Barmherzigkeit. Wenn keiner mehr den anderen brauchte, sagte er, da würden sich die Menschen ganz fremd werden, jeder würde nur für sich sorgen und eigensüchtig werden."

„Und du glaubst das?" platzte nun der andere heraus. „Der Pastor hat doch auch gesagt, daß Gott allgerecht und allgütig ist. Und da soll die schöne Einrichtung von ihm sein, daß der arme Teufel demütig bitten muß, damit der Reiche seine Barmherzigkeit zeigen kann. Neulich ist unsere Martha heulend nach Hause gekommen und hat erzählt, daß sie in der Fabrik, wo sie früher gearbeitet hat, entlassen worden ist. Na, die Mutter hat sie schön ausgescholten. Zuerst wollte die Martha gar nicht sagen, was denn auf einmal

geschehen war. Endlich kriegte Mutter es aber doch raus. Der Sohn vom Chef ist gegen das Mädel frech und zudringlich geworden; und wie sie sich nicht mehr anders helfen konnte, da gab sie ihm eine Maulschelle, daß es klatschte. Da hat er sie rausgeschmissen. Und das soll der liebe Gott selber so angeordnet haben, daß der lumpige Kerl mit dem Auto fährt und meine Schwester jetzt in die chemische Fabrik zur Arbeit gehen muß, wo es so stinkt und sie aus dem Husten nicht herauskommt? Nein, mit den Geschichten verschone mich lieber. Und glaubst du am Ende gar, daß Demut und Barmherzigkeit notwendig sind, damit die Menschen zusammenhalten? Sind wir zwei nicht befreundet, ohne daß einer gegen den anderen „barmherzig" sein muß? Gerade zwischen den Reichen und den Armen herrscht verdammt wenig Zusammenhalt!"

Der andere war nachdenklich geworden; endlich aber sagte er: „Aber das ist doch wahr, daß es immer Reiche und Arme gegeben hat, und das kann man auch nicht abschaffen. Weißt du noch, wie der Lehrer uns in der Schule von den alten Römern erzählt hat, was die erst alles angegeben haben! Da waren auf der einen Seite so reiche Leute, die Nachtigallenzungen gegessen haben und Fische, die mit Menschenfleisch gefüttert waren; und auf der anderen Seite waren die armen Sklaven, die zur Arbeit gepeitscht wurden. Haben wir es da nicht doch noch besser?"

„Das ist schon wahr", sagte der Kleinere zögernd. „Aber immer war es doch nicht so. Zum Beispiel die alten Deutschen, die die Römer so verklopft haben; bei denen hat es keine so reichen und keine so armen Leute gegeben wie bei den Römern. Vielleicht waren sie gerade deshalb die Stärkeren. Am Ende geht es uns auch noch so, daß von irgendwo fremde Völker kommen, bei denen es noch nicht soviel Elend gibt, vielleicht die Japaner, und uns kurz- und kleinschlagen wie damals die Deutschen die Römer."

„Na, das glaube ich nicht", lachte der Größere. „Mit uns werden sie nicht so rasch fertig werden; noch dazu habe ich neulich in der Zeitung gelesen, daß es dort drüben jetzt auch schon so ausschaut wie bei uns, daß sie auch Fabriken haben und reiche Fabrikanten und viele arme Teufel. Das ist eben so auf der ganzen Welt; und wenn es auch vielleicht wirklich ein Uebel ist, so ist doch dagegen kein Kraut gewachsen."

„Aber die Sozialdemokraten sagen doch, daß es nicht so sein muß." Der Kleinere geriet wieder in Eifer. „Erst unlängst hörte ich in der Werkstatt ein Gespräch mit an. »Laß nur mal die Roten zu Macht kommen,« sagte der lange Max, weißt du, das ist der junge Sozi, von dem ich dir schon so oft erzählt habe, »und ihr werdet sehen, wie alles anders wird. Wenn nur einmal die Arbeiter wirklich zusammenhalten, dann können sie kommandieren, und dann werden sie selber essen, was sie geschafft haben.«"

„Ja freilich," unterbrach hier der Größere lachend, „eure Maschinen, die ihr macht, die werdet ihr aufessen, und wir werden alle Kleider selber anziehen, die bei uns im Magazin liegen."

„Na, so dumm ist Max nicht," sagte der andere zornig, „daß er so was glaubt. Natürlich, wenn wir in unserer Werkstatt und ihr in eurem Geschäft anfingen, dann könnte nichts Gescheites dabei herauskommen. Darum müssen eben alle zusammenhalten. Dann kann jeder das kriegen, was er braucht."

„Na also," erwiderte der Größere, „da bist du ja bei der Teilerei. Das sagt ja auch der Vater immer. Die Sozialdemokraten wollen teilen und dann fängt die alte Geschichte von vorn an. Dazu wollen sie die alte Ord-

nung umstürzen, den Kaiser abschaffen und die reichen Leute ausplündern. Dann geht das große Juchhe los, bis alles durchgebracht ist. Na, ich glaube selber, Vater übertreibt da; aber etwas wird schon dran sein. Wenn heute geteilt wird, ist morgen die alte Geschichte, nur daß jetzt andere Leute reich sind, als die es früher waren. Aber dazwischen wäre eine Revolution mit Mord und Brand, mit all dem Jammer und Elend."

„So was Aehnliches hat unlängst auch der Werkführer bei uns gesagt. Da ist aber Max wütend geworden. »Wie oft«, hat er geschrien, »soll man es euch noch sagen, daß wir gar nicht teilen wollen, daß wir gerade wollen, alles soll allen gemeinsam gehören. Heute ist alles unter die Reichen verteilt und die Armen haben fast gar nichts. Ihr teilt, nicht wir.« Es war ein Glück, daß Max zum Verein der Metallarbeiter gehört, sonst wäre er hinausgeflogen für seine Keckheit; aber mit denen bindet der Werkführer nicht gern an. Ganz habe ich freilich auch nicht verstanden, was er gemeint hat."

„Siehst du, das ist es eben", erwiderte nun der Größere in überlegenem und lehrhaftem Tone. „Die meisten Arbeiter verstehen selber nicht recht, warum sie für die Roten sind. Wenn man nicht auf diese unverständlichen Phrasen hört, sondern sich das wirkliche Leben betrachtet, dann sieht man, daß die Sozialdemokraten das Kleingewerbe, den gesunden Mittelstand, ruinieren, daß sie den Landarbeiter in die Stadt locken, wo er nur unglücklich wird, daß sie überall Unzufriedenheit und Unfrieden stiften, kurz, daß sie auf den Umsturz ausgehen. Was sie wollen, das ist ein unmöglicher Unsinn, und wie sie es durchführen wollen, das ist gar schlecht und dumm. Werden die Arbeiter vielleicht glücklicher sein, wenn die Sozi die Familie zerstört haben, wenn alle Ordnung aufgehört hat und jeder nur nimmt, so viel er erwischen kann? Die unverständlichen Redereien der Agitatoren verführen die Arbeiter nur zum Unglück. Ein Blick ins wirkliche Leben zeigt dies sofort."

„Glauben Sie das wirklich?" mischte ich mich nun in das Gespräch, dem ich mit wachsendem Interesse gefolgt war. Zum Schluß hatte allerdings der Größere von den beiden Jungen gesprochen, wie wenn er eine eingelernte Lektion hersagte. Man merkte, daß er das, was er da herbetete, oft und oft mußte gehört haben. „Glauben Sie das wirklich," sagte ich also, „daß so die Lehren des wirklichen Lebens aussehen? Das haben Sie gewiß noch nicht selbst ausprobiert. Ich höre es Ihnen an, daß Sie da nur was Eingelerntes hersagen."

Im ersten Augenblick waren die beiden jungen Leute erschrocken und auch unwillig, daß sich ein Fremder, von dessen Anwesenheit sie gar keine Notiz genommen hatten, in ihr Gespräch mischte. Bald aber war es mir gelungen, mir ihr Vertrauen zu erwerben, und nun sprachen wir weiter über die Fragen, über die sie eben gestritten hatten; binnen kurzem waren wir gute Bekannte geworden. Der Kleinere von den beiden war jugendlicher Hilfsarbeiter in einer Maschinenfabrik, der Größere war Handlungslehrling in einem Kleiderkonfektionsgeschäft. Sie hatten schon als Kinder viel zusammen gespielt und waren in dieselbe Schulklasse gegangen, und so hatte sich die warme Freundschaft erhalten, auch als sich ihre Lebenswege trennten. In ihren Anschauungen gingen sie freilich oft recht weit auseinander, da jeder von ihnen stark von der häuslichen Umgebung beeinflußt war. Wilhelm, der künftige Kommis, war der Sohn eines Schutzmannes, Karl der eines Arbeiters. Es war daher nur natürlich, daß ihre Eltern

in vielen Dingen sehr verschieden dachten, und das färbte auch auf die Söhne ab. Der Streit, den ich eben mitangehört hatte, war nicht der erste über diesen Gegenstand, und bisher war es noch keinem von beiden gelungen, den anderen für seine eigene Ansicht zu gewinnen.

Da sich Wilhelm selbst auf die Lehren des wirklichen Lebens berufen hatte, regte ich nun an, daß damit auch Ernst gemacht werden solle. Wir verabredeten, daß wir einander am nächsten Sonntag wieder treffen wollten. Um in der einfachsten Weise festzustellen, ob denn die Verhältnisse wirklich so unveränderlich seien, wie besonders Wilhelm behauptet hatte, meinte ich, daß es das praktischeste wäre, wenn jeder von uns seinen Vater ersuchte, ihm seine Leidensgeschichte zu erzählen. Darüber wollten wir uns dann berichten. Da würde sich ja gleich zeigen, ob und wie sich die Verhältnisse in der letzten Zeit geändert hätten. So schieden wir denn mit dem gegenseitigen Versprechen, uns am folgenden Sonntag wieder zusammenzufinden.

Bauernleben in der guten alten Zeit.

Als wir wieder zusammenkamen, fragten wir zunächst Wilhelm, was er zu berichten habe. Er wurde etwas verlegen, und endlich sagte er: „An meinen Vater traue ich mich nicht recht heran mit so einer Frage. Der ist immer so streng gegen uns Kinder; aber der Großvater, der bei uns wohnt, der erzählt gerne, und so habe ich den gefragt, wie es denn in seiner Jugend ausgesehen hat, ob es da viel anders war als heute; und da erzählte er mir gleich aus seinen Erinnerungen. Wenn es euch recht ist, will ich euch die Geschichte ganz so wiedergeben, wie er sie erzählt hat; denn ich habe gut aufgepaßt und mir sie gut gemerkt."

Wir waren ganz einverstanden, und so begann Wilhelm:

„Du fragst, mein Junge," sagte der Großvater, „ob die Welt in meiner Jugend anders ausgesehen hat als heute? Das will ich meinen! Wenn ich mich so zurückerinnere, wie alles damals war, so kommt es mir ganz wunderlich vor, daß doch alles so geschwind gegangen ist.

Mein Vater war Bauer in Schlesien, und ich bin auf dem Lande aufgewachsen. Als ich aber unlängst zum Begräbnis meiner Schwester wieder in der Heimat war, da erkannte ich das Bauernleben kaum wieder. Bei uns gab es das nicht, daß so viel beim Kaufmann und gar in der Stadt gekauft wurde, wie das jetzt geschieht. Was nur ging, das wurde zu Hause gemacht. Die Mutter und meine Schwester spannen fleißig im Winter und das Gespinst wurde gleich im Dorf gewoben. Schuhwerk trug man überhaupt nur im Winter, und das waren Holzschuhe, die zu Hause angefertigt wurden. Kleider und Wäsche machte Mutter zurecht, den Pflug und die Egge besserte der Vater selber aus, und wenn was Neues nötig war, dann machte es der Dorfschmied.

Mein Vater war schon ein wohlhabender Mann. Wir hatten vier Kühe und zwei Pferde im Stalle stehen, mit denen Vater auf dem Gutshof Spanndienst leisten mußte. Damals war nämlich der Bauer nicht so frei wie jetzt, wo er nur für sich selber zu arbeiten hat und den Hof verkaufen und fortziehen kann. Das gab es damals nicht. Wer Pferde hatte, der mußte mehrmals die Woche zeitlich früh mit ihnen auf den Gutshof kommen und da für den Gutsherrn arbeiten. Meine zwei älteren Brüder und meine

Schwester mußten auch jedes ein Jahr umsonst dort dienen, und außerdem mußten wir noch Hühner, Eier, Butter und weiß Gott was noch für Sachen dem Gutsherrn geben. Fortziehen durften wir nicht, und wollte nur ein Bauer seinen Jungen was anderes werden lassen als wieder Bauer, so war die Erlaubnis des Gutsherrn dazu nötig. Dafür aber durften wir auch im herrschaftlichen Wald Klaubholz suchen und unser Vieh auf die Gutsweide treiben. Das war mein Geschäft. Und ich kann mich noch sehr gut erinnern, wie eines schönen Tages der Herr Gutsverwalter daherkam und mich mitsamt meinen Kühen davonjagte.

Ich wußte nicht, was das auf einmal zu bedeuten hatte, denn bis dahin hatte er nie etwas dagegen gesagt. Ich wollte den Vater fragen; aber als ich weinend nach Hause kam, was war da für eine Aufregung im Hause! Die Mutter weinte, der Vater fluchte und rang die Hände. Alles war in heller Verzweiflung. Damals begriff ich nicht, was denn Schreckliches geschehen war. Erst viel später erfuhr ich den Zusammenhang.

Unser Gutsherr, der Herr Graf, hatte meinem Vater den Spanndienst und Handdienst, wie man das dazumal nannte, erlassen, und wir brauchten auch keine Hühner usw. mehr zu geben. Dafür aber nahm er uns das Klaubholz und die Weide und den halben Grund, der seit Menschengedenken in unserer Familie gewesen war. Mein Vater wollte das gar nicht glauben und lief gleich zum Kreisamt und wollte Klage führen; aber dort sagten sie ihm, der Herr Graf sei ganz in seinem Rechte, es bestehe da so ein Gesetz, das ihm das erlaubt. Und wie mein Vater das nicht glauben wollte, da drohten sie ihm mit dem Einsperren.

Das war ein schwerer Schlag. Freilich, daß er die Dienste nicht mehr zu leisten brauchte und die Kinder zu Hause behalten konnte, das war dem Vater schon recht! Aber die Hälfte von seinem Grund und Boden wegzunehmen, das war doch schrecklich. Dann war unser Haus schon alt und schadhaft, und der Vater wollte im nächsten Jahr ein neues bauen oder doch ein neues Dach aufsetzen. Das Holz hätte er aus dem Herrschaftswald holen können. Das durfte er nun auch nicht mehr.

Jetzt ging es ans Sparen! Zwei Kühe mußten gleich verkauft werden, denn nun war kein Futter mehr für sie da, und so hatte ich auch nichts mehr zu tun, denn die anderen zwei Kühe standen im Stall. Für das kleine Stück Land, das dem Vater geblieben war, gab es nun in der Familie reichlich genug Hände und mehr als genug Münder. Der Vater war daher sehr froh, als meine Tante, seine Schwester, den Vorschlag machte, mich zu sich zu nehmen. Sie hatte einen wohlhabenden Bauern jenseits der Grenze geheiratet. Leicht war es freilich nicht gewesen, zu dieser Heirat die Einwilligung unseres Gutsherrn zu bekommen, und es hatte ein hübsches Stück Geld gekostet.

Jetzt nahm mich die Tante zu sich, und so kam ich ins Oesterreichische. Das Dorf, wo sie wohnte, war freilich von dem unseren kaum mehr als eine Stunde entfernt, aber doch war dort vieles anders als bei uns, und nicht gerade besser. Denn dort stand die Bauernplackerei noch in voller Blüte. Unter den Bauern gingen allerhand Geschichten um von dem guten Kaiser Josef, der den Bauern hätte helfen wollen und den die Jesuiten umgebracht hätten. Ich weiß nicht, wieviel davon wahr ist; aber schlecht genug ging es den Bauern dort noch immer.

Mein Onkel, der Mann meiner Tante, hatte im Jahre 40 bis 50 Tage für den Gutsherrn Spanndienste zu leisten und das natürlich gerade immer

zu der Zeit, wo er selbst hätte ackern, säen, düngen und ernten sollen; aber der Herrendienst ging vor. Dann mußte er aus den hoch oben im Gebirge gelegenen Schafstellen den Dung herabführen und im Winter mußte er zweimal zwei Klafter Holz und aus den herrschaftlichen Teichen das Eis nach Jägerndorf, in die Stadt fahren, wo es für den Gutsherrn verkauft wurde. Zu den Erntearbeiten im Herbst mußte der Onkel noch einen Gehilfen aus eigenem mitbringen, zum Fischfang sogar zwei; und wenn herrschaftliche Jagd war, mußte er einen Treiber stellen und zu diesem Vergnügen war oft ich ausersehen. Auch bares Geld wanderte oft in die schier unergründlichen Taschen des Gutsherrn. Beim Besitzwechsel mußte oft ein Zehntel vom Wert an den Gutsherrn gezahlt werden. Für die Erlaubnis zum Heiraten oder den Sohn was lernen zu lassen, mußte gezahlt werden, und dann gab es noch allerhand Abgaben, die alle schöne Titel hatten, wie Eisenhammer, Robotgeld, Jürge-, Michaeli-, Hühner-, Kälber- und Garnzins. Wurde im Gutsbezirk eine Straße gebaut, dann mußten die Bauern nicht nur Fuhren umsonst leisten, oft wurden ihnen statt dessen Geldbeiträge auferlegt.

Da war einmal, ich erinnere mich, eine sonderbare Geschichte. Da wurde unserem ganzen Dorf eine Geldsteuer für eine neue Straße auferlegt und die mußte vier Jahre lang bezahlt werden. Zum Schluß stellte sich heraus, daß die Straße nur geplant gewesen war; gebaut wurde sie nie, aber das Geld war hin.

War aber schließlich wirklich schon alles an den Gutsherrn abgezahlt, dann kam noch der Herr Pfarrer daher und verlangte im Namen Gottes und des Gesetzes, daß ihm der Bauer seinen Zehent, die Kirchensteuer, in die Scheuer lieferte. Der Schnaps, mit dem er dann die Bauern bewirtete, war ein recht schmaler Ersatz.

Zu all dem kam aber noch, daß wir zum Beispiel unser Getreide nicht dort mahlen lassen durften, wo wir wollten und wo es billig war, sondern wir mußten es zur herrschaftlichen Mühle bringen, die schlecht und teuer arbeitete. Auch mußten wir das schlechte herrschaftliche Bier trinken, und da wurde der Bauer nicht lange gefragt, wieviel er wolle; er mußte Jahr für Jahr seine bestimmten Fässer abnehmen und gut bezahlen.

Das war schon so rechtens; aber was alles konnte sich die Herrschaft noch darüber erlauben, wenn sie wollte! Mein Onkel war mit seiner Herrschaft noch gut dran, aber anderen Bauern ging es gar schlimm. Bei wem wollten sie sich auch beschweren? Der Gutsherr war in Oesterreich geradeso wie in Preußen die Obrigkeit. Freilich gab es noch die Kreisämter, bei denen man sich beschweren konnte, aber das kostete Geld. Und dann kam eines schönen Tages der Herr Kreiskommissär. Natürlich wohnte er im herrschaftlichen Schloß oder gewöhnlich beim Herrn herrschaftlichen Amtmann und dem tat er dann nicht weh. Und so blieb es fast immer bei dem, was der Herr Amtmann selber verfügt hatte. Freilich konnte der Bauer dann noch ans Gericht gehen, wenn er sich arm prozessieren wollte. Denn so ein Prozeß dauerte damals seine hübsche Zeit. Im Dorfe, wo der Onkel wohnte, hatte die Herrschaft einem Bauern ein Stück Feld weggenommen. Sie behauptete, das habe einmal zum Gutshof gehört, der Bauer habe es nur in Pacht gehabt. Das war nicht wahr, und der Bauer wollte es sich nicht gefallen lassen. Als ich im Jahre 46 hinkam, dauerte der Prozeß schon drei Jahre, und im Jahre 48 war er noch nicht beendet; aber der Bauer hatte schon sein ganzes Geld verprozessiert.

Aber wehe, wenn der Bauer einmal etwas gegen die Herrschaft anstellte! Da war die „Gerechtigkeit" sehr geschwind und dann regnete es nur so Stockprügel. Und da gab es ganz kuriose Verbrechen. So kriegte zu meiner Zeit einmal unser Nachbar fünf saftige Hiebe, weil er in der geheiligten Nähe des herrschaftlichen Beamten beim Ackern unter Geräusch respektwidrigen Gasen den Abzug erlaubt hatte!"

„Ja, siehst du," sagte der Großvater, „so sah es in meiner Jugend aus. Heute geht der Bauer, dem es hier nicht mehr recht ist, nach Amerika. Damals durfte er überhaupt nicht weg ohne Bewilligung der Herrschaft. Und wenn einer ein keckes Wort riskierte, gab es einfach Prügel und ein dunkles Loch, wo man bei Wasser und Brot über den Wert der Demut nachdenken konnte."

„Aber Großvater," sagte ich endlich, „wie ist es denn nur gekommen, daß heute alles so anders ist? Wer hat denn das bewirkt?"

Aber der Großvater war schon müde vom Erzählen, und so versprach er, mir davon ein andermal zu berichten.

Die Bauernbefreiung.

„Nun, siehst du", begann jetzt Karl, der schweigend und aufmerksam zugehört hatte. „Es wird ja gewiß interessant sein, zu hören, wieso sich die Zustände auf dem Lande so gründlich geändert haben seit der Kindheit deines Großvaters; aber so viel steht doch jedenfalls schon einmal fest, daß sich in der kurzen Zeit sehr viel geändert hat. Ich habe, wie es verabredet war, ebenfalls meinen Vater um seine Lebensgeschichte befragt, und aus ihr geht es auch klar hervor, daß es ein Schwindel ist, wenn immer gesagt wird, alles sei stets so gewesen, wie es heute ist, und werde darum auch so bleiben. Diese Geschichte werde ich aber erst erzählen, wenn Wilhelm die seines Großvaters beendet haben wird. Also los, erzähle."

Und Wilhelm begann wieder: „Sobald ich sah, daß der Großvater wieder einmal gut aufgelegt war, erinnerte ich ihn an sein Versprechen, mir seine weiteren Erlebnisse zu schildern, und wie es denn gekommen ist, daß der Bauer heute so ganz anders lebt als vor 60 oder 70 Jahren."

„Es ist ganz gut," meinte der Großvater, nachdem er sich eine neue Pfeife angesteckt hatte, „daß dein Vater gerade nicht zu Hause ist; denn der würde es wahrscheinlich nicht gern hören, wenn ich dir von der Revolution erzähle, die die Bauern freigemacht hat; aber das ist schon lange her, und heute gibt es keine Bauern mehr zu befreien. Freilich, damals dachte von den Bauern auch keiner daran, wie nahe so große Ereignisse bevorstanden. Wenigstens vor uns Jungen war nie die Rede davon. Aber eines Tages, es wird so gegen Ende März des Jahres 1848 gewesen sein, da wurde es unruhig bei uns im Dorf. Da kamen ganz besondere Gerüchte auf, daß die Wiener auf den Straßen mit dem Militär gekämpft haben, daß die Minister davongelaufen sind, daß jetzt auf einmal dort Freiheit herrscht und jeder reden und tun kann, was er will. Zuerst wollte niemand recht daran glauben; aber am nächsten Sonntag predigte der Herr Pfarrer in der Kirche gegen den Uebermut des Volkes, das in Wien schon begonnen habe, selber zu regieren und den guten Kaiser zu verjagen. Na, jetzt wußten wir es doch, daß etwas geschehen war, und bald kriegten wir auch bessere Nachrichten. Einer der größten Bauern im Dorf hatte einen Sohn, der in Wien studierte, und der schrieb lange Briefe an seinen Vater nach Hause. Die

gingen dann von Hand zu Hand, nicht nur bei uns, sondern oft auch in den Nachbardörfern. Der erzählte, wie Mitte März in Wien das Volk aufgestanden war, wie auf den Straßen gekämpft wurde und endlich die Revolution siegte, wie die Minister davonliefen und der Kaiser ein Parlament versprach. Daß man hätte den Kaiser verjagen wollen, das war nicht wahr. Aber eine Nationalgarde hatten die Wiener gebildet, Bürger, Arbeiter und besonders die Studenten hatten sich bewaffnet, und da beschlossen denn die Bauern, das auch zu tun. Da tauchten alle möglichen alten Schießprügel auf, mein Vetter fand noch in einer Bodenkammer ein altes Feuersteingewehr und rückte damit aus. Wer keine Feuerwaffen auftreiben konnte, der nahm die Mist- oder Heugabel, und so hatten wir bald auch im Dorf unsere „Nationalgarde", die fleißig exerzierte. Wenn ich mich heute daran erinnere, muß ich lachen, wie zusammengestoppelt alles war; aber damals war es allen sehr ernst; und besonders den Herren Amtleuten wäre das Lachen ganz gehörig vergangen, wenn sie jetzt versucht hätten, den Bauer so zu behandeln wie vorher. Aber das versuchten sie gar nicht; die früher die ärgsten Schinder gewesen waren, die waren jetzt sanft wie die Lämmer. Wenn ein Bauer von der Robot, so hieß die Zwangsarbeit, fernblieb, dann tat der Herr Amtmann, als ob er nichts bemerkte. Früher hätte es Prügel gesetzt. Manche meinten nun, man solle der Herrschaft überhaupt keine Arbeit mehr umsonst leisten; die Mehrheit aber beschloß, eine Petition an den Kaiser zu richten um Aufhebung der Robot. Die Bittschrift wurde auch abgeschickt; aber wie das schon ist, wenn kein Zwang mehr da ist; wer nicht wollte, der leistete seine Arbeit eben nicht, und die Herrschaften waren froh, wenn ihnen die Bauern nicht noch das Haus ansteckten, wie das in anderen Gegenden ab und zu geschehen sein soll.

Anfangs des Sommers waren dann die Wahlen für den ersten Reichstag. Na, war das eine Aufregung! Und aus unserem Wahlbezirk wurde auch ein Bauer als Abgeordneter nach Wien geschickt. Das war etwas ganz Unerhörtes. Noch vor ein paar Monaten hatte der Bauer vor jedem Beamten und vor jedem Adeligen auf dem Bauch liegen müssen. Jetzt schickten sie einen der ihrigen als Gesetzgeber nach Wien! Beworben hatten sich allerhand Leute um das Mandat, darunter auch ein früherer Amtmann, der jetzt den Bauern schrecklich schön tat; aber die trauten ihm nicht über den Weg und wählten lieber einen der ihrigen. Bald darauf hörte man, daß im Reichstag über Bauernbefreiung verhandelt wurde, und unser Abgeordneter schrieb oft darüber nach Hause. Gar so eilig hatte man es im Dorf damit eigentlich nicht einmal; denn dort leistete ohnehin keiner mehr die Robot, und wenn die Ablösung gesetzlich wurde, dann mußten die Bauern der Herrschaft etwas bezahlen. Trotzdem freuten sich aber doch alle, als man im September erfuhr, wie ein Gesetz vom Reichstag angenommen worden war, daß viele Lasten ganz unentgeltlich aufgehoben sein sollten, andere nur gegen eine kleine Entschädigung. Freilich hatten viele gehofft, es werde alles einfach so bleiben, wie es nun geworden war, das heißt, daß die Robot ganz ohne Bezahlung wegfalle; aber die meisten waren doch sehr zufrieden mit dem, was der Reichstag damals beschloß. Später, als wirklich reguliert wurde und mancher dennoch ein schönes Stück Geld zu zahlen hatte, murrten wieder viele, jedoch auch die beruhigten sich bald.

Aber die Revolutionäre in Wien wollten noch keine Ruhe geben und trieben die Sache immer ärger, so daß der Kaiser aus Wien flüchten mußte, und dann verbanden sie sich sogar mit den rebellischen Ungarn. Dafür wur-

den sie aber auch gezüchtigt. Wien wurde belagert und eingenommen. Mit der revolutionären Herrschaft war es vorbei; der Reichstag wurde aufgelöst, aber die Bauern hatten doch erreicht, was sie wollten und brauchten. Wenn ich mich erinnere, wie es bei uns in Preußisch-Schlesien gegangen war, wo meinem Vater bei der »Befreiung« sein halber Grund und Boden weggenommen wurde, so muß ich doch sagen, daß es in Oesterreich besser war; denn dort behielt der Bauer sein ganzes Land, ein Teil der Lasten entfiel ganz ohne Ablösung, und einen Teil der übrigen Ablösungsgelder, die auch nicht so hoch waren, zahlte das Land an die Herrschaften. Für die Bauern war die Revolution doch was wert gewesen."

„Und dafür haben sie sie verraten", schrie hier Karl ganz aufgeregt dazwischen. „Die eigene Befreiung von den Lasten, die war den Bauern schon recht; aber als sie die hatten und es den Wienern schlecht ging, die doch für die Bauern die Kastanien aus dem Feuer geholt hatten, da rührten sie sich nicht. Wenigstens hat dein Großvater nichts davon erwähnt, daß die Bauern den belagerten Wienern zu Hilfe gekommen wären. So etwas ist vielleicht praktisch; aber ich nenne so einen Verrat eine Lumperei. Schön ist es nicht." Er war ganz wild geworden.

„So unrecht hättest du ja nicht," sagte ich darum zu seiner Beruhigung, „wenn die Volksklassen wie einzelne Menschen zu beurteilen wären, die für Wohltaten dankbar sein sollten. Aber die Geschichte zeigt, daß das noch nie der Fall war. Schon im täglichen Leben tut jeder gut, wenn er sich nur auf sich selbst und auf die Kameraden verläßt, die gemeinsames Interesse mit ihm verbindet; aber gar in der Politik darf nie eine Klasse auf die andere rechnen, da muß jede für sich selbst sorgen. So war es noch bei jeder Revolution; sobald die Besitzenden das erlangt haben, was sie begehrten, dann wollen sie ruhig und ungestört bleiben und wenden sich gegen jeden, der sie stört, also am meisten gegen ihre früheren Verbündeten, die noch nicht befriedigt und gesättigt waren."

„Das ist traurig," erwiderte Karl; „aber trotzdem zeigt die Geschichte, die uns Wilhelm da erzählt hat, doch, wieviel besser es ist, wenn sich das Volk etwas selber nimmt, als wenn es wartet, bis es ihm gegeben wird."

„Das dachte ich mir auch schon bei der Erzählung", gab nun Wilhelm zu. „In Preußen müssen doch die Gutsherren bei der Ablösung ein gutes Geschäft gemacht haben; sonst hätten sie nicht selber darauf gedrungen. In Oesterreich haben sich die Bauern alles selber genommen und die Gutsherren mußten zufrieden sein mit dem, was ihnen nachher ersetzt wurde. Aber ganz kann ich dem Karl doch nicht recht geben; denn was hätten schließlich die Bauern den Wienern viel helfen können? Wir haben ja gehört, wie schlecht sie bewaffnet waren. Und wären sie mit unterlegen, so wäre es mit allen ihren Errungenschaften wieder vorbei gewesen."

„Das Handwerk hat einen goldenen Boden."

„Siehst du, Wilhelm," begann Karl, als wir uns das nächste Mal trafen, „mir ging es mit meinem Vater gerade umgekehrt wie dir. Du hast dich gar nicht getraut, ihn zu fragen, und ich hatte es nicht einmal nötig. Denn vor ein paar Tagen kam er abends von einer Versammlung nach Hause, in der ein sozialdemokratischer Referent gesprochen hatte. Nachher war ein Bäckermeister aufgetreten und hatte den Sozis vorgeworfen, daß

sie das Handwerk ruinieren. Die Diskussion war erregt gewesen und der Referent hatte entgegnet, daß es nicht die Sozialdemokraten seien, die das Handwerk zugrunde richteten, sondern die Konkurrenz der kapitalistischen Großbetriebe, daß aber allerdings die Sozialdemokraten diese Notwendigkeit nicht nur erkennen, sondern auch offen erklären, während andere Parteien die Beteiligten darüber hinwegzutäuschen suchten.

Als der Vater nach Hause kam, war er noch in Erregung und erzählte uns von der Redeschlacht. „Ja," sagte er, „das kann ich bestätigen, das habe ich miterlebt, wie der Handwerker auf den Hund gebracht wird durch das große Ungetüm, das Kapital." Und nun erzählte er mir die Geschichte seines Lebens.

„Mein Vater," begann er, „war Tischlermeister in einer kleinen Stadt. Er war ein geachteter Bürger, auf dessen Meinung und Stimme man etwas gab in der Gemeinde. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in der Werkstatt an der Hobelbank stand und die Arbeit ihm nur so von den Händen flog. Er war geschickt in seinem Fach, und in der ganzen Stadt waren seine gediegenen und geschmackvollen Möbel bekannt und beliebt. Wenn wo ein junges Bürgerpaar heiratete, dann wußte der Vater schon, daß sie zu ihm kommen und ihre Einrichtung bestellen würden. Als der Bürgermeister eine neue Amtsstube einrichtete, da hatte er lange Beratungen mit dem Vater. Der war fleißig, aber er ließ sich auch nichts abgehen. Hühner und Gänse zog die Mutter selbst und Gemüse hatten wir aus dem eigenen Garten, in dem auch ich als Kind oft arbeitete und wo der Vater oft am Sonntag morgens auch nach dem Rechten sah. Das Haus, in dem wir wohnten, war schon seit mehr als hundert Jahren in der Familie. So lebten wir, mein Vater, die Mutter, vier Geschwister und der Geselle, der auch mit zur Familie zählte, zwar einfach, aber auskömmlich und ohne wirtschaftliche Sorgen.

Wann das große Ereignis geschah, das später unser Leben zerstören sollte, das weiß ich gar nicht; denn anfangs achtete bei uns gar niemand darauf, daß in dem Städtchen ein Möbelmagazin errichtet wurde, wo man fertige Ware vom Lager kaufte. Ich erinnere mich nur, daß Vater sich öfters über die Schundware lustig machte, die es dort zu kaufen gab, die freilich nach etwas aussah, aber an Solidität und Geschmack den Vergleich mit Vaters Werken nicht aushalten konnte.

Aber das Lachen verging ihm bald. Nach einiger Zeit merkte er, daß besonders die ärmeren Kunden sich nicht mehr so regelmäßig einstellten. Der Händler verkaufte nicht nur billiger, er gewährte auch Ratenzahlungen, und hauptsächlich brauchte man bei ihm nichts zu bestellen, man konnte sich die Möbel fertig ansehen und wählen. Dabei hatte er immer noch neue Muster, die er aus der Großstadt bezog, und so kam es, daß auch die „besseren" Bürger immer mehr ihre Kundschaft ihm zuwendeten. Die Bestellungen bei Vater wurden immer seltener. Ich hörte ihn nicht mehr so lustig bei der Arbeit singen, und eines Tages wurde der Geselle, der so lange an seiner Seite gearbeitet hatte, entlassen. Es war ein trauriger Tag, dem aber traurigere folgten.

Da sich die Kundschaft nicht mehr recht einstellen wollte, beschloß Vater endlich, auch auf Lager zu arbeiten. Da er dazu mehr Holz anschaffen mußte, nahm er ein Darlehen auf, das aufs Haus angeschrieben wurde. Aber diese Spekulation schlug fehl. Mein Vater arbeitete solid; er konnte gar nicht anders, und so waren die von ihm hergestellten Möbel teurer als die beim

Händler. Auch hatten sich die Leute jetzt schon angewöhnt, zum Händler zu gehen, wo ganze Einrichtungen in großen Magazinen übersichtlich geordnet standen, während in dem alten Haus bei uns kein Platz war und das Möbellager beinahe wie eine Rumpelkammer aussah.

So kam denn, was kommen mußte. Der Vater konnte die Zinsen für das Darlehen nicht bezahlen, als der Termin herankam. Sollte ihm nicht das Haus versteigert werden, so mußte er Geld schaffen um jeden Preis. Als es soweit war, und die Klage gegen meinen armen Vater schon bei Gericht eingereicht war, kam eines Tages Herr Becker, der Möbelhändler, zu meinem Vater und erbot sich, das ganze Lager zu übernehmen. Aber was für einen Preis bot er! Kaum langte es, um das Holz zu bezahlen, das verarbeitet war. Aber was wollte der Vater machen? Zähneknirschend ging er den schmählichen Handel ein, die Möbel wurden in das Magazin des Herrn Becker gebracht, der noch tat, als habe er meinem Vater eine Wohltat erwiesen, und zunächst wurden unsere Schulden und die Zinsen für das Darlehen bezahlt.

Der edle Wohltäter, der Herr Becker, hatte meinen Vater gefragt, ob er nicht lieber für ihn arbeiten wolle; da hätte er doch sein sicheres Brot. Natürlich könne er nicht so viel zahlen, wie mein Vater zu berechnen gewohnt war, denn er müsse doch auch leben. Und so bot er Preise an, die meinem Vater als Lohn für seine Arbeit nicht einmal so viel ließen, wie er ehemals dem Gesellen bezahlt hatte. Mein Vater wies den edlen Mann ab, und ich sah, daß er ihn am liebsten geprügelt hätte.

Aber das Geschäft wollte jetzt gar nicht mehr gehen. Wußten doch die Leute, daß sie Vaters Möbel bei Herrn Becker sogar billiger haben konnten als bei ihm selbst. So kam der nächste Zinstermin, und Vater konnte wieder nicht zahlen. Diesmal gab es keine Rettung. Das Haus, das seit Menschengedenken unserer Familie gehört hatte, wurde verkauft, wir mußten hinaus, und der Vater mietete mit dem letzten Gelde eine kleine Werkstatt in einem finsteren Nebengäßchen, wo natürlich Kunden schon gar nicht hinkamen. Die arme Mutter hatten die Aufregungen und Sorgen dieser Zeit sehr mitgenommen; und als sie bald nach der Uebersiedlung entbunden wurde, da verfiel sie in ein langwieriges Siechtum, das meinem Vater die letzte Widerstandskraft raubte. Nun blieb ihm nichts übrig als selbst zu Becker zu gehen und ihm Lieferungen anzubieten. Der ließ sich lange bitten. Er war gekränkt, weil ihn der Vater vorher abgewiesen hatte. Erst als der früher so stolze und selbstbewußte Mann sich ganz gedemütigt und den Geldprotzen fast fußfällig bat, ihm Arbeit zu geben, damit er die kranke Frau und die Kinder ernähren könne, da „erbarmte“ er sich und erwies sich wieder als der „edle Wohltäter“, der uns Brot gab. Natürlich waren die bewilligten Preise jetzt noch schlechter als früher. Die Folge war, daß Vater bald um Vorschuß für Holz bitten mußte, und jetzt war er noch Schuldner seines Ausbeuters. Damals begann für uns alle eine schreckliche Zeit. Wir hungerten und froren. Weit über unsere jungen Kräfte mußten wir dem Vater helfen, die Mutter pflegen. Aber trotz alledem konnte Vater bei größtem Fleiß nicht den dürftigsten Lebensunterhalt für uns schaffen. Da gab er endlich den Kampf auf. Mit Entsetzen gedenke ich noch der Nacht, als der Vater von der Verrechnung mit Becker nach Hause kam. Er war in Wirtshäusern gewesen und hatte noch das wenige Geld vertrunken. Als er nach Hause kam, prügelte er uns und sein krankes Weib.

Von da an ging es rasch mit ihm ganz bergab. Die letzten Jahre seines unglücklichen Lebens will ich dir lieber nicht schildern. Ich selbst war froh, bald aus dem Hause zu kommen. Ich wurde Lehrling bei Onkel Adolf, der damals Bauschlosser hier in Berlin war.

Das war eine große Werkstatt, wo außer dem Meister sechs Gesellen arbeiteten, und an Arbeit fehlte es meist auch nicht. Dehnte sich doch die Stadt schon damals rasch aus und das Baugewerbe blühte. Einige Jahre ging es auch flott vorwärts. Onkel Adolf war ein ernster, fleißiger Mann, der nicht nur von seinem Handwerk, sondern auch vom Geschäftlichen etwas verstand. Gewöhnlich sprach er nicht viel; aber eines Tages, ich entsinne mich noch sehr wohl, kam er sichtlich angeregt in die Werkstatt und verkündete, er habe eben einen großen Auftrag übernommen, die ganzen Schlosserarbeiten für zwei Neubauten eines Unternehmens. Die ausbedungenen Preise waren nicht schlecht, und so spendierte der Onkel sogar zur Feier des Tages, was sonst nicht seine Gewohnheit war, ein Fäßchen Bier.

Na, nun ging es los mit der Arbeit. Ueberstunden wurden nicht wenige gemacht. Das heißt, unsere Arbeitszeit war ja damals nicht so genau geregelt; aber in dieser Zeit arbeiteten wir eifriger und länger als sonst. Zum festgesetzten Termin waren wir fertig und lieferten ab. Aber der Bauherr hielt sich weniger streng an den Termin. Obwohl ihn der Onkel, der selbst die Lieferanten bezahlen mußte, schließlich drängte, kam kein Geld, und als er die Klage einreichte, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß die beiden Häuser, noch ehe sie fertig waren, schon weit überschuldet und daß auch die Zimmerleute, Bautischler, Klempner und Ziegeldecker ebenso wenig bezahlt waren wie er. Sie alle brachten jetzt Klagen ein gegen den Unternehmer und erwirkten Anschreibung auf die Häuser. Aber was nützte ihnen das? Es stellte sich heraus, daß der sogenannte Unternehmer nur ein vorgeschobener Strohmann war. Die beiden Häuser waren verpfändet an einen reichen Bierbrauer, der sie jetzt öffentlich versteigern ließ, wobei er sie selbst erstand. Das war eine schon vorher abgekartete Sache gewesen. Der vorgeschobene Unternehmer war selbst ein armer Teufel, der nichts hatte und von dem man auch nichts kriegen konnte. Die gesamten Bauhandwerker fielen glatt durch und kriegten gar nichts. Der Bierbrauer aber hatte spottwohlfeil zwei schöne Häuser.

Der Onkel hat sich von diesem Schlag nie mehr erholt. Er war ein gebrochener Mann. Sein Geschäft und sein Name waren ruiniert. Eine Zeitlang fristete er noch sein Leben mit Reparaturen und Flickarbeiten; aber lange hat er diesen Krach nicht überlebt.

Die große Werkstatt hatte er natürlich aufgeben müssen, und so standen nun die Gehilfen und darunter auch ich arbeitslos auf der Straße. Ich ging zu verschiedenen Schlossern nach Arbeit, überall umsonst. Unterdessen waren meine Ersparnisse aufgebraucht, ich mußte jede Arbeit nehmen, die sich mir bot. Ich war damals Schneeschaufler und Markthelfer, ich machte Botengänge und trug Säcke. Endlich gelang es mir, ständigere Arbeit zu finden — in einer Schuhfabrik als ungelernter Arbeiter. Die Bezahlung war elend; aber was wollte ich machen? Hunger tut weh!

In dieser Fabrik habe ich längere Zeit geschuftet; es waren dort alle möglichen Professionisten unter den Arbeitern vertreten. Da gab es Gärtner und Schneider, Bildhauer und Eisengießer; nur Schuhmacher gab es nicht unter uns. Später erfuhr ich, daß die Fabrikleitung Schuster überhaupt nicht zu diesen Arbeiten aufnahm, denn diese stellten als gelernte Arbeiter viel zu hohe Lohnforderungen.

Vor Jahren kriegte ich einmal eines deiner Schullesebücher in die Hand. Ich wollte doch sehen, was die Kinder heute in der Schule lernen, um sich fürs Leben vorzubereiten. Da fiel mein Blick auf ein Lesestück, das den schönen Titel führte: „Das Handwerk hat einen goldenen Boden." Dort war erzählt, daß man nur Fleiß und Ausdauer brauche, um als Handwerker ein reicher Mann zu werden. Ich las das Stück nicht aus. Wütend warf ich das Buch fort, das solche Lügen enthielt und den Gehirnen der Jugend eintrichtern wollte. Und das soll die viel gepriesene Volksbildung sein?

Der Vater hatte sich immer mehr in leidenschaftlichen Zorn hineingeredet. Die Bilder aus seiner Kindheit und Jugend waren ihm wieder lebendig geworden.

Wenn ich heute noch," sagte er endlich, „mich der Fratze des edlen Wohltäters Becker erinnere oder jener Häuser, in die wir unsere schöne Arbeit steckten, die dann ein anderer ohne Entgelt genoß, dann überkommt mich noch die Wut. Aber schließlich weiß ich ja doch, daß es nicht nur mir allein so ging, daß das nur Einzelfälle sind aus dem großen Schuldbuch des Kapitals, das überall seinen Weg genommen hat über Blut und Leichen."

Der Lohn geistiger Arbeit.

„Das sehe ich nun allerdings ein," meinte Wilhelm, der Karls Erzählung voll Aufmerksamkeit zugehört hatte; „mein Großvater und dein Vater haben in ihrer Jugend eine ganz andere Welt gesehen als wir; aber aus zwei einzelnen Schicksalen dürfen wir doch nicht gleich so weitreichende Schlüsse ziehen. Vielleicht ist es nur ein Zufall, daß gerade unsere Väter unter so ganz anderen Verhältnissen aufgewachsen sind als wir."

„Wie kannst du nur so etwas sagen!" entgegnete Karl. „Gibt es denn heute überhaupt noch leibeigene Bauern, und sehen wir nicht überall, daß das Kleingewerbe von den Fabriken verschlungen wird?"

„Na, ganz so gefährlich kann es doch nicht sein; denn es gibt heute noch immer eine Menge Handwerker, und wenn es vielen von ihnen auch nicht besonders gut geht, sie leben und bestehen doch noch immer. Mit den Bauern muß ich dir freilich recht geben. Leibeigen sind sie nicht mehr; aber geht es ihnen deshalb jetzt um so viel besser? Immerfort liest man in der Zeitung von der »Not der Landwirtschaft«."

„Ob es heute besser oder schlechter ist als früher, das weiß ich nicht," meinte nun Karl; „jedenfalls sieht die Welt heute ganz anders aus als damals. Uebrigens ist uns ja Gustav noch die Geschichte seines Vaters schuldig. Zuerst wollen wir die noch hören."

Damit wandten sich meine jungen Freunde an mich und ich erzählte ihnen:

„Mein Vater ist schon mehrere Jahre tot; aber ich kann euch seine Geschichte ganz gut erzählen, denn ich habe sie zum Teil miterlebt und das übrige oft von ihm und Mutter erzählen gehört.

Er entstammte recht bescheidenen Verhältnissen. Mein Großvater war Dorfschullehrer gewesen und es hatte ihm sehr große Schwierigkeiten und Opfer bereitet, den Sohn studieren zu lassen; denn der sollte es einmal in der Welt zu etwas bringen. Schon im Gymnasium lernte mein Vater den Ernst des Lebens kennen. Von zu Hause bekam er nicht viel, was er

sonst brauchte, mußte er selbst verdienen. Da hieß es nun sparen und arbeiten. Während die anderen Jungen spazieren oder auf die Eisbahn gingen, mußte er Stunden geben und für ein Geschäft Adressen schreiben. Als er endlich an die Universität kam, ging es ihm noch schlechter. Er brauchte mehr zum Leben, und der alte Vater war unterdessen arbeitsunfähig geworden und lebte sehr kümmerlich von seiner kargen Pension, dem Sohn konnte er nichts schicken.

Trotz dieser Schwierigkeiten machte mein Vater seine Studien als Chemiker mit dem besten Erfolg, und seine Professoren redeten ihm sogar zu, die wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen, selbst Professor zu werden. Davon konnte aber gar nicht die Rede sein; denn um so lange als unbesoldeter Privatdozent leben und auf Verdienst warten zu können, wie es hier notwendig ist, dazu muß man viel Geld zusetzen können, dazu muß man in der Wahl seiner Eltern viel vorsichtiger gewesen sein, als es mein Vater gewesen war.

So suchte er denn eine Anstellung in einer chemischen Fabrik. Da er auch da nicht lange warten konnte, sondern genötigt war, bald unterzukommen, nahm er zunächst mit einer ziemlich schlecht bezahlten Stellung in einer großen chemischen Fabrik vorlieb. Es handelte sich ja nur um ein vorläufiges Unterkommen; denn mein Vater trug sich mit einer großen Erfindung, die ihm, wie er dachte, auch viel Geld einbringen müsse.

Durch einen Zufall war schon während seiner Studienzeit seine besondere Aufmerksamkeit darauf gelenkt worden, daß es für die Lederindustrie ein ungeheurer Gewinn wäre, wenn die Zeit der Gerbung, die nach dem alten Verfahren oft Jahre in Anspruch nimmt, wesentlich abgekürzt werden könnte, und er suchte nun nach einem neuen Verfahren, das durch Anwendung von chemischen Mitteln diese Zeit stark abkürzen würde. Nach jahrelangen Bemühungen war es ihm denn auch gelungen, ein solches Verfahren zu finden. Freilich hatte er seine Versuche nur in sehr kleinem Maßstab ausführen können; denn Leder ist teuer, noch mehr aber die Apparate und Chemikalien, die zu der neuen Gerberei nötig gewesen wären. Der Vater mußte sich daher mit allerhand alten Kisten, Gläsern, Röhren usw. behelfen. Dabei fiel aber die Ware, das heißt das Leder, nie schön aus. Immer zeigten sich Ungleichmäßigkeiten und auch Flecken. Hier war das Leder noch nicht durchgegerbt, dort war es schon zu mürbe geworden.

Umsonst bemühte sich mein Vater in langwierigen Versuchen, diese Fehler zu beseitigen. Er hatte unterdessen geheiratet und brannte nun erst recht auf den Erfolg seiner Bemühungen. Ich erinnere mich heute noch aus meiner Kindheit, was für ein Gestank oft in der ganzen Wohnung war, wenn der Vater wieder seine Versuche unternahm. Endlich mußte er aber doch einsehen, daß, sollte das Unternehmen gedeihen, weit größere Mittel und viel mehr Zeit notwendig wären, als ihm damals zur Verfügung standen. Bis dahin hatte er nur abends und nachts an seiner Erfindung arbeiten können, da er tagsüber in der Fabrik beschäftigt war. Nach langem Zaudern und reiflicher Überlegung entschloß der Vater sich nun endlich, einen Gesellschafter zu suchen, der ihm Geld geben und dafür einen Teil des Gewinnes erhalten sollte. Reiche Freunde oder Bekannte hatte mein Vater nicht, so blieb ihm nichts anderes übrig, als ein Inserat in eine Zeitung zu geben, daß ein Erfinder einen Teilhaber mit Geld suche. Tatsächlich meldeten sich auch einige Leute; aber die einen wollten sich nur beteiligen, wenn sie fertige schöne Ware sähen, und die konnte ihnen der Vater noch

nicht zeigen; die anderen wollten vor allem das Verfahren selbst kennenlernen, bevor sie sich auf das Unternehmen weiter einließen. Darauf konnte aber der Vater wieder nicht eingehen; denn nichts bürgte ihm dafür, daß diese Leute nicht dann von seiner sorgfältig geheimgehaltenen Erfindung selbst Gebrauch machten und er der Geprellte war.

So sah er denn bald ein, daß er vor allem ein Patent auf seine Erfindung nehmen müsse. Das kostete aber ziemlich viel Geld, und um dieses aufzubringen, mußte sich der Vater in Schulden stürzen. Nun erlischt aber ein Patent schon nach wenigen Jahren, wenn es nicht ausgeführt wird. So war also der Vater gezwungen, sein Verfahren bald in die Praxis umzusetzen, wenn er nicht riskieren wollte, daß das Patent ungültig werde. Dann wäre nicht nur das bezahlte Geld verloren gewesen, sondern das Patentamt veröffentlicht in solchen Fällen die patentierten Verfahrensarten. Wenn das Patent erlosch, konnte also jeder nach der veröffentlichten Beschreibung Leder schnell gerben und mein Vater hatte nichts von seiner Erfindung.

Tatsächlich fand er denn nun auch bald einen Kompagnon, der seinen Anforderungen wohl entsprach, den Besitzer einer ansehnlichen Gerberei, der mit meinem Vater abmachte, daß das patentierte Verfahren ihnen beiden gemeinsam gehören und der Vater sich ganz dessen Verwirklichung widmen solle, dafür solle dann auch der dabei erzielte Gewinn unter ihnen gleichmäßig verteilt werden. Mein Vater ging sehr gern auf diesen Vorschlag ein, obwohl ihm die Person seines neuen Kompagnons nicht sehr zusagte; aber er war in einer Zwangslage. Kaum hatte nämlich sein Fabrikchef von dem Patent erfahren, das mein Vater erworben hatte, als er es ihm zu miserablem Preis abkaufen wollte. Als mein Vater auf dieses Geschäft, das ihn fast ganz um den Lohn seiner langjährigen Arbeiten gebracht hätte, nicht eingehen wollte, erhielt er die Kündigung. »Ich verlange von meinen Angestellten,« erklärte der Chef, »daß sie ihre ganze Kraft meinem Unternehmen weihen. Ich kann Ihnen nicht gestatten, für private Rechnung Erfindungen zu machen und so gerade den besten Teil Ihrer geistigen Kraft und Aufmerksamkeit Ihrer eigentlichen Stellung zu entziehen. Ich will Ihrem Glück nicht im Wege stehen, das für Sie offenbar außerhalb meines Unternehmens liegt.«

So war den mein Vater brotlos geworden und er mußte froh sein, den Vertrag mit dem Gerbereibesitzer eingehen zu können. Mit größtem Eifer machte er sich nun an die Einrichtung der neuen Abteilung und bald konnte mit dem Betrieb begonnen werden. Aber der brachte zunächst nichts als Enttäuschungen. Das Leder wurde stets ungleichmäßig, die Färbungen versagten, kurz, alles ging schief. Mein Vater war in Verzweiflung. Er konnte nicht begreifen, wieso es kam, daß die Proben oft sogar schlechter ausfielen, als wie er sie mit seinen primitiven Apparaten hergestellt hatte. Als nun die Jahresabrechnung kam, ergab sich nicht nur kein Reingewinn, sondern noch ein ganz namhafter Verlust, und nun verlangte Herr Fuchs, der Kompagnon, daß mein Vater die Hälfte davon decke. Das war aber ganz unmöglich; denn dieser hatte während des Jahres, in dem er ja keinen eigentlichen Lohn erhielt, bereits Vorschüsse bei jenem aufnehmen müssen, die jetzt auch zurückgezahlt werden sollten, und dazu kamen noch die Schulden von der Patenterwerbung. Herr Fuchs drohte nun mit Gericht und Pfändung, so daß sich endlich mein Vater entschloß, seinen neuen Vorschlag anzunehmen. Herr Fuchs erklärte, trotz des empfindlichen Schadens, den ihm der unglückselige Versuch gebracht habe, doch mit dem armen Er-

finder Mitleid zu fühlen, und so wollte er ihm alle Schulden erlassen und sogar noch seine Privatschulden übernehmen, falls ihm dieser alle Rechte an dem »ohnehin wertlosen« Patent abtrete. Jetzt begann mein armer Vater den Braten zu riechen und tiefes Mißtrauen erfaßte ihn gegen die Ehrlichkeit seines Kompagnons. Aber was sollte er machen? Das Messer saß ihm an der Kehle, Beweise für einen Betrug hatte er nicht und so mußte er, der Not gehorchend, unterschreiben.

Er stand nun wieder vollkommen mittellos da und mußte froh sein, bei einem großen Werk einen Posten zu erhalten, der noch schlechter bezahlt war als der, den er einst innegehabt hatte.

Bei Herrn Fuchs aber trug sich ein Wunder zu. Kaum hatte er das Patent allein im Besitz, als das Verfahren plötzlich viel besser wurde. Die Ware war nun nicht mehr fleckig und ließ sich auch ganz gut färben. Wie das zuging, das konnte niemand je ergründen. Meinem Vater, der ihm einmal Vorhaltungen zu machen versuchte, entgegnete Herr Fuchs ganz ruhig, er bedaure, daß gerade mein Vater auf diese »unliebsame« Geschichte zu sprechen komme. So sei er genötigt, offen zu sagen, daß es meinem Vater, der ja gewiß ein guter Theoretiker sei, an der praktischen Begabung offenbar fehle. Erst als er fort war, habe der Werkführer, den mein Vater nie habe zur Geltung kommen lassen wollen, einige Verbesserungen angebracht, die nun den Erfolg herbeigeführt hätten.

Es wäre ja möglich, daß sich das von meinem Vater erfundene Verfahren erst nach längeren Versuchen wirklich praktisch gestalten ließ. Das kommt bei neuen Erfindungen oft genug vor und daran ist schon mancher Erfinder zugrunde gegangen, aber gerade in diesem Falle kann ich einen ganz bestimmten Verdacht nicht loswerden, den schon mein Vater ausgesprochen hat. Gegen diesen Werkführer, den Herr Fuchs selbst angestellt hatte, war mein Vater stets mißtrauisch gewesen. Er hatte wiederholt bemerkt, daß dieser schlechte Felle und minderwertige Farbmittel verwendete. Damals hatte Vater geglaubt, daß diese Verfehlungen auf Unwissenheit oder Ungeschicklichkeit des Mannes zurückzuführen seien. Und nun erfaßte ihn der Argwohn, daß das ein mit dem Chef abgekartetes Spiel gewesen war, um meinen Vater um die Früchte seiner geistigen Arbeit zu prellen.

Wie dem immer war, der Betrieb des Herrn Fuchs wurde bald ganz nach dem neuen Verfahren eingerichtet und heute ist dieser Ehrenmann ein vielfacher Millionär, dessen Automobil mit Straßenkot den Sohn des Mannes überschüttet, der seinen Reichtum in Wirklichkeit geschaffen hat und selbst in Dürftigkeit und Kummer zugrunde ging."

Der Ursprung des Proletariats.

„Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu," sagte Karl, als ich geendet hatte, „das sieht man da wieder. Wenn einer Geld hat, dann wird es schon von selber mehr. Wenn aber einer keines hat, dann geht es ihm wie meinem Großvater oder deinem Vater. Mein Großvater war ein tüchtiger Tischler, dein Vater ein guter Chemiker; und wer hatte den Vorteil davon? Beidemal ein Kerl, der Geld hatte und ein weites Gewissen. Viel Tüchtigkeit, Fleiß oder Talent hat dazu wirklich nicht gehört."

„Das mag ja sein," erwiderte Wilhelm nachdenklich, „daß nicht viel dazu gehört, sein Vermögen zu vergrößern, wenn schon einmal eines da ist.

Car so sehr imponiert mir, offen gestanden, mein Herr Chef auch nicht. Aber damit einmal ein Vermögen zusammenkommt, dazu bedarf es doch des Fleißes, der Ausdauer, der Sparsamkeit. Ohne die wären eben jene Vermögen nie gebildet worden, die es jetzt ihren Besitzern allerdings oft leicht machen, etwas dazu zu gewinnen."

„Freilich," unterbrach hier Karl mit ironischem Lachen, „Fleiß und Sparsamkeit, die führen zu etwas. Waren mein Großvater, mein Vater und mein Großonkel, der Schlossermeister, waren das nicht alles fleißige und sparsame Männer? Und zu was haben sie es gebracht? Fast bis zum Bettelstab."

„Das sind einzelne Fälle. Die darf man nicht gleich verallgemeinern", erwiderte Wilhelm.

„Das ist ganz richtig," mischte ich mich nun wieder ins Gespräch. „Einzelne Fälle beweisen noch nichts; aber du, Wilhelm, warst es ja selber, der sich auf die tägliche Erfahrung berief, und die ist auch lehrreich. Freilich muß man mit offenen Augen sehen können. Daß aber solche Schicksale wie die unserer Väter und Großväter keine Ausnahmsfälle sind, das können wir leicht feststellen, indem wir die Geschichte studieren. Freilich nicht die der Könige und Feldherren. Die gehen uns meist nicht viel an. Aber die Wirtschaftsgeschichte erzählt uns eigentlich nur zusammenfassend, wie sich alle die Menschen vor uns geplagt haben, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und wie sie von den Mächtigen geplagt wurden, die von der Arbeit jener lebten. Diese Wissenschaft wird uns denn wohl auch zeigen, wie die ersten großen Vermögen entstanden, die zur kapitalistischen Ausbeutung verwendet wurden."

„Große Vermögen hat es immer gegeben," warf hier Wilhelm ein. „Aber früher hat man nichts von »kapitalistischer Ausbeutung« gesprochen."

„Das macht eben auch einen großen Unterschied," erwiderte ich, „wozu ein Vermögen verwendet wird. Wenn sich in Rom zum Beispiel ein reicher Mann Sklaven kaufte und sie für sich arbeiten ließ, dann war das doch etwas anderes, als wenn zum Beispiel im Mittelalter ein reicher Grundbesitzer viele Leibeigene hatte, die ihm einen Teil ihrer Ernte abliefern mußten; und das ist doch wieder etwas ganz anderes, als wenn ein moderner Fabrikant viele Arbeiter beschäftigt und großen Profit macht!"

„Oho," unterbrach mich da Wilhelm, „gar viel Unterschied kann ich da nicht sehen. Jeder von denen hat sein Vermögen gut angelegt und kann so vom Ertrag leben."

„Na, siehst du," rief hier Karl dazwischen, „jetzt stellst du selber den Fabrikanten mit dem Sklavenhalter auf eine Stufe. Freilich, beide arbeiten selber nichts, lassen andere für sich arbeiten und führen dabei das schönste Leben. Gar viel Unterschied ist da wirklich nicht."

„Das möchte ich doch nicht behaupten, daß da so gar kein Unterschied ist," nahm ich nun wieder das Wort. „Der Sklave gehört seinem Herrn, der mit ihm machen kann, was er will; er hat ihn gekauft wie ein Stück Vieh. Aber gerade weil er den Sklaven hat bezahlen müssen, deshalb hat der auch Wert für ihn, und der Herr wird darauf achten, daß sein menschliches Lastvieh nicht vorzeitig eingeht. Der heutige Arbeiter aber ist ein freier Mann, der heute für diesen Chef arbeiten kann, morgen für jenen. Der Kapitalist kauft nicht ihn, sondern nur seine Arbeitskraft. Ist die ausgedungene Arbeitszeit vorüber, so ist der Arbeiter wieder sein eigener Herr. Aber deshalb hat er selbst auch keinen Wert für den Kapitalisten, sondern nur seine Kraft

während der Arbeitszeit. Kann der eine Arbeiter heute die Arbeit nicht mehr leisten, dann stehen schon soundso viele andere bereit, die nur darauf warten, für ihn einzuspringen. Deshalb braucht der Kapitalist heute nicht mehr, wie früher einmal der Sklavenhalter, dafür zu sorgen, daß der Arbeiter genug zu essen kriegt."

„Wieso sind denn dann die Arbeiter noch nicht alle verhungert?" warf hier Wilhelm ironisch ein.

„Weil dann die Kapitalisten niemand mehr hätten, der für sie arbeitete," entgegnete ich. „Am Leben des einzelnen braucht ihnen nichts zu liegen, wohl aber an der Existenz der Arbeiterschaft überhaupt, und so ist es denn auch ihr fortwährendes Bestreben, die Löhne so weit herabzudrücken, daß der Arbeiter gerade noch knapp davon leben kann. Aber dadurch, daß die Proletarier frei sind, daß sie keine Sklaven mehr sind, haben sie auch die Möglichkeit, für höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen.

Freilich hat es Zeiten gegeben, wo die Arbeiterschaft ganz hilf- und ratlos der Willkür der Kapitalisten preisgegeben war, und dann wurde auch ihre Lebenshaltung herabgedrückt bis zum äußersten Elend; aber dann lernten sie sich gewerkschaftlich und politisch zu organisieren und so ein besseres, menschenwürdigeres Leben zu erkämpfen.

Aber darin hat Wilhelm schon recht, daß der moderne Kapitalist geradeso von der Arbeit seiner Arbeiter lebt wie der römische Sklavenhalter von der seiner Sklaven und wie der mittelalterliche Baron von der seiner leibeigenen Bauern."

Daß ich mich so auf Wilhelm selbst berief, ärgerte diesen ein wenig, denn er hatte das nicht sagen wollen; aber er mußte es nun als richtig anerkennen.

„Ja, aber," sagte er nun in seinem Ärger, „wer zwingt denn die Leute, für den Kapitalisten zu arbeiten, wenn sie nicht selbst ihren Vorteil dabei finden? Ihr werdet sagen, sie müssen arbeiten, weil sie sonst verhungern. Aber eben deshalb ist es auch zu ihrem Vorteil, daß ihnen der Reiche Arbeit und Lohn gibt. Täte er das nicht, dann müßten wir zugrunde gehen. Deshalb müssen wir den Kapitalisten dankbar sein. Das sagt mein Vater doch immer."

„Mit der Dankbarkeit," entgegnete ich, „ist das eine eigene Sache. In der Regel kann der eine nichts dafür, daß er arm, und der andere ebensowenig dafür, daß er reich ist. Beide sind in ihre Lage hineingeboren, und so hat keiner dem anderen etwas vorzuwerfen oder ihm dankbar zu sein. Übrigens ist der Kapitalist viel mehr auf die Arbeiter angewiesen als umgekehrt; denn dieser braucht nur die Arbeitsmittel, aber nicht den Unternehmer selbst. Der Kapitalist aber kann ohne die Person des Arbeiters überhaupt nichts anfangen; denn wenn die Arbeiter nicht mehr für die Reichen arbeiten würden, müßten die auch bald verhungern. Auf die Frage der Dankbarkeit kommt es aber auch gar nicht an. Der Arbeiter kämpft um höheren Lohn, weil er menschenwürdig leben will; wer an seinem Elend schuld ist, das spielt dabei keine Rolle. Aber wie dieses Elend zustande gekommen ist, das interessiert uns. Denn daraus können wir vielleicht schließen, wie ihm wieder abgeholfen werden kann, und dabei werden wir auch die Quelle des Kapitalismus finden. Ohne das Elend großer Volksmassen ist ja dieser unmöglich; denn wer nicht durch die Not gedrängt wird, der arbeitet nicht freiwillig Tag für Tag vom Morgen bis zum späten Abend und oft auch noch die Nacht durch an einer langweiligen, geisttötenden

Arbeit in stickigem, lärmerfülltem Raum für kärglichen Lohn und oft in fortwährender Lebensgefahr. Wenn wir also den Ursprung des Kapitalismus finden wollen, dann müssen wir nicht nur nach der Entstehung der großen Vermögen suchen, sondern vor allem auch nach dem Aufkommen des Massenelends freier Arbeiter.

Nun hat es ja freie Arbeiter auch im Mittelalter schon gegeben. Die Handwerker in den Städten und ihre Gehilfen waren frei; aber sie waren keine besitzlosen Proletarier. Die Meister selbst hatten sehr oft das Haus, in dem sie wohnten und arbeiteten, samt Hof und Garten und häufig auch noch ein Stück Feld zu eigen, und dieses Eigentum vererbte sich in der Familie. Die Gesellen waren zum großen Teil Söhne von Meistern und hatten Aussicht, selbst Meister zu werden. Dabei war das Handwerk in Zünften organisiert, die dem einzelnen Meister und Gesellen einen Rückhalt boten. Meist wurde für die Kundschaft am Orte gearbeitet, häufig auf Bestellung. In kleineren Orten haben sich ähnliche Verhältnisse bis in die neueste Zeit hinein erhalten. Karls Großvater war ja auch noch ein Tischlermeister dieser alten, guten Art. Die arbeiteten für eigene Rechnung und lieferten direkt an die Kunden. Da war für den Kapitalisten nichts zu holen.

Auf dem Lande aber gab es keine freie Arbeiterschaft. Der Bauer war leibeigen, das heißt, er mußte auf dem Landgut bleiben und Landwirtschaft treiben, er mußte dem Herrn, den er nicht verlassen oder wechseln durfte, persönliche Dienste leisten und Abgaben entrichten. Die Geschichte von Wilhelms Großvater hat uns ja gezeigt, wie es da zuging. Da war also wieder für das Kapital nichts zu machen; denn wenn der Bauer auch oft arm war, so daß er sich gern um Lohn verdungen hätte, er war an die Scholle gebunden und mußte der Landwirtschaft treu bleiben.

Diese Verhältnisse mußten daher erst geändert werden, bevor das Kapital seine Herrschaft antreten konnte. Das geschah in verschiedenen Ländern in verschiedener Weise. In England zum Beispiel vertrieben schon im 16. Jahrhundert häufig die großen Grundbesitzer die Bauern mit Gewalt oder durch Rechtsverdreherei von ihrem Gut; denn es war für sie damals lohnender geworden, Schafe zu halten und ihre Wolle teuer zu verkaufen, als von den Bauern Abgaben in Getreide zu erpressen.

In Preußen wieder ging es gerade umgekehrt zu. Hier wollten die großen Grundherren möglichst viel Getreide verkaufen, und dazu genügte ihnen das bißchen nicht, das ihnen der Bauer von seiner schlechten Wirtschaft abgeben konnte. Da war es lohnender, das Land der Bauern, wenigstens zum größten Teil, einzuziehen und diesen die bisherigen Verpflichtungen zu erlassen. Von dem Stückchen Grund, das dem Bauern blieb, konnte er ja nicht leben, und so war er gezwungen, beim Gutsherrn um billigsten Lohn zu arbeiten, und dieser hatte dabei noch den Vorteil, daß er im Winter nicht alle Arbeitskräfte verpflegen mußte, die er im Sommer brauchte. So kam es zur »Bauernbefreiung«."

„Aha," unterbrach mich hier Wilhelm, „jetzt verstehe ich, wieso es zur zwangsweisen »Befreiung« der Eltern meines Großvaters kam. Da ist es begreiflich, daß sich die Bauern sträubten, so gut sie konnten. Aber laß dich nicht stören, erzähle nur weiter." So fuhr ich dann fort:

„Ob nun aber die Sache so wie in England vor sich ging, wo Äcker in Schaftristen verwandelt wurden, oder so wie in Preußen, wo der unergiebige bäuerliche Landbau durch die viel lohnendere gutsherrliche Betriebs-

weise verdrängt wurde, das eine blieb immer, daß dem Bauern sein Land abhanden kam, daß er befreit wurde nicht nur von seiner Knechtschaft, sondern zugleich auch von seinem Besitz. Aus dem leibeigenen Bauer wurde der freie Proletarier. Der schaute sich nun natürlich um, wie und wo er seine Arbeitskraft am lohnendsten verwerten konnte; er war das richtige Ausbeutungsobjekt für das Kapital."

Der Ursprung des Kapitals.

„Jetzt sind wir aber von unserer ursprünglichen Frage ganz abgekommen," warf hier Wilhelm ein. „Du versprachst uns doch, etwas von der Entstehung der großen Vermögen zu erzählen, und statt dessen hast du über die Entstehung des großen Elends gesprochen."

„Oho," unterbrach ich ihn. „Ich habe nur von den großen Vermögen zu erzählen versprochen, die zur kapitalistischen Ausbeutung verwendet werden. Denn, wie du selber gesagt hast, hat es reiche Leute schon viel früher gegeben. Aber jetzt wissen wir eben, worauf es ankommt; denn nicht jeder Besitz an Geld oder anderen Reichtümern ist deshalb schon ein Kapital, sondern nur ein Vermögen, das zur Ausbeutung freier Arbeiter verwendet wird. Und deshalb mußten wir zuerst untersuchen, wie es denn überhaupt dazu kam, daß ein freies und zugleich besitzloses Massenproletariat aufkam. Es fragt sich nun, wo und wie dieses Massenproletariat zuerst zur Vermehrung des Vermögens verwendet wurde.

In der Landwirtschaft konnte das neue Verfahren, die Anwendung freier Arbeiter, nicht aufkommen; denn die wurde noch lange Zeit mit Leibeigenen betrieben."

„Halt!" schrie da Wilhelm. „Jetzt habe ich dich auf einem Widerspruch ertappt. Vorhin hast du uns bewiesen, daß zuerst die Bauern befreit werden mußten, bevor der Kapitalismus beginnen konnte, und jetzt erzählst du uns, er habe nicht auf dem Lande anfangen können, weil dort die Arbeiter noch leibeigen waren. Da ist er also doch zur Zeit der Leibeigenschaft entstanden."

„Richtig, jetzt hat er mich," sagte ich lachend. „Aber es ist sehr gut, daß du mich hier gleich auf einen sehr wichtigen Punkt aufmerksam machst. Man darf sich nämlich nie vorstellen, daß große wirtschaftliche Umwälzungen mit einem Ruck, ganz plötzlich und unvermittelt, vor sich gehen. Auch die großen Revolutionen verwirklichen nur das, was schon lange vorbereitet ist; sie bringen nur die Keime zur schnelleren Reife. So war es auch mit der sogenannten „Bauernbefreiung". In Preußen zum Beispiel zieht sich dieser Prozeß durch mehr als hundert Jahre hin. Während dieser ganzen Zeit war es das Bestreben der Grundbesitzer, die Bauern vom Land nach Möglichkeit zu verdrängen und dieses sich selbst anzueignen. Während dieser ganzen Zeit wurden denn auch fortwährend Bauern um ihren Besitz gebracht und zum Teil als Proletarier in die Stadt getrieben. Dort entstand denn auch mit diesen freien Arbeitern die erste von den Handwerkszünften unabhängige Industrie. Das, was dein Großvater miterlebt hat, das war nur der Schlußakt des großen Dramas.

Die großen Besitzungen der Adeligen und der Kirche eigneten sich überhaupt nicht sehr für die Entstehung der Industrie, wenn freilich schon frühzeitig auch dort Mahl- und Sägemühlen, Bierbrauereien, Schnaps-

brennereien und später auch Zuckerfabriken entstanden. Auch nach den Bergwerken strömte ein Teil dieses neuen Proletariats; aber die Bergwerke erlangten auch erst ihre Bedeutung durch das Aufblühen der großen Industrie in den Städten. Dort müssen wir also den Ursprung des Kapitals suchen.

Dort hatte schon seit alter Zeit das Handelskapital eine große Rolle gespielt. Der Handel beschäftigte von jeher fast nur freie Arbeitskräfte, und gerade hier wurden oft ungeheure Vermögen erworben. Freilich dürfen wir nicht glauben, daß es beim Handel immer so zugegangen ist wie heute. Im Mittelalter und auch vielfach noch in späterer Zeit zog der Fuhrmann mit seinem Gespann auf der miserablen Landstraße dahin, bis an die Zähne bewaffnet, jederzeit auf räuberischen Überfall gefaßt. Und gewährten ihm Adelige oder Städte Schutz, dann mußte er so viel dafür bezahlen, daß sich der Schutz von Raub oft nicht mehr so sehr unterschied. Noch schlimmer war es zur See. Diese wimmelte von Seeräubern, und bei guter Gelegenheit verwandelt sich auch der ehrbare Kaufmann in einen solchen. Kriege gab es ja fast immer, und begegneten sich Schiffe der feindlichen Parteien, so raubte das stärkere das schwächere aus.

Sollte sich also der Handel rentieren, dann mußten die Preise so erhöht werden, daß alle Verluste und Gefahren dadurch wieder hereingebracht wurden. So suchten sich die Kaufleute an den Käufern schadlos zu halten, indem sie diese nach Kräften übervorteilten und plünderten.

Wie arg diese Ausbeutung durch das Handelskapital war und wie schwer sie empfunden wurde, dafür ist bezeichnend, was der fromme Gottesmann Martin Luther über die Kaufleute seiner Zeit sagt. Diese hatten sich nämlich über die räuberischen Überfälle der Edelleute und die großen Gefahren beim Handel beschwert. Darauf antwortete Luther: »Weil solch groß Unrecht und unchristliche Dieberei und Räuberei über die ganze Welt durch die Kaufleute, auch selbst untereinander geschieht; was ist Wunder, ob Gott schafft, daß solch groß Gut, mit Unrecht gewonnen, wiederum verloren oder geraubt wird und sie selbst dazu über die Köpfe geschlagen oder gefangen werden?«"

„Na, davon hat uns der Herr Pastor im Konfirmationsunterricht nichts erzählt," sagte Wilhelm lachend. „Von der Seite haben wir den alten Luther nicht kennengelernt. Aber da muß es wirklich schon arg gewesen sein."

„Noch viel schlimmer aber," fuhr ich fort, „als die Ausbeutung der Käufer in der Heimat war die der fremden Völker, besonders in Asien, Afrika und Amerika durch das Handelskapital."

„Ja, da habe ich einmal ein Buch über die Greuel gelesen," bestätigte Karl, „die die Spanier in Amerika angerichtet haben. Das waren ganz scheußliche Sachen. Der Verfasser des Buches bemerkte dazu, da sehe man die Roheit der Katholiken."

„Na, in diesem Punkte," erwiderte ich, „brauchen sich die Protestanten wirklich nicht mausig zu machen. Die Engländer haben in Indien, die Holländer in Südafrika und in Java gerade solche Scheußlichkeiten begangen wie die Spanier, die Portugiesen und Franzosen. Und daß die Deutschen nicht besser sind, das haben sie jetzt in Afrika bewiesen. Alle diese Kaufleute wetteifern in der Ausplünderung der fremden Länder und Erdteile. An dem Geld, das sie von dort holten, klebte noch mehr Blut und Schmutz als an dem, was sie ihren Volksgenossen abzwackten; denn draußen begnügten sich die Kaufleute oft nicht damit, die Eingeborenen zu berauben, sondern

sie raubten sie selbst und verkauften sie als Sklaven in die Fremde. An diesem schmählichen Handel beteiligten sich die Schiffe aller Nationen und Konfessionen, und fromme Geistliche gaben dazu ihren Segen.

Zuerst hatte sich der Handel hauptsächlich mit den Erzeugnissen des Handwerks befaßt. Naturprodukte spielten keine große Rolle, da ihr Transport über Land zu schwierig und kostspielig war. Eisenbahnen gab es nicht, und die Straßen waren in dem elendsten Zustand, und dazu kam eben noch die Unsicherheit, so daß nur Waren gehandelt werden konnten, die bei verhältnismäßig geringem Gewicht und Umfang möglichst hohe Preise erzielen konnten. Als dann aber der Handel wuchs, fanden es die Kaufleute mit der Zeit lästig, den Handwerkern ihre Ware erst abzukaufen, sie wollten sie lieber selbst billiger und ganz nach ihren Handelsbedürfnissen herstellen lassen. Die zünftigen Meister und Gesellen waren dazu nicht zu haben; aber die Proletarier, die in die Stadt strömten und in den Zünften keine Aufnahme fanden, die konnten nun von den Kaufleuten ans Werk gesetzt werden und bald die zünftigen Handwerker unterbieten und dadurch zugrunde richten. So wurde das alte Handwerk zum größten Teil durch die neue Manufaktur erdrückt und verdrängt."

„Das ist ja ganz die Geschichte meines Großvaters", unterbrach mich hier Karl. „Der wurde auch vom Möbelhändler ums Brot gebracht und mußte dann noch selber für ihn arbeiten."

„Ja," erwiderte ich, „so ähnlich hat sich der Prozeß überall abgespielt. Freilich, als die Sache einmal im Zuge war, als man allgemein sah, wie gewinnbringend man Geld in der Manufaktur anlegen konnte, da drängten sich alle zu diesem Erwerbszweig, die verfügbares Geld hatten. Der Dorfwucherer zwang nun seine Schuldner, für ihn zu arbeiten, und ebenso machte es der städtische Hauswirt. Der hatte oft aus der Ausbeutung seiner Mieter ein schönes Vermögen zusammengescharrt, und das konnte nun schön angewendet werden, um arme Teufel in ihrem eigenen Heim oder in großen Werkstätten zur Arbeit zu setzen und auf diese Weise schöne Profite einzuheimsen. Sobald einmal ein besitzloses Proletariat da war und man die Art und Weise kannte, aus diesem Arbeit herauszuschlagen, die weit mehr ergab als den Lohn dieser Arbeiter, seit dieser Zeit war jedes verfügbare Geldvermögen als Kapital anwendbar, ja der Besitzer brauchte sich nicht einmal mehr selbst mit der Ausbeutung der Arbeitskräfte zu bemühen, er konnte sein Geld einem Industriellen leihen und den Gewinn mit diesem teilen. Er erhielt die Zinsen von seinem Kapital, der Unternehmer behielt den Gewinn, der darüber hinaus erzielt wurde.

So konnte der Glaube entstehen, daß das Kapital von selber Zinsen trage, daß es aus eigener Kraft wachse; denn wer ein Kapital hat, der kriegt auch ohne jede weitere Anstrengung die Zinsen. Aber das heißt nur, er braucht sich nicht selbst anzustrengen. Wenn sich auch die Arbeiter in dem Betrieb nicht anstrengten, dem er das Geld vorstreckte, dann kriegte er auch keine Zinsen, dann bliebe das Kapital tot liegen."

„Aber man braucht doch nicht sein Geld einem Fabrikanten zu borgen, um Zinsen zu bekommen", wandte hier Wilhelm ein. „Mein Vater hat ungefähr 800 Mk. in der Sparkasse liegen, die sich von selbst verzinsen, und dann hat er noch Staatspapier um 2000 Mk., und unlängst erst ging ich mit den Zinsscheinen in eine Wechselstube und erhielt das Geld ohne weiteres ausbezahlt. Da trägt doch das Kapital selber Zinsen? Oder kommen die auch irgendwie aus der Arbeit?"

„Freilich tun sie das", entgegnete ich. „Die Sparkasse könnte nicht fortgesetzt Zinsen zahlen, wenn sie nicht das eingelegte Kapital wieder an Industrielle ausleihen würde. Diese zahlen der Sparkasse einen Teil dessen, was ihnen ihre Arbeiter erworben haben, und einen Teil ihres Gewinnes zahlt die Sparkasse wieder den Einlegern. Ebenso könnte der Staat seinen Gläubigern nicht immerfort Zinsen zahlen, wenn er das Geld nicht von den Steuerträgern bekäme, die es entweder durch eigene Arbeit oder durch die Ausbeutung fremder Arbeit erworben haben. So fließen also in Wirklichkeit auch diese Zinsen aus der Arbeit her."

„Wenn das so ist," meinte nun Wilhelm, „dann muß ich wohl zugeben, daß auch zum ursprünglichen Erwerb des Kapitals keine besonderen Fähigkeiten nötig waren. Du hast uns gezeigt, daß es aus Raub, Gewalt, Erpressung und Ausbeutung herrührt. Also sollten wirklich die Kapitalisten von jeher so viel schlechtere Leute gewesen sein als alle anderen? Waren nicht zum Beispiel die Raubritter noch viel habsüchtiger und gewalttätiger als sie?"

„Das mag schon der Fall gewesen sein, und die ersten Kapitalisten brauchen durchaus nicht schlechtere Menschen gewesen zu sein als zum Beispiel die Adeligen ihrer Zeit, sie hatten nur andere Methoden, sich zu bereichern, als diese. Auch will ich nicht sagen, daß zur Anhäufung und zur Vermehrung des Kapitals nicht besondere Fähigkeiten erforderlich sind. Das ist oft der Fall; aber es sind nicht Fleiß und Sparsamkeit, sondern Schlauheit, Geistesgegenwart und vor allem brutale Rücksichtslosigkeit. Gewiß war das Gewerbe des Raubritters nicht sehr schön und edel, aber es war wenigstens so weit ehrlich, als sich der Räuber für nichts anderes ausgab als er war. Es fiel ihm nicht ein, sich noch als Wohltäter derjenigen Menschen aufzuspielen, die er ausraubte. Der Kapitalist tut das aber. Er plündert seine Arbeiter, indem er sagt, er gäbe ihnen Arbeit und ernähre sie. Er brandschatzt die Konsumenten, indem er ihnen erzählt, daß er sie mit den Segnungen der Kultur versehe, und er verbreitet die Zivilisation unter den Wilden, indem er sie mit Schnaps vergiftet, sie zu Arbeitssklaven macht und ihre Naturschätze stiehlt."

„Wenn ich schon die Wahl habe," meinte da Karl, „dann ist mir der ehrliche Räuber, der wenigstens seine Haut zu Markte trägt, doch noch lieber als der heuchlerische „Wohltäter", der von seinem Kontor aus in voller Sicherheit die Menschen ausplündert."

Der Wert.

I.

„Du stellst alles so dar," meinte Karl nach einer Weile, „als ob es sich da um einen großen Kampf mit Waffen handeln würde. Da wäre es sofort klar, weshalb der Stärkere den Schwächeren, der besser Gerüstete den Waffenlosen überwältigt; aber in der Industrie muß doch mit anderen Waffen gekämpft werden. Wenn ich dich recht verstanden habe, handelt es sich da meist darum, daß derjenige den anderen schlägt, der billigere Preise macht. So hat der Möbelhändler den Tischler, die große Fabrik die kleine Werkstatt durch dieses Mittel aus dem Feld geschlagen. Aber wovon hängt es denn ab, wie hohe Preise einer verlangen kann? Wie werden denn die Preise überhaupt bestimmt?

„Das ist recht einfach," erwiderte Wilhelm, „das haben wir erst kürzlich in der Handelsschule gelernt. Das macht man so: Zum Preis des Rohmaterials wird ein Betrag für die Abnützung der Maschinen und Baulichkeiten und ferner der Betrag der Löhne geschlagen. Zu dieser Summe wird der gewöhnliche Profitprozentsatz gerechnet, und so ergibt sich der Verkaufspreis. Wenn ich zum Beispiel den Preis wissen will, um den ich einen Anzug verkaufen darf, dann rechne ich den Preis von Stoff, Futter, Zwirn usw., dazu kommt die Abnutzung der Nähmaschinen, ein kleiner Teil der Werkstattmiete und der Arbeitslohn. Macht das alles zusammen, sagen wir, 30 Mk. aus, so schlage ich noch 20 Prozent dazu, das sind 6 Mk.; ich kann also den Anzug mit 36 Mk. verkaufen. Vorsichtshalber werde ich seinen Preis freilich in der Regel mit 40 Mk. ansetzen, wenn ihn nicht die Konkurrenz mit 38 oder gar mit 36 Mk. anbietet. Niedriger darf ich aber nicht gehen."

„Das ist ja alles ganz schön," meinte Karl nachdenklich, „aber ich verstehe nicht recht, warum du gerade 20 Prozent dazuschlägst und nicht 50 Prozent. Da würdet ihr doch mehr verdienen."

„Das geht eben nicht," erwiderte Wilhelm, „denn wir können nicht teurer verkaufen als die Konkurrenz, sonst liefen uns die Kunden davon. So rechnen alle den gleichen Profit von 20 Prozent."

„Das verstehe ich aber noch immer nicht", wandte Karl ein. „Haben denn alle Kleiderhändler und Schneider eine Vereinbarung getroffen, daß sie den gleichen Profit von 20 Prozent machen? Und warum haben sie denn nicht alle lieber mehr festgesetzt?"

„Das ist wahr," bemerkte Wilhelm etwas verlegen, „daran habe ich noch gar nicht gedacht. Eine Vereinbarung besteht nicht, und doch hat der Profit eine bestimmte Höhe. Von der Willkür der Meister kann diese nicht abhängen, aber es rechnen doch alle mit ihr. Wovon sie abhängt, das weiß ich nicht; aber das ist sicher, daß die Preise so zustande kommen, wie ich dir es geschildert habe."

„Das ist schon richtig," warf ich ein, „aber ist diese Rechnung die Antwort auf Karls Frage? Du gehst zum Beispiel vom Preis des Rohmaterials aus; aber da entsteht ja gleich wieder die Frage, wovon dann dieser abhängt. Dann rechnest du den Arbeitslohn dazu. Aber wie groß ist denn dieser?"

„Das hast du uns selber schon einmal auseinandergesetzt", erwiderte Wilhelm. „Erinnere dich, als wir von der Entstehung des Proletariats sprachen, da zeigtest du uns, daß das Kapital die Arbeiter immer auf einen Lohn beschränken will, der gerade zum Leben hinreicht, und wie die Arbeiter immerfort kämpfen müssen, um bessere Löhne durchzusetzen. Im großen und ganzen muß es also doch so sein, daß die Arbeiter so viel Lohn bekommen, daß sie davon leben können. Der Lohn muß daher mindestens so hoch sein, daß der Arbeiter sich alle notwendigen Lebensmittel kaufen kann."

„Da hast du sehr richtig kalkuliert," erwiderte ich, „aber da siehst du erst recht wieder, daß der Lohn abhängt vom Preis der Lebensmittel. Wir wissen also jetzt, daß sich der Preis des Anzuges, den du vorhin als Beispiel gewählt hast, aus vielen anderen Preisen zusammensetzt. Wir wissen also eigentlich darüber, wovon denn die Preise abhängen, nicht viel mehr als früher."

„Das kann ich nicht einsehen", gab Wilhelm zurück. „Wenn ich zum Beispiel gefragt werde, wie lang ein Stoff ist, so werde ich antworten, er hat soundso viele Meter; da habe ich doch auch nur gezeigt, daß seine Länge sich aus anderen Längen zusammensetzt. Und gerade so gut ist es auch eine ge-

nügende Antwort, wenn ich sage, der Preis des Anzuges besteht aus dem Preis des Rohmaterials, dem Preis der Lebensmittel, welche die Arbeiter brauchen, die ihn anfertigen usw."

„Du hättest den Vergleich sogar noch weiterführen können", entgegnete ich. „Denn so wie man sagt, der Stoff ist so viele Meter lang, so sagt man beim Preis, der Anzug ist soundso viele Mark wert. Was das Metermaß für die Länge, das ist das Geld für den Wert."

„Da gibst du mir also doch auch einmal recht," bemerkte Wilhelm lachend, „das ist selten genug."

„Aber danach habe ich ja gar nicht gefragt", mischte sich nun Karl wieder ins Gespräch. „Ich wollte nicht wissen, wie der Preis einer Ware gemessen wird, sondern warum er eine bestimmte Höhe hat." Sich an Wilhelm wendend, fuhr er darauf fort: „Wenn zum Beispiel eine Kundschaft zu euch ins Geschäft kommt und auf einen Anzug weisend sagt: „Warum ist denn der so teuer?", dann möchte ich dir nicht raten zu antworten: „Weil er 50 Mk. kostet". Von der Auskunft wäre die Kundschaft sicherlich wenig befriedigt."

„Nein," sagte Wilhelm lachend, „in einem solchen Falle müssen wir immer sagen, das komme daher, weil die Arbeiter jetzt so hohe Löhne verlangen."

„Na, siehst du," meinte nun Karl, „deine Weisheit von dem Geld als Maßstab des Wertes nützt uns gar nichts, wir wissen jetzt nicht mehr als früher, wovon eigentlich der Preis abhängig ist."

„Wenn wir darüber etwas wissen wollen," meinte ich, „müßten wir doch wohl zuerst untersuchen, ob der Wert eine Eigenschaft der Ware selbst ist oder nicht."

„Ja was sollte er denn sonst sein?" fragte Karl erstaunt. „Ob ich sage, der Hut hat eine schwarze Farbe, oder, der Hut kostet 5 Mk., in beiden Fällen sage ich doch, daß der Hut eine bestimmte Eigenschaft hat."

„So ganz gleich ist das aber doch nicht", wandte ich ein. „Ob du den Hut in Berlin oder in Amerika anschaust, immer ist er schwarz; er kann aber in Berlin 5 Mk. wert sein, in Amerika jedoch vielleicht 7 Mk. So ist zum Beispiel Getreide in Amerika viel billiger als bei uns. Am Getreide selbst kann aber die Ursache des Unterschiedes nicht liegen, denn das hat dort die gleiche Bedeutung als Nahrungsmittel wie bei uns."

„Der Unterschied der Werte," meinte Wilhelm, „kommt, soviel ich weiß, daher, daß es in Amerika viel mehr fruchtbaren Boden gibt als bei uns."

„Das stimmt nicht recht," erwiderte ich; „der Boden ist in Amerika im allgemeinen nicht besser als bei uns; aber Amerika ist noch lange nicht so dicht besiedelt wie Europa, und so brauchen sie dort den Boden nicht so auszunützen, sie düngen sehr wenig und begnügen sich mit dem, was der Boden bei leichter Bebauung hergibt. In den Vereinigten Staaten trägt der gleiche Acker kaum die Hälfte der Frucht wie in Deutschland; aber die darauf verwendete Mühe und Arbeit ist noch viel weniger als die Hälfte dessen, was in Deutschland gebraucht wird. Weil aber das Land so dünn bevölkert ist, haben die Amerikaner an ihren Vorräten nicht nur genug, sie können noch sehr viel davon exportieren. Dazu kommt ferner, daß sie mehr und bessere Maschinen anwenden als wir, hauptsächlich aber auch, daß sie kein Militär haben und daher viel weniger Steuern aufzubringen brauchen. Ihr seht also, daß der Unterschied nicht im Getreide liegt, sondern in den sozialen

Verhältnissen, unter denen jenes erzeugt wird. Hätten wir in Deutschland eine ebenso spärliche Bevölkerung, keine Militärlasten usw., dann wäre unser Getreide geradeso billig wie das amerikanische."

„Da müssen wir also", fragte Karl, „erst unsere sozialen Verhältnisse studieren, um zu verstehen, weshalb mein Hut 3 Mk. gekostet hat? Das ist aber ein weiter Weg! Und wie sollen wir denn das anfangen?"

„Das ist freilich nicht so einfach," bestätigte ich, „besonders weil unsere so furchtbar komplizierte Welt gar nicht zu verstehen ist, wenn man nicht ihre Wirtschaft, ihr inneres Räderwerk begreift."

„Aber da drehen wir uns ja immer nur im Kreis", warf Wilhelm ein. „Gerade vorhin hast du uns gesagt, die Bildung des Wertes sei nur aus den sozialen Verhältnissen zu verstehen. Jetzt sagst du uns wieder, diese könne man nur verstehen, wenn man die Wirtschaft begreift. Der Wert gehört aber doch zur Wirtschaft. Auf diese Art kommen wir nicht von der Stelle."

„Das wollte ich gerade auch selber sagen, als du mich unterbrachst", erwiderte ich ruhig meinem etwas zornig gewordenen Freunde. „Unsere heutigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse sind viel zu kompliziert, als daß man sie ohne weiteres untersuchen und verstehen könnte. Aber es geht einem ja auch ähnlich, wenn man in eine moderne große Fabrik tritt. Da kann sich der Laie noch so lange umschauen, er wird die Zusammenhänge nicht begreifen."

„Das ist wahr," bestätigte Karl, „wenn man in unsere Werkstatt kommt und den surrenden Rädern, stampfenden Rollen, den ächzenden Kränen und den sausenden Riemen zusieht, dann wird einem ganz wirr im Kopf; obwohl ich doch jetzt schon fast drei Jahre in der Fabrik beschäftigt bin, verstehe ich noch immer nicht das ganze Werk. Einiges hat mir einmal der „rote Max" expliziert; aber jetzt ist er schon lange nicht mehr dazugekommen."

„Nun, und wie hat er das gemacht?" fragte ich.

„Er hat mir gezeigt", antwortete Karl, „mit welchen Maschinen die Fabrik seinerzeit begonnen hat. Das sind natürlich die notwendigsten; seither weiß ich wenigstens, was das Wesentlichste und was als mehr nebensächlich anzusehen ist. Aber die einzelnen Maschinen verstehe ich noch immer nicht. Da versprach mir Max, einmal mit mir in die »Urania«*) zu gehen und mir dort die einfachen Modelle zu zeigen. Er meinte, dann werde ich auch die komplizierten Maschinen besser und leichter verstehen."

„Da hat er auch ganz recht gehabt", bestätigte ich. „Sind doch auch die heutigen komplizierten Maschinen aus so einfachen hervorgegangen. So wie wir nun jene einfachen Formen zuerst untersuchen und verstehen müssen, bevor wir an die komplizierten herangehen dürfen, so müssen wir auch zuerst die einfachen Wirtschaftsverhältnisse und sozialen Zustände unserer Vorfahren studieren, wenn wir die Welt begreifen wollen, in der wir heute leben."

II.

„Nun, da nehmen wir wohl am besten die Zustände, aus denen mein Großvater hervorgegangen ist", schlug Wilhem vor. „Die waren doch einfach genug. Ich habe sie euch ja schon einmal geschildert."

„Warum hältst du die eigentlich für so besonders einfach?" fragte ich.

„Erinnere dich doch nur," erwiderte Wilhelm, „wie einförmig damals das Leben gewesen sein muß. Den hörigen Bauern floß ein Tag hin wie

*) Volkstümliches, wissenschaftliches Institut in Berlin.

der andere, nur daß sie einmal für den Gutsherrn sich schinden mußten und dann wieder für sich selbst. Verkauft und gekauft wurde sehr wenig, nur gerade, was der Gutsherr ihnen um einen Spottpreis abnahm oder um teuren Preis aufdrängte."

„Ja, siehst du," erwiderte ich, „da liegt eben gerade die Schwierigkeit. Was wollen wir denn eigentlich herauskriegen? Von welcher Frage sind wir denn ausgegangen?"

„Ich wollte wissen, wovon die Preise abhängen", sagte Karl. „Bei dieser Gelegenheit möchte ich dich übrigens fragen, was das zu bedeuten hat, daß wir einmal vom Preis und dann wieder vom Wert reden. Ist das dasselbe oder was ist der Unterschied?"

„Es ist gut, daß du mich darauf aufmerksam machst," antwortete ich; „denn davor muß man sich sehr hüten, eine Sache mit verschiedenen Ausdrücken oder mehrere Sachen mit einem Wort zu bezeichnen. Daraus entstehen dann immer Verwechslungen und unnütze Streitereien. Wir wollen also fortan als Wert, genauer Tauschwert, das Verhältnis bezeichnen, in dem sich Waren gegeneinander austauschen. Wenn sich also zum Beispiel zwei Röcke gegen drei Hüte austauschen lassen, dann haben zwei Röcke den »Tauschwert« von drei Hüten und die drei Hüte den »Tauschwert« von zwei Röcken. Diese Bedeutung des Ausdruckes müssen wir uns gut merken. Der »Preis« ist dann das Verhältnis, in dem sich die Waren gegen Geld austauschen. Das ist aber schon eine kompliziertere Erscheinung, und so müssen wir also die Frage zunächst so stellen: »Wovon hängt der Tauschwert der Waren ab?« Auf den Preis werden wir dann später kommen."

„Du sprichst da immer", unterbrach mich Wilhelm, „von »Austauschen«, aber man tauscht doch nicht zum Beispiel ein Paar Stiefel gegen einen Rock. Tauschgeschäfte machen bei uns zulande allenfalls die Kinder in der Schule, aber doch nicht Geschäftsleute."

„Das ist schon richtig," antwortete ich; „aber wenn ich als Schuster ein Paar Stiefel um, sagen wir, 15 Mk. verkaufe und mir für dieses Geld einen Rock kaufe, dann ist es doch für mich dasselbe, als ob ich den Rock gegen die Stiefel eingetauscht hätte. Ebenso kauft der Schneider mit den 15 Mk. vielleicht ein Bügeleisen, der Eisenhändler für dasselbe Geld Brot und der Bäcker endlich wieder Stiefel. Hier ändert das Geld nichts an den Beziehungen, es ist so, als ob alle miteinander getauscht hätten."

„Nun schauen wir einmal," fuhr ich fort, „ob wir dein Beispiel für unseren Zweck gebrauchen können. Was hat es denn in der Wirtschaft deiner Urgroßeltern, der dienstpflichtigen Bauern, für Austausch gegeben?"

Wilhelm dachte eine Weile nach, und dann sagte er: „Eigentlich recht wenig; denn die machten sich fast alles selbst, was sie brauchten, sie brachten nichts auf den Markt und kauften dort nicht ein. Höchstens das käme in Betracht, was sie dem Gutsherrn verkaufen oder von ihm kaufen mußten."

„Aber damit werden wir auch nicht viel anfangen können," entgegnete ich; „denn für uns handelt es sich doch darum, die Gesetze des freien Austausches zu ergründen, wie er heute stattfindet, ohne Zwang; denn wenn ein Räuber zum Beispiel im Wald einen Wanderer anfällt und mit ihm die Kleider tauscht, dann werden wir aus diesem Vorgang nicht viel darüber erfahren, wie der Tausch zwischen Gewerbsleuten, Kaufleuten usw. in der Regel vor sich geht. Ihr seht also, daß wir nicht alle einfachen Lebensverhältnisse für unseren Zweck der Erklärung des Tauschwertes gebrauchen können."

„So versuchen wir es einmal mit den Verhältnissen, in denen mein Großvater, der Tischler, lebte", meinte nun Karl. „Damals waren die Zustände doch auch noch viel einfacher als heute, und dabei arbeitete der Großvater doch nicht, wie der Bauer, für sich selbst, sondern zum Verkauf an Kunden."

„Da hast du ganz recht," entgegnete ich, „jedenfalls können wir ja den Versuch machen. Stellen wir uns also eine Gesellschaft, etwa eine Stadt, vor, wo die Waren von selbständigen Kleinmeistern hergestellt werden, die meist auf Bestellung zum Verkauf arbeiten. Nehmen wir da zum Beispiel einen Schneider und einen Hutmacher. In welchem Verhältnis werden die ihre Produkte miteinander tauschen?"

„Das wird doch", meinte Wilhelm, „wesentlich wieder davon abhängen, wie teuer der Rohstoff ist, den beide verarbeiten, und wie teuer die Werkzeuge sind, die sie benützen."

„Das ist ganz richtig", antwortete ich; „doch hat der Wert der Werkzeuge damals keine große Rolle gespielt. Maschinen gab es fast gar nicht, und die Handwerkzeuge vererbten sich meist vom Vater auf den Sohn, ihr Wert war ebenso gering wie ihre Abnützung. Davon können wir also absehen. Anders liegt die Sache mit dem Rohmaterial. Um uns aber die Frage zu vereinfachen, wollen wir vorläufig annehmen, daß das Rohmaterial, das der Schneider etwa in einer Woche verarbeitet, sich gegen das eintauscht, das der Hutmacher in derselben Zeit vernutzt."

„Ja, wenn du so etwas annimmst," warf Wilhelm ein, „dann machst du dir die Sache freilich leicht."

„Das will ich ja auch", antwortete ich. „Eine schwierige Frage muß man sich immer nach Möglichkeit zu vereinfachen suchen. Solche Annahmen wie die von dem gleichen Tauschwert des Rohmaterials sind da sehr nützlich, und sie sind auch erlaubt, wenn man sich gut merkt, daß man diese Annahme gemacht hat, und zum Schluß untersucht, was sich an dem Ergebnis ändert, wenn man jene Annahme fallen läßt."

„Also gut", rief darauf Wilhelm lachend; „ich werde schon achtgeben und dir scharf auf die Finger schauen, daß du nicht schwindelst und am Ende jene Annahme unter den Tisch fallen läßt."

„Einverstanden!" stimmte ich zu; „aber ich bin ja kein Taschenspieler und will euch nichts vorschwindeln, sondern wir wollen die Frage gemeinsam untersuchen.

Wir nehmen also zunächst an, daß das von den beiden in einer Woche verarbeitete Rohmaterial den gleichen Tauschwert hat. Wenn nun der Schneider in dieser Woche zwei Röcke und der Hutmacher drei Hüte anfertigt, dann werden auch die zwei Röcke sich austauschen gegen drei Hüte."

„Oho!" riefen Karl und Wilhelm wie aus einem Munde. „Das behauptest du, aber du mußt es uns erst beweisen."

„Ganz richtig", antwortete ich; „das ist nicht so schwer. Wenn zum Beispiel die drei Hüte gegen einen Rock ausgetauscht würden, dann würden die Schneider in kürzester Zeit viel reicher werden als die Hutmacher; denn ihre Arbeit würde doppelt soviel schaffen wie die jener. Das könnte aber nicht lange dauern; denn bald würden alle Leute, und besonders alle Hutmacher, Schneider werden wollen. Es würden dann sehr viele Röcke und nur mehr sehr wenig Hüte gemacht werden, die Hüte würden teuer und die Röcke billig werden, man würde schließlich schon zwei Röcke für einen Hut hergeben müssen. Dann würden wieder die Hutmacher reich und die Schneider

arm. Das Gleichgewicht stellt sich erst dann wieder ein, wenn drei Hüte sich gegen zwei Röcke vertauschen, das heißt wenn die Arbeitswoche des Hutmachers so viel Wert schafft wie die des Schneiders."

„Das verstehe ich aber nicht recht", warf Karl dazwischen. „Warum müssen die Röcke billiger und die Hüte teurer werden, weil mehr Leute Schneider und weniger Hutmacher geworden sind?"

„Stelle dir vor," antwortete ich, „in der Stadt, von der wir reden, brauche man im Jahre 2000 neue Röcke und 1000 neue Hüte. Wenn jetzt statt dessen 3000 Röcke erzeugt worden sind, dann müssen 1000 Röcke unverkauft bleiben, und deshalb wird jeder Schneider zusehen, die von ihm angefertigten möglichst bald loszuschlagen, damit sie ihm nicht liegenbleiben, er wird daher im Preis heruntergehen müssen. Da das aber die anderen auch tun, muß der einzelne noch weitergehen, und so sinkt der Preis fortwährend. Bei dem billigeren Preis werden dann auch mehr Röcke gekauft als bei dem höheren. Umgekehrt, wenn statt 1000 Hüte nur 700 gemacht worden sind, dann müssen sich die Käufer überbieten, damit sie noch einen Hut kriegen und nicht barhäuptig herumlaufen müssen und am Ende den Sonnenstich kriegen."

„Gut", sagte Wilhelm nach einigem Zögern. „Das stimmt also, das müssen wir als richtig anerkennen; aber jetzt komme ich mit meinem Einwand: Wie steht denn die Geschichte, wenn das Tuch des Schneiders nicht den gleichen Wert hat wie der Filz des Hutmachers, sondern vielleicht den doppelten? Dann können doch die drei Hüte nicht wieder so viel wert sein wie die zwei Röcke."

„Freilich nicht", bestätigte ich. „Ich sprach aber auch vorhin nur von dem Wert, den der Schneider und der Hutmacher ihren Rohstoffen hinzugefügt haben. Dieser Wert war eben in beiden Fällen gleich, da die beiden gleich lange Zeit arbeiteten. Doch untersuchen wir jetzt also den Fall, daß das verarbeitete Tuch doppelt so viel wert war wie der verarbeitete Filz. Wir können da wieder denselben Weg einschlagen wie vorhin. Wenn zum Beispiel der Wollscherer, der Spinner und der Weber, die an dem Tuch gearbeitet haben, die gleiche Zeit daran gearbeitet hätten wie die Wollscherer und der Walker, die zusammen den Filz herstellten, das Tuch aber schließlich doppelt so viel wert wäre wie der Filz, was würde dann geschehen?"

„Dann würden alle Walker, Spinner und Weber werden wollen", antwortete Wilhelm.

„Ja, wenn sie gleich lange Zeit arbeiten, dann erzeugen sie doch gleichen Wert, das haben wir ja eben erst gesehen," ergänzte Karl. „Das ist ganz so wie beim Schneider und Hutmacher. Wenn Tuch und Filz gleich lange Arbeitszeit gebraucht haben, kann eben das Tuch nicht doppelt so teuer sein wie der Filz."

„Wenn das aber nun doch der Fall ist," wandte ich ein, „dann müssen wir eben annehmen, daß sie nicht gleich viel Arbeit gekostet haben."

„Aha," meinte Wilhelm nach einigem Nachdenken, „dann steckt eben in dem Tuch auch doppelt so viel Arbeit drin wie im Filz, und deshalb hat es den doppelten Wert. Wie steht es aber nun mit dem Wert von Hüten und Röcken?"

„Das hängt wieder", erwiderte ich, „davon ab, wieviel Wert verhältnismäßig im Rohmaterial und wieviel in der Verarbeitung steckt. Wenn zum Beispiel die Herstellung des Tuches vier Arbeitswochen eines Mannes gekostet hat, wie lange muß dann die Herstellung des Filzes gedauert haben?"

„Zwei Wochen", antworteten Karl und Wilhelm zugleich.

„Nun also", begann ich wieder. „Jetzt haben wir für die zwei Röcke vier Wochen Tuchmacherarbeit und eine Woche Schneiderarbeit, macht zusammen fünf Wochen; für die drei Hüte zwei Wochen Filzmacherarbeit und eine Woche Hutmacherarbeit, macht drei Wochen. Folglich werden sich also die zwei Röcke im Wert zu den drei Hüten verhalten wie fünf Wochen zu drei, das heißt sie werden sich im Verhältnis von fünf zu drei austauschen."

„Wenn also", ergänzte Wilhelm, „die zwei Röcke zum Beispiel 50 Mk. kosten, so werden die drei Hüte zusammen 30 Mk. kosten."

„Oder", fügte Karl hinzu, „man kann auch sagen, daß sich sechs (2×3) Röcke gegen 15 (3×5) Hüte eintauschen."

„Das ist alles recht schön und gut", bemerkte Wilhelm. „Aber ich glaube, deine Rechnung hat doch ein Loch. Du sprichst von Schneider und Hutmacher; da mag es ja stimmen, daß sich dem Beruf um so mehr Leute zuwenden, je mehr Wert er erzeugt. Wenn wir aber zum Beispiel einen Uhrmacher und einen gewöhnlichen Maurer miteinander vergleichen, dann ist klar, daß viele Leute eher tauglich sein werden, Maurer als Uhrmacher zu werden. Zu diesem Beruf muß man doch viel geschickter sein und auch viel mehr lernen. Da stimmt dann deine Rechnung nicht, da werden sich die Werte nicht ausgleichen."

„Du hast ja ganz recht", erwiderte ich. „Also sehen wir jetzt zu, was die Folge davon ist, daß die Arbeit des einen schwerer zu erlernen ist als die des anderen."

„Nun da werden eben weniger Leute sich dem schwereren Beruf zuwenden," meinte Karl, „und daher werden auch die dort erzeugten Waren einen größeren Tauschwert haben."

„Also wird man zum Beispiel", ergänzte ich, „das Produkt von zwei Tagen Maurerarbeit für das Produkt von einem Arbeitstag des Uhrmachers hergeben müssen. Ihr seht also, daß das Gesetz, daß sich die Waren in dem Verhältnis gegeneinander austauschen, wie sie Arbeitszeit enthalten, in dieser Form noch nicht ganz richtig ist. Es ist notwendig, es noch weiter durch die Bestimmung zu ergänzen, daß die von einem Arbeiter auf eine Ware aufgewendete Arbeitszeit um so mehr Wert schafft, je schwieriger zu erlernen und auszuführen diese Arbeit ist."

III.

„Nun können wir", fuhr ich fort, „noch eine Art Probe machen, ob unsere Untersuchung uns nicht irregeführt hat. Nehmen wir einmal an, die Stadt, in der unser Schneider, Hutmacher, Maurer, Uhrmacher und noch viele andere Handwerker leben, sei plötzlich in einen tiefen Schlaf verfallen, wie die Bewohner des Schlosses in dem schönen Märchen vom Dornröschen. Was wird dann mit all den Häusern, den Werkzeugen, den Warenvorräten usw. geschehen?"

„Da wird alles mit der Zeit kaputt gehen", erwiderte Karl. „Bei den Dächern wird es hineinregnen, das Werkzeug wird rosten, das Fleisch wird faulen, das Vieh davonlaufen oder verhungern, die Straßen werden mit Gras überwachsen werden, alles wird ruiniert."

Wodurch wird aber nun in Wirklichkeit bewirkt, daß das nicht nur nicht geschieht, sondern daß zugleich fortwährend neue Werte geschaffen werden, daß zum Beispiel nach einem Jahr mehr Häuser, mehr Lebensmittel, mehr Gerätschaften da sind und diese zusammen einen größeren Wert repräsentieren als zu Beginn dieses Jahres?"

„Aha", antwortete Wilhelm, ich sehe schon, wo du hinaus willst. Es ist die Arbeit der Bewohner der Stadt, die das alles bewirkt."

„Aber wäre dein Beispiel nicht einfacher gewesen," fragte nun Karl, „wenn du nicht eine ganze Stadt, sondern nur einen Handwerker genommen hättest? Von dem gilt es doch auch, daß sein Werkzeug usw. mit der Zeit wertlos wird, wenn er es nicht benützt, und daß nur seine Arbeit den Wert erhält und neuen schafft."

„Das ist freilich richtig," bestätigte ich. „Trotzdem aber erscheint mir das Beispiel von der Stadt klarer, denn beim einzelnen Meister entsteht leicht der Anschein, als ob nicht nur seine Arbeit den Wert schaffte, sondern auch sein Werkzeug. Tatsächlich glauben das auch viele Leute. Wenn man aber die ganze Wirtschaft betrachtet, dann sieht man sofort, daß nur die Arbeit es ist, die den Wert schafft und bestimmt."

„Das will mir aber doch nicht ganz einleuchten," wandte Wilhelm ein. „Du sprichst immer nur vom Handwerk; aber wie steht es denn zum Beispiel bei der Landwirtschaft? Das Korn wird doch nicht nur durch die Arbeit des Menschen hervorgebracht. Wenn die Erde nicht fruchtbar ist, wenn nicht die Sonne scheint und der Regen fällt, dann ist die Mühe umsonst, dann kann die Arbeit gar nichts schaffen. Da kommt es also auf die Natur ebenso an wie auf die Arbeit."

„Du hättest gar nicht bis zur Landwirtschaft gehen müssen, um das zu beweisen," entgegnete ich, „denn auch im Handwerk spielen die Naturkräfte eine große Rolle. Was finge zum Beispiel der Gerber an ohne die chemische Wirksamkeit der Lohe?"

„Nun also," unterbrach mich Wilhelm eifrig, „dann stimmt doch das, was du da gesagt hast, auch für das Handwerk nicht; dann ist es doch nicht nur die Arbeit, die schafft, sondern auch die Natur."

„Das habe ich auch gar nicht geleugnet," erwiderte ich. „Aber darauf kommt es hier ja gar nicht an. Wir fragen doch nicht, wie die verschiedenen Waren entstanden sind, sondern wie ihr Wert zustande gekommen ist. Wir haben aber gesehen, daß der Wert ein gesellschaftliches Verhältnis ist, eine Beziehung zwischen den Menschen, und nicht eine Eigenschaft der Sache. Daß das Getreide schmackhaft ist und Nährwert besitzt, daß man daraus Stärke zum Steifen der Hemdbrust und Schnaps zum Verblöden des Gehirns machen kann, das sind seine natürlichen Eigenschaften. Daß sich aber ein Zentner Getreide gegen zwei Hüte oder gegen ein Paar Stiefel, gegen 100 Schachteln Schuhwichse oder eine Flasche Champagnerwein eintauschen läßt, das ist nicht seine natürliche Eigenschaft, das kommt nur daher, daß wir in ganz bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen leben, daß zur Erzeugung aller dieser schönen Dinge gleich viel menschliche Arbeit erforderlich ist. Ob der Bauer in einem guten Jahr auf seinem Grund und Boden 20 Zentner Getreide produziert oder in einem schlechten Jahr nur 15 Zentner, das macht, wenn diese Aenderung allgemein ist, einen großen Unterschied für die Volksernährung aus, aber am Wert seines Produkts ändert es nichts. Die 15 Zentner im schlechten Jahr werden denselben Tauschwert, wenn auch nicht dieselbe Nährkraft haben wie die 20 Zentner im guten Jahr."

„Aber 15 Zentner können doch nicht denselben Wert haben wie 20," warf hier Wilhelm ein. „Von 20 Zentner Getreide kann man doch zum Beispiel viel länger leben als von 15."

„Du verwechselst hier," erwiderte ich, „zwei verschiedene Dinge. Der sogenannte »Gebrauchswert«, das heißt der Nutzen von 20 Zentner, ist freilich

größer, aber es kann ganz gut sein, daß 15 Zentner in einem unfruchtbaren Jahr sogar teurer sind, mehr Tauschwert haben als 20 in einem guten Jahr. Um Verwechslungen zu vermeiden, wollen wir unter Wert immer nur den Tauschwert verstehen, den sogenannten »Gebrauchswert« aber als Nützlichkeit bezeichnen."

„Das ist ja richtig," bestätigte Karl, „wenn sich jemand beschwert, daß alle Lebensmittel teurer werden, dann heißt es immer, das Wetter im letzten Sommer war zu heiß oder zu kalt, es war zu naß oder es war zu trocken."

„Nun, das ist ja meistens nicht ganz wahr; denn die Teuerung hat heute meist noch ganz andere Gründe; auf die können wir erst später zu sprechen kommen; aber so viel könnt ihr doch daraus ersehen, daß es allgemein bekannt ist, daß in einem schlechten Jahr die Bodenprodukte alle teurer sind als in einem guten."

„Wenn aber nun," begann Wilhelm wieder mit seinen Einwänden, „ein Schneider zum Beispiel geschickter und flinker ist als der andere, wenn der eine zum Beispiel drei Röcke in derselben Zeit anfertigt, in der der andere nur zwei fertigstellen kann, dann müßten doch die zwei Röcke ebensoviel Tauschwert haben wie die drei, die der flinkere Arbeiter gemacht hat. Das ist doch unmöglich."

„Diese Bemerkung ist vollkommen richtig," erwiderte ich, „und sie führt uns wieder zu einer wichtigen Ergänzung unseres Wertgesetzes. Wir müssen uns da wieder fragen, ob dieser Unterschied durch die Konkurrenz ausgeglichen wird."

Ja, was verstehst du denn da unter Konkurrenz?" fragte Wilhelm. „Ich habe bisher immer geglaubt, die Konkurrenz besteht darin, daß ein Kaufmann billiger verkauft als der andere, um ihm die Kunden wegzufischen. Aber was hat denn das mit unseren zwei Schneidern zu tun?"

„Was du da meinst," entgegnete ich, „ist nur eine bestimmte Form der Konkurrenz. Diese liegt überall dort vor, wo Kaufleute, Gewerbetreibende, Industrielle, Bauern usw., aber auch die Konsumenten, kurz alle, die am Wirtschaftsleben beteiligt sind, sich dieselben Vorteile zu verschaffen suchen, die einer oder mehrere von ihnen voraus haben. Bleiben wir bei unserem früheren Beispiel von den 3000 Röcken und 700 Hüten, die statt 2000 Röcken und 1000 Hüten erzeugt worden sind. Dann wird es für jeden Schneider ein Vorteil sein, seine Ware loszuwerden; denn da zu viele Röcke da sind, werden nicht alle verkauft werden können. Um diesen Vorteil werden sich aber alle zugleich bemühen, indem es einer so zu machen sucht wie der andere; wenn einer die Preise herabsetzt, müssen es die anderen auch, und so reißen sie sich gegenseitig die Preise herunter. Bei den Hüten ist wieder jede Kundschaft im Vorteil, die noch einen erwischt, da nicht genug für alle da sind, und so werden die Preise in die Höhe getrieben; denn hier sucht wieder jeder den anderen zu überbieten. Es fragt sich also nun in deinem Beispiel von dem besonders geschickten Schneider, ob sich die anderen den Vorteil, den jenem seine besondere Geschicklichkeit verschafft, auch aneignen können. Wenn der Flinke, wie du annimmst, in einer Woche drei Röcke macht, während die anderen nur zwei anfertigen können, wird er zunächst jedenfalls anderthalbmal so viel Wert in der Hand haben als die anderen. Es fragt sich nur, ob nicht die anderen Schneider diesen Vorteil dadurch aufheben können, daß sie es ebenso machen wie er."

„Keine Spur", rief Karl, „denn jeder Schneider hat sich sicherlich schon vorher bemüht, möglichst geschickt und flink zu arbeiten. Wenn also einer von

Natur aus geschickter ist als die anderen, so können die ihm eben nicht nachkommen, er behält seinen Vorteil. Er wird dann eben mehr verdienen als die anderen. Wenn aber einer besonders ungeschickt oder faul ist, dann wird er nichts erreichen. Es ist also offenbar doch nicht die Arbeit, die der einzelne auf seine Produkte verwendet, die den Wert bestimmt, sondern die Arbeit, die durchschnittlich zu ihrer Herstellung notwendig ist. Dabei wird dann der besonders Begabte mehr, der Faule oder Dumme weniger verdienen, als es die Regel ist."

„Wie ist denn aber nun die Sache," warf ich die Frage auf, „wenn der Vorteil des einen Schneiders nicht auf seiner natürlichen Anlage beruht, sondern darauf, daß er etwa bessere Werkzeuge hat, wie etwa der erste, der eine Nähmaschine verwenden konnte?"

„Nun, da wird er geradeso wie der geschicktere Arbeiter mehr in derselben Zeit erzeugen als der, der nur schlechteres Werkzeug hat", meinte Wilhelm.

Da müssen wir doch erst näher zusehen", erwiderte ich. „Fragen wir uns wieder, ob dieser Vorteil durch die Konkurrenz ausgeglichen werden kann, das heißt dadurch, daß auch die anderen Schneider versuchen, es ihm nachzumachen und so sich denselben Vorteil anzueignen."

„Es kommt also," ergänzte Karl, „auf die Frage an, ob die anderen Schneider auch dieselben verbesserten Werkzeuge anwenden können. Das hängt auch davon ab, ob man die zu kaufen kriegt."

„Seht ihr," erwiderte ich, „da ist doch ein sehr wichtiger Unterschied gegenüber dem früheren Fall. Talent und Geschicklichkeit kann man sich nicht kaufen, wohl aber neue Werkzeuge und Maschinen."

„Wenn aber der Schneider, der sie erfunden hat, sie nicht hergibt? Wenn er die Erfindung für sich behält?" fragte Wilhelm.

„Solange ihm das gelingt und die anderen nicht auch auf die Erfindung verfallen," entgegnete ich, „wird er geradeso einen Vorteil davon haben, als ob er von Natur geschickter oder stärker wäre als die anderen."

„In diesem Fall aber," rief Wilhelm triumphierend, „hat die Maschine doch Wert geschaffen. Der Schneider, der sie anwendet, hat doch Vorteil davon, das hast du selber gesagt."

„Wenn das wahr wäre," erwiderte ich, „daß die Maschine Wert schafft, dann könnte doch daran nichts geändert werden, wenn sie allgemein verbreitet ist. Dann müßte sie erst recht jedem, der sie anwendet, höheren Wert einbringen. Wir haben aber gerade gesehen, daß das nicht der Fall ist. Sobald die neue Maschine allgemein zugänglich ist, hört sie auf, dem einen einen Vorteil über den anderen zu geben, die Werte sind wieder bei allen gleich, nur daß jetzt durchweg die Schneiderarbeit von drei Röcken so viel wert ist wie früher die von zweien. Die Röcke sind billiger geworden, die Schneider haben aber dabei nichts gewonnen. Ihr Arbeitstag schafft jetzt ebensoviel Wert wie vorher, nur daß es sich in mehr Gegenständen, in mehr Röcken verkörpert. Diese werden aber nun zusammen keinen größeren Wert haben als früher die wenigeren Röcke."

„Aber warum wendet man denn dann überhaupt Maschinen an, wenn sie keinen Wert schaffen?" fragte Karl.

„Unser Beispiel wird dir sofort darauf die Antwort geben," erwiderte ich. „Erinnere dich, daß der Schneider, der zuerst das bessere Werkzeug oder die bessere Maschine anwandte, einen großen Vorteil vor den anderen hatte. Er konnte billiger verkaufen als jene und dabei doch noch mehr gewinnen.

Nehmen wir zum Beispiel an, ein Rock kostete 10 Mk. Mit seiner neuen Erfindung kann der Schneider Meck drei statt zwei Röcke machen. Wenn er nun jeden Rock um 8 Mk. verkauft, bekommt er noch immer 24 Mk., also um 4 Mk. mehr als die anderen. Dabei unterbietet er sie aber um 2 Mk., die Kunden werden daher lieber bei ihm kaufen als bei den anderen. Wollen die anderen Schneider nicht zugrunde gehen, dann müssen sie ebenfalls die neuen Werkzeuge und Maschinen anwenden. So nützt eine Erfindung immer nur den ersten, die sie anwenden, und schadet denen, die sie noch nicht gebrauchen können; diese müssen dann nachfolgen. Ist sie aber einmal allgemein, dann hat keiner mehr einen Vorteil, nur die Kundschaft, die die Waren jetzt billiger bekommt."

„Jetzt verstehe ich," meinte Karl nachdenklich, „wieso ein Patent so viel wert sein kann. Denn für die Benützung einer Maschine wird jeder mehr zahlen wollen, als sie selbst wert ist; denn solange sie nicht jeder hat, kann der, der sie anwendet, einen um so größeren Gewinn machen. Der Schneider zum Beispiel, von dem wir eben sprachen, macht bei drei Röcken einen Gewinn von 4 Mk. Wenn er mit der neuen Maschine 3000 Röcke machen kann, kann er doch ganz ruhig 3000 Mk. für die Maschine zahlen, sie wird ihm doch noch 1000 Mk. Nutzen bringen. Wenn die Maschine selbst vielleicht nur 1000 Mark wert ist, kann der Erfinder so bei jeder einen Gewinn von 2000 Mk. machen, solange kein anderer dieselbe Maschine erzeugt und billiger verkauft. Da kann er schon hübsch was zahlen, daß der Staat allen anderen Leuten verbietet, seine Erfindung nachzumachen."

„Ihr seht also hier wieder," bemerkte ich, „daß es nicht eine natürliche Eigenschaft der Maschine ist, Wert zu erzeugen, sondern daß nur der Umstand, daß nicht alle Produzenten die Maschine besitzen, sondern nur einzelne, diesen einen Vorteil über die anderen gibt. Das zeigt also wieder, daß der Wert keine Eigenschaft der Dinge ist, sondern eine Beziehung der Menschen."

„Fassen wir jetzt nochmals zusammen, was wir gefunden haben. Der Wert ist also eine gesellschaftliche Erscheinung. Er wird durch die Arbeitszeit bestimmt, die zur Herstellung der Waren durchschnittlich nötig ist, wobei aber die Arbeit um so mehr Wert schafft, je schwerer sie zu erlernen und auszuüben ist."

Angebot und Nachfrage.

„Hör' mal, Gustav," sagte Wilhelm zu mir, als wir uns das nächstemal trafen, „wir sind dir jetzt daraufgekommen, daß du unsere Gespräche immer in die Zeitung bringst*). Karl hat sie jetzt abonniert, und siehe, alles steht darin, was wir neulich besprochen haben. Nun, das macht weiter nichts. Wenn einer von uns etwas recht Dummes sagt, läßt du es ja doch weg, also haben wir nichts einzuwenden. Vielmehr kommt es uns jetzt sogar zugute, denn wir können dann besser über das nochmals nachdenken, was wir verhandelt haben. So sind mir jetzt auch gleich Bedenken aufgestiegen. Du wirst dich erinnern, daß du von einer Stadt sprachst, in der 2000 neue Röcke gebraucht werden. Wenn nun statt dessen 3000 Röcke auf den Markt kommen,

*) Die in diesem Buche enthaltenen Aufsätze sind zuerst in der Berliner „Arbeiterjugend" erschienen.

dann muß jeder billiger verkauft werden. Daraus ergibt sich doch ganz klar, daß der Wert einfach davon abhängt, wie viele Stücke auf den Markt gebracht werden, und wie stark der Bedarf ist. Übrigens haben wir das auch in unserer Handelsschule gelernt, daß der Preis durch Angebot und Nachfrage bestimmt wird."

„Neulich hast du uns aber etwas anderes erzählt", warf hier Karl ein. „Damals hattet ihr in eurer Schule gelernt, daß der Preis durch die Kosten des Rohmaterials, der Löhne usw. und den Profit bestimmt wird. Wir haben gesehen, daß mit dieser Erklärung nicht viel weiter zu kommen ist. Jetzt erzählst du uns von Angebot und Nachfrage. Ich bin neugierig, ob da mehr herauskommen wird."

„Du hast da", wandte ich mich an Wilhelm, „eine hübsche neue Krawatte. Was hat denn die gekostet?"

„Eine Mark", entgegnete Wilhelm mit einem gewissen Stolz. „Sie sieht aber nach mehr aus."

„Waren in dem Geschäft, in dem du sie gekauft hast, nicht auch noch schönere, feinere?" fragte ich weiter.

„Freilich," erwiderte Wilhelm; „aber die konnte ich nicht kaufen, weil sie zu teuer waren."

„Aha", unterbrach hier Karl. „Ich sehe schon, wo Gustav hinaus will. Deine Nachfrage nach Krawatten hat sich nach den Preisen gerichtet und nicht der Preis nach deiner Nachfrage."

„Das ist eigentlich wahr," entgegnete Wilhelm, im ersten Augenblick etwas verblüfft; aber", fuhr er fort, „das gilt eben nur für die einzelne Kundschaft. Wenn eines schönen Tages zum Beispiel niemand mehr seidene Krawatten verlangen würde, dann müßten sie doch im Preis stark sinken. Das könnt ihr doch nicht leugnen."

„Fällt mir auch gar nicht ein", erwiderte ich. „Aber sehen wir zu, was weiter geschieht. Nehmen wir also an, daß heute zum Beispiel die seidenen Krawatten aus der Mode kommen und jeder elegante Herr sich einen hanfenen Strick um den Hals schlingt. Dann werden gewiß zunächst die Krawatten billiger und die Stricke teurer werden. Glaubst du aber, daß dann die Krawattenfabrikanten noch weiter ihre Ware auf den Markt bringen werden?"

„Nein", antwortete Wilhelm. „Das können sie ja gar nicht, denn sie würden dann mit Verlust arbeiten. Da werden sie lieber seidene Taschentücher oder sonst etwas machen, was Abnehmer findet, oder sie werden ihr Kapital ganz zurückziehen und vielleicht eine Seilerei errichten, um Stricke zu machen."

„Du sprichst davon", unterbrach ich ihn, „daß der Fabrikant nicht „mit Verlust" arbeiten könne. Wenn aber, wie du meinst, der Wert wirklich durch Angebot und Nachfrage bestimmt würde, dann könnte ich nicht einsehen, wieso der Krawattenfabrikant jetzt Verlust haben soll. Jetzt sind eben die Krawatten weniger wert, weil weniger Nachfrage danach ist. Er ist in seinen Hoffnungen enttäuscht, aben worin soll denn sein Verlust bestehen?"

„Das ist doch ganz klar", erwiderte Wilhelm eifrig. „Er hat doch Rohmaterial angeschafft, Löhne bezahlt, Maschinen abgenutzt, und schließlich will er doch auch einen Profit machen. Wenn er das alles nicht im Preis ersetzt bekommt, dann arbeitet er mit Verlust, das heißt: er arbeitet lieber gar nicht."

„Halt!“ rief da Karl dazwischen. „Jetzt bist du ja wieder mitten in der ersten Bestimmung für den Preis, die du uns schon das vorige Mal zum besten gegeben hast. Also ist es doch nicht Angebot und Nachfrage, was den Wert bestimmt, sondern die „Produktionskosten“, wie du das nennst. Denn sinkt die Nachfrage so weit, daß diese Kosten nicht mehr gedeckt werden, dann wird nicht mehr produziert. So sind also nicht Angebot und Nachfrage maßgebend, sondern die Produktionskosten.“

„Wie steht denn aber nun die Sache mit den Stricken, die teurer geworden sind, weil sie jetzt so viel als Halsbinden verlangt werden?“ fragte ich wieder.

„Nun, die Seiler werden eben mehr machen als bisher,“ erwiderte Karl, „und dadurch werden sie wieder so billig wie zuvor.“

„Du siehst also,“ wandte er sich an Wilhelm, „nach deiner eigenen Angabe wird der Wert durch die Produktionskosten bestimmt und nicht durch Angebot und Nachfrage. Nun haben wir aber schon neulich gesehen, daß auch die Produktionskosten selbst nicht den Wert bestimmen können, sondern daß dieser durch die Arbeitszeit bestimmt wird, die durchschnittlich zur Produktion notwendig ist. Wenn also diese unverändert bleibt, kann sich auch der Wert nicht ändern.“

„Das stimmt aber doch nicht“, erwiderte Wilhelm. „Wir haben ja gerade gesehen, daß die Krawatten billiger und die Stricke teurer wurden, ohne daß sich irgend etwas in der Art ihrer Herstellung geändert hätte. Die notwendige Arbeitszeit ist also die gleiche geblieben, der Wert aber ist gesunken.“

„Da scheint allerdings eine Schwierigkeit vorzuliegen“, antwortete ich. „Wir haben uns das vorige Mal überzeugt, daß der Wert einer Ware von der Arbeitszeit abhängt, die zu ihrer Herstellung notwendig ist, und jetzt sehen wir, daß der Preis, das heißt der Wert, ausgedrückt in Geld, doch auch von Angebot und Nachfrage abhängt.“

„Ja, aber doch nur in engen Grenzen“, unterbrach mich hier Karl. „Gerade vorhin haben wir ja bewiesen, daß doch der Arbeitswert immer wieder zur Geltung kommt, wenn auch für den Augenblick Angebot und Nachfrage ein Steigen oder Sinken herbeiführen.“

„Man kann aber“, bemerkte Wilhelm nach einigem Nachdenken, „die Sache auch umgekehrt darstellen, und so scheint sie mir eigentlich richtiger. Der Krawattenfabrikant darf in seine Ware nur soviel Arbeit hineinstecken, daß sie dann noch genug Abnehmer findet. Steckt er mehr hinein, so wird der Wert zu hoch und er bringt die Ware nicht an, er muß sie unter ihrem Wert, mit Verlust, verkaufen. Also ist doch im Grunde Angebot und Nachfrage dafür entscheidend, wieviel Arbeit in eine Ware hineingesteckt wird, mithin für ihren Wert.“

„Das leuchtet mir eigentlich auch ein,“ bemerkte Karl; „jetzt kenne ich mich aber erst recht nicht aus, was denn eigentlich den Wert bestimmt.“

„Nun, dann untersuchen wir,“ antwortete ich, „wie wir das schon einmal getan haben, wie sich denn die Frage für die ganze Gesellschaft stellt. Nehmen wir zum Beispiel an, in einer Stadt, die vom Verkehr mit der übrigen Welt ganz abgeschlossen ist, bestehe ein Bedarf nach 10.000 seidenen Krawatten. Diese werden von zehn Arbeitern in je 100 Tagen hergestellt. Wenn jetzt der Bedarf aus irgendeinem Grunde auf die Hälfte sinkt, wie viele Arbeiter wären nun notwendig, um ihn zu befriedigen?“

„Nun, fünf," antwortete Wilhelm, „wenn jeder wieder 100 Tage arbeitet. Dasselbe Ergebnis wäre natürlich erzielt, wenn die zehn Arbeiter nur mehr je 50 Tage arbeiteten."

„Wie groß würde dann der Wert gegenüber dem früheren Zustand sein?" fragte ich.

„Die Hälfte", antworteten Karl und Wilhelm zugleich.

„Wenn aber nun die zehn Arbeiter nicht jeder nur 50 Tage arbeiten, sondern 100 Tage und so 10.000 Krawatten erzeugen, während nur 5000 gebraucht werden, dann haben sie 50 Tage zuviel gearbeitet. Nicht wahr? Dann wären nur 50 Tage notwendige Arbeitszeit, 50 Tage aber überflüssig."

„Ah, da erhält aber der Ausdruck „notwendige Arbeitszeit" auf einmal eine ganz neue Bedeutung", rief hier Wilhelm dazwischen. „Früher sprachst du so davon, daß wir annehmen mußten, du meintest die Arbeitszeit, die notwendig ist, um ein Produkt herzustellen. Jetzt auf einmal soll es soviel heißen wie die Arbeitszeit, die notwendig ist, um den Bedarf zu decken. Das schmeckt ja stark nach Schwindel."

„Na, na!" erwiderte ich, „du brauchst nicht gleich grob zu werden. Von Schwindel ist da gar keine Rede. Ihr braucht euch nur zu erinnern, daß wir ausdrücklich davon sprachen, daß das Wertgesetz so, wie wir es ableiteten, nur für die einfachen Verhältnisse des Handwerks gilt, welches für die Kunden auf Bestellung arbeitet. Da kann so etwas wie mit den Krawatten in unserem Beispiel nicht passieren; denn da weiß jeder Meister schon im voraus, wie groß der Bedarf nach seinen Waren ist. Heute ist das aber längst nicht mehr der Fall. Da produziert jeder für den Markt und weiß nicht, wer etwas braucht, und wieviel er anbringen wird, er weiß ja nicht einmal, wieviel die anderen, seine Konkurrenten, erzeugen. Wüßten zum Beispiel in der Stadt, von der wir soeben sprachen, die zehn Arbeiter, wieviel jeder von ihnen herstellt und wie groß der Bedarf ist, dann würde jeder nur 50 Tage arbeiten und die Krawatten zu ihrem Wert verkaufen. Da das aber keiner weiß, arbeitet jeder doppelt soviel als notwendig und muß daher das einzelne Stück um die Hälfte des Wertes verkaufen."

„Also kommt der Einfluß von Angebot und Nachfrage", unterbrach mich Karl, „nur daher, daß heute kein Produzent vom anderen und von der Kundschaft etwas weiß."

„Ganz richtig", erwiderte ich. „Angebot und Nachfrage sind die Art, wie heute die Produzenten und ihre Kundschaft sich gegenseitig mitteilen, was sie hergestellt haben und was sie brauchen."

„Da danke ich dafür," erwiderte Karl; „da ist es ja schon zu spät, wenn die Waren schon fertig auf den Markt gebracht sind. Was nützt es denn nachher den Krawattenmachern, wenn sie erfahren, daß sie zu viel Krawatten hergestellt haben?"

„Ja, das ist heute eben so", entgegnete ich. „Kein Produzent weiß, ob die Arbeit, die er in die Ware steckt, auch gesellschaftlich notwendig ist, das heißt, ob der Bedarf nach dem Artikel ebenso groß ist wie die Menge der Waren, die hergestellt wird, und zwar nicht nur von ihm hergestellt, sondern auch von allen seinen Konkurrenten, die er meist gar nicht kennt. So weiß keiner, ob er seine Ware zu dem Wert, den er ihr durch seine Arbeit verleihen wollte, auch anbringen wird."

„Aber das ist ja wie in der Lotterie!" rief Wilhelm. „Da ist doch jede Produktion das reinste Glücksspiel."

„Heute ist es auch so," antwortete ich. „Es kommt nicht nur darauf an, Arbeit in ein Produkt hineinzustecken, noch wichtiger ist beinahe, herauszufinden, wo sie von der Gesellschaft am meisten benötigt wird. Es ist ein Widersinn, daß der Produzent erst wenn er das fertige Produkt verkaufen will, erfährt, ob nach der Ware ein genügender Bedarf besteht, ob die in sie hineingesteckte Arbeit wertbildend war. Dieser Widersinn kommt daher, daß heute die Produzenten vereinzelt sind und keiner weiß, was der andere macht, daß sie dabei aber zugleich für eine Kundschaft arbeiten, die keiner von ihnen kennt, deren Bedarf sie nicht abschätzen können.

In der einfachen Gesellschaft, von der wir ausgegangen sind, war dieser Widersinn noch nicht zu finden; dort arbeitete der Meister nach Bestellung und wußte daher stets genau, wie groß der Bedarf nach der von ihm hergestellten Ware war. Erst allmählich hat sich daraus unsere heutige Gesellschaft entwickelt. Wenn wir also verstehen wollen, woher es kommt, daß heute nur mehr die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit den Wert bestimmt, müssen wir uns diesen Entwicklungsgang etwas näher ansehen."

Der Große frißt den Kleinen.

1. Der Kleine.

„Letzthin", begann Wilhelm, als wir uns an einem schönen Frühlingsabend wieder im Tiergarten trafen, „letzthin hast du uns gezeigt, wie der Kapitalismus entstanden ist, und die Kapitalisten jener Zeit sind dabei nicht sehr gut weggekommen. Aber was du uns da erzählt hast, gilt nur für die Zeit, als sich dieses neue System erst durchsetzte; heute liegen die Dinge doch ganz anders. Freilich geschehen auch jetzt noch viele Grausamkeiten in der Form des Rechtes, das will ich gar nicht bestreiten; wurde doch zum Beispiel erst unlängst die Familie eines kleinen Schreibers aus unserem Haus exmittiert, weil sie die Miete nicht zahlen konnte; und der Mann war krank gewesen und hatte nicht einmal das Brot verdienen können. Aber wenn das wirklich so wäre, wie du geschildert hast, wenn wirklich die Kapitalisten ihre Macht so rücksichtslos gebrauchen würden, um die kleinen Leute ums Brot zu bringen, dann wäre es doch nicht zu erklären, daß es noch immer so viele kleine Geschäfte, so viele kleine Meister gibt, auch hier in der Großstadt. Du selbst hast uns gesagt, wir sollten um uns blicken und so das Leben kennenzulernen suchen. Wenn ich aber durch die Straßen Berlins gehe, dann sehe ich überall kleine Geschäfte, da gibt es überall noch kleine Schuster, Schneider, Klempner, Gastwirte, Seifengeschäfte, Butterhandlungen usw. Da kann es also doch nicht so schlimm sein mit dem Gefressenwerden der Kleinen durch die Großen."

„Das hat mir Wilhelm schon neulich, als wir zusammen spazieren gingen, gesagt," warf hier Karl ein. „Damals wußte ich ihm nicht gleich zu antworten. Aber ich habe mir die Sache seither überlegt. Was diese kleinen Leute verkaufen, das haben sie ja zum größten Teil nicht selbst gemacht, das müssen sie von den großen Fabrikanten und Kaufleuten beziehen. Vor ein paar Tagen war der Geburtstag meiner Mutter, und da habe ich ihr einen neuen Kaffeetopf gekauft, weil bei ihrem alten der Henkel schon lange kaputt ist. Als ich in dem Geschäft war, sah ich mich so um und fragte mich, woher wohl alle die Waren sind, die der Mann zu verkaufen hat. Das Porzellan

ist natürlich aus einer großen Fabrik, das Blechgeschirr und die Eisenwaren erst recht, und so ging es fort. Alles, was ich dort sah, stammte aus großen Fabriken, und da fiel mir ein, daß diese kleinen Geschäfte doch für diese großen Unternehmungen notwendig sind. Die Porzellanfabrik zum Beispiel kann doch nicht jeder Hausfrau nachlaufen, die einen Topf braucht, und die Hausfrau hat auch nicht Zeit, wegen jedes Topfes viele Straßen weiter zu laufen bis zur Niederlage der großen Blechgeschirrfabrik."

„Ja, das ist ganz richtig," entgegnete Wilhelm; „aber warum errichten denn dann die großen Firmen nicht selbst Filialen in allen Straßen? Warum überlassen sie das Geschäft und den Nutzen den kleinen Händlern? Und dann trifft das, was du da sagst, doch auf viele von diesen kleinen Leuten nicht zu. Der Schuster zum Beispiel macht die Schuhe, der Schneider die Kleider selbst. Und schließlich beweist du mit dem, was du da sagst, nur, wie notwendig die Kleinen für die Großen sind. Die wären also Narren, wenn sie jene auffräßen."

„Nun, ich denke," unterbrach ich hier die Debatte der beiden, die hitzig zu werden begann, „wir schauen uns zunächst das, was Wilhelm beobachtet hat, noch etwas genauer an. Wir können ja einmal statt hier im Park auch durch die Straßen schlendern, und da werden wir vielleicht auch Aufschluß über unsere Frage bekommen."

Wir verließen also den Tiergarten und bummelten in den angrenzenden belebten Straßen. „Nun also," begann Wilhelm; „da schau nur einmal, an jeder Straßenecke beinahe ist ein Zigarrenladen."

„Ja," antwortete Karl lachend; „aber alle gehören drei Firmen. Schau dir doch nur die Firmenschilder an. Überall kommen wieder dieselben Namen vor."

Wilhelm war etwas ärgerlich, daß sein erster Versuch mißglückt war. „Nun, so zähle einmal die Wirtschaften in dieser Straße," sagte er; „das sind doch lauter selbständige Gewerbetreibende."

„Weißt du das so sicher?" fragte ich. „Sehen wir uns einmal die Schilder an. Hier steht groß angeschrieben, daß man Patzenhofer Bier kriegt, dort bekommt man welches aus der Schultheiß-Brauerei usw."

„Natürlich," unterbrach mich Wilhelm eifrig, „kann ein Wirt oft nicht bei drei oder vier verschiedenen Brauereien kaufen; aber deshalb bleibt er doch ein selbständiger Mann."

„Wenn er nur von einer Brauerei sein Bier bezieht, dann ist er doch eigentlich nur ihr Agent", antwortete Karl.

„Jetzt schauen wir aber einmal ein wenig hinter die Kulissen," sagte ich. „Ich habe eine Zeitlang einmal bei Gericht gearbeitet, und da habe ich eine Menge Prozesse von Brauereien gegen Wirte kennengelernt. Das ist sehr häufig so, daß die Brauerei irgendeinem armen Teufel ein Lokal einrichtet. Er selbst steckt die paar hundert Mark, die er vielleicht durch jahrelange Arbeit erworben und erspart hat, auch noch ins Geschäft und eröffnet jetzt mit dem Geld der Brauerei und seinem eigenen die Gastwirtschaft oder Destille. Der Brauerei muß er aber nicht nur die Zinsen von dem geliehenen Kapital zahlen, sondern er muß das Bier bei ihr nehmen. Den Preis diktiert natürlich die Brauerei, und über die Qualität darf er sich auch nicht beklagen, denn der Brauereibesitzer hat ihn ganz in der Hand. So geht es ein paar Jahre fort, der Wirt schlägt oft kaum den Lohn seiner eigenen Arbeit und den seiner Frau und eines Schankburschen heraus. Manchmal geht es freilich gut, und dann gelingt es ihm auch, sich

aus der Sklaverei des Braukapitals loszumachen; sehr oft aber kommen auch schwere Zeiten, eines Tages kann der Wirt nicht mehr das Bier oder die Miete bezahlen, er wird vor die Tür gesetzt, und ein anderer Wirt, der vielleicht wieder etwas Geld zuzusetzen hat, tritt an seine Stelle. Die Brauerei verliert in keinem Falle; denn entweder kriegt sie ihr Kapital mit Zinsen zurück oder sie kann wieder einen neuen Wirt in das schon eingerichtete Lokal zu denselben Bedingungen setzen."

„Und dabei noch sein Geld einstecken, das er zusetzt", ergänzte Karl eifrig. „So hat die Brauerei gar kein Risiko. Geht es schief, so geht der Wirt krachen, sie selbst aber behält das eingerichtete Lokal."

„Wie du das so von den Wirten erzählst," meinte Wilhelm etwas zögernd, „erinnert es mich an die Geschichte des Bäckerladens in unserem Hause."

„Das ist wahr," unterbrach Karl; „das ist eine ganz ähnliche Geschichte. Unser Hauswirt hat einen Backofen, und den vermietet er zusammen mit einem Laden an Bäckermeister, natürlich recht teuer. Seit wir in dem Haus wohnen, das sind jetzt beinahe drei Jahre, sind schon zwei Bäcker verkracht, und als der zweite mit seiner Familie herausgesetzt wurde, da machte er noch auf der Straße einen furchtbaren Spektakel und schrie, der Hauswirt habe ihm das Blut ausgesaugt."

„Übrigens hast du mit deinem Beispiel von den Gastwirten auch sonst nicht viel Glück," wandte ich mich an Wilhelm, indem ich auf das blau- und weißkarierte Schild des letzten Lokals in der Straße hinwies. „Da schau einmal, was da oben steht." Und Wilhelm las mit sichtlicher Verlegenheit: „42. Bierquelle."

„Na, und da drüben", zeigte Karl auf die andere Straßenseite, „da ist ein Buttergeschäft. Schau nur, wie schön dort in Goldschrift steht: Vierzehn Stadtfilialen. Übrigens ist das noch nichts gegen eine andere Firma. Da kaufte ich unlängst im Vorbeigehen ein paar recht duftige Harzer. Auf dem Papier, in das die Käschen gewickelt waren, stand, daß dies die 36. Filiale des Geschäftes war; und gar nicht weit von unserem Haus, erinnere ich mich jetzt, habe ich schon oft das Schild gelesen: 57. Seifenfiliale."

„Nun ja, das gebe ich zu", sagte Wilhelm ärgerlich, „daß die kleinen Straßengeschäfte oft nicht von selbständigen kleinen Kaufleuten betrieben werden, sondern daß sie vielfach entweder Filialen großer Geschäfte sind oder mehr oder weniger verkappte Agenturen von Brauereien oder sonstigen großen Fabriken, oder endlich nur den Zweck haben, den Hauswirt zu bereichern. Aber was ist es denn mit den Kleinmeistern, den Schneidern, Schustern, Klempnern usw.?"

„Ja, was macht denn das aus", meinte Karl wegwerfend, „was die fertigbringen. Neben den großen Schuhfabriken, Kleidermagazinen usw. spielen die doch gar keine Rolle. Da sieh dir einmal diesen elenden Laden an." Dabei wies er auf den kleinen Straßenladen eines Schneiders hin.

„Das ist aber komisch", bemerkte Wilhelm, als er das Schild sah, „daß wir gerade hier vorbeikommen. Den Mann kenne ich; der arbeitet für meinen Chef. Freilich hat er den Ehrgeiz, sich »Meister« schimpfen zu lassen; aber es geht ihm miserabel, und gezahlt wird er für seine Arbeit noch schlechter als die Arbeiter, die bei uns sitzen. Daß er auch für Kunden arbeitet, kann ich mir gar nicht vorstellen; denn er hat kein Geld, um den Stoff zu kaufen, und borgen tut ihm schon lange niemand mehr."

Inzwischen kamen wir an einem Schuhmacherladen vorüber. Karl las laut das Schild ab: „Schuhwarenniederlage. Reparaturwerkstätte.“ „Na, da hast du den selbständigen Gewerbetreibenden“, sagte er. „Er behauptet ja selber nicht einmal mehr, daß er Schuhe macht; er repariert nur welche, und daneben verkauft er Ware, die er selbst aus der Fabrik bezieht.“ „Aber trotz alldem“, entgegnete Wilhelm, „gibt es doch noch immer auch selbständige Kleinmeister. Freilich habe ich ihre Zahl weit überschätzt; aber wenn man auch von allen denen absieht, von denen ich jetzt weiß, daß sie in der Tat keine selbständigen Existenzen sind, dann bleiben doch immer noch zahlreiche Kleinmeister übrig, die vom Großkapital nicht niederkonkurriert sind. Meist geht es ihnen ja nicht sehr gut, das ist wahr, aber sie behaupten sich doch.“ „Aber auf wessen Kosten?“ warf ich hier ein. „Daß sich immerhin noch Kleinmeister behaupten können, das verdanken sie vor allem dem Umstand, daß sie unentgeltliche Arbeiter haben, die sie nach Herzenslust ausbeuten, ohne daß sich diese wehren können, die Lehrlinge.“ „Ja, das ist wahr“, pflichtete mir Karl bei. „Meine kleinere Schwester zum Beispiel ist bei einer Blumenmacherin in der »Lehre«. Gezahlt kriegt sie nichts, und das Essen muß auch sehr wenig sein; denn wenn sie abends nach Hause kommt, hat sie einen schrecklichen Hunger. Dabei lernt sie aber nicht einmal was Rechtes; denn fast den ganzen Tag muß sie das Kind der Meisterin herumschleppen, ausfegen, Staub wischen und sonst häusliche Arbeiten machen. Die Frau hat dann noch ein älteres Lehrmädchen, der sie ein paar Mark monatlich zahlt, die macht mit der Meisterin zusammen die ganze Arbeit. So hat diese eine Magd umsonst und eine Arbeiterin fast umsonst.“ „Und dabei sind gerade diese jungen Leute ganz schutzlos,“ fuhr ich fort. „Die Arbeiterschutzgesetze gelten nur für Fabriken, die kleinen Meister können ihre Lehrlinge schinden, wie sie wollen, und sie können sie sogar prügeln. Ja, die Kleinmeister, das sind die Lieblinge der Regierungen, und um ihnen zu helfen, werden die armen Lehrlinge geopfert. Die haben ja kein Stimmrecht, und organisiert sind sie auch nicht.“ „Das muß aber auch einmal anders werden,“ unterbrach mich Karl mit großem Eifer. „Auch wir Jugendlichen müssen zusammenhalten. Das darf es nicht mehr geben, daß auf unserem Rücken Holz gehackt wird. Wenn die Jugendlichen mit den erwachsenen Arbeitern wirklich zusammenhalten, dann werden auch die Lehrlinge eine Stütze finden. Bisher habe ich noch immer geschwankt, ob ich unserem Jugendverein beitreten soll; denn ich glaubte, daß so etwas für uns keinen rechten Zweck hat. Aber jetzt sehe ich ein, daß auch wir unsere Interessen selber wahrnehmen müssen. Mit unseren Knochen sollen die bankrotten Kleinmeister nicht mehr ihren Kampf gegen das überlegene Kapital ausfechten dürfen.“

2. Der Große.

Während dieses Gespräches waren wir vor einem jener modernen Riesenpaläste gelangt, die der kundige Berliner schon von weitem als Warenhaus erkennt. Wir traten durch eines der mächtigen Portale ein und gerieten sofort in den Strom der Kauflustigen, die sich zwischen den Verkaufstischen drängten. Wir waren gerade in die Wirkwarenabteilung geraten, und da sahen wir nun neben- und übereinander gelagert Strümpfe und Krawatten, Trikotwäsche und Geldbeutel, Seide, Wolle, Baumwolle. Gleich darauf kamen wir in die Schuhabteilung, hierauf zur Damenwäsche und zu den Fahrrädern. Mit einem der zahlreichen Aufzüge fuhren wir in die

dritte Etage und gingen durch die Abteilung für frische Fische und Wild nach dem Porzellanlager. Die Damenkonfektion interessierte uns wenig, aber wir kamen alsbald auch zu der Ausstellung von Kunstwerken. Da gab es Büsten aus Marmor und Nippesfigürchen aus Terrakotta, alte hölzerne Heiligenstatuen und bronzene Tänzerinnen, die in emporgehobenen Händen elektrische Glühlichter trugen. Im Erfrischungsraum nahmen wir ein paar belegte Brötchen und besichtigten dann die Abteilung für weibliche Handarbeiten und das Bücherlager. Besonders fielen uns dort die vielen neuen, aber im Preis sehr herabgesetzten Bücher auf. Von da eilten wir durch das Parfümerielager in die japanische Abteilung mit ihren Vasen und Götterstatuen, den Reisekissen und Kinderspielwaren, den Stickereien und Porzellanservicen. An den Apothekerwaren vorbei kamen wir zu den Strohhüten und von da zu den Küchenmöbeln.

Als wir nach einer Stunde das riesige Gebäude verließen, hatten wir so ziemlich alles gesehen, was ein Mensch überhaupt in seinem Leben braucht. Von all den unzähligen Artikeln, die in grellster Beleuchtung da zum Kauf ausgestellt waren und sich den Kunden ordentlich aufdrängten, waren wir fast wirr geworden, und als wir nun wieder auf der Straße standen, atmeten wir geradezu erleichtert auf.

„Es ist sonderbar," sagte Wilhelm, „während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes im Warenhaus bin ich ein unheimliches Gefühl nicht los geworden."

„Mir ist es geradeso gegangen", bestätigte Karl. „Wenn man so zwischen diesen ungeheuren Massen von oft doch kostbaren Waren herumgeht, die ganz lose auf den Tischen liegen, muß man sich doch immer denken, daß jeder Besucher heimlich genau beobachtet wird, ob er nichts stiehlt, und dieses Bewußtsein ist mir höchst unbehaglich. Ich begreife gar nicht, wie man sich da frei bewegen kann, wenn man immer argwöhnische Blicke auf sich gerichtet fühlt, und doch verstehe ich nicht, wieso nicht sehr viel gestohlen wird."

„Der Grund, warum ich ein drückendes Gefühl nicht abweisen konnte, ist freilich ein ganz anderer", erwiderte Wilhelm. „Wenn ich diese riesigen Warenmengen betrachte, dann denke ich unwillkürlich an alle die Existenzen, die zertreten werden mußten, bis all das sich in einer Hand vereinigen konnte. Ich habe mich bei verschiedenen Artikeln, die ich von unserem Geschäfte her kenne, nach den Preisen erkundigt, und manches war viel billiger, als wir es verkaufen. Da können natürlich die kleineren Geschäfte nicht bestehen. Aber wieso können die Warenhäuser den Preis so drücken? Unlängst war einmal bei uns im Geschäft davon die Rede, weshalb jetzt die große Herrenkleiderfirma S. A. so spottbillig verkaufen könne und uns dadurch die Kundschaft abjagt, und da wies unser Zuschneider darauf hin, daß jene Firma kürzlich erst einen großen Posten Stoffe aus dem Konkurs einer Fabrik furchtbar billig erstanden hat und diese Stoffe jetzt verarbeitet und so billig auf den Markt wirft. Die Erinnerung bin ich die ganze Zeit nicht los geworden, und ich dachte immer, wie viele Fabriken verkracht sein müssen, damit das Warenhaus so billig verkaufen kann. Ich hatte das Gefühl, als ob ich auf einem Kirchhof herumspazierte. Jeder Stoß Waren schien mir der Leichenstein einer Fabrik."

„Nun, ich glaube, daß du da doch zu schwarz siehst", unterbrach ich seine Betrachtungen; „freilich, viel Wahres ist schon daran. So stammt zum Beispiel ein großer Teil der so billigen Bücher aus den Vorräten von ver-

krachten Buchhandlungen und Verlagsgeschäften, und auch sonst rührt ein Teil der Waren aus solchen Ankäufen her. Aber diese Art der Erwerbung tritt doch immer mehr in ihrer Bedeutung zurück. Ja, im Anfang der Warenhäuser, und das sind noch keine zwanzig Jahre her, da verlegten sie sich zum großen Teil auf solche Gelegenheitskäufe."

„Auf solchen Leichenraub", berichtigte mich Wilhelm erbittert.

„Du magst es nennen, wie du willst," entgegnete ich, „jedenfalls sind die großen Warenhäuser darüber bald hinausgewachsen. Heute können sie sich auf solche Gelegenheitsgeschäfte nicht mehr verlassen, wenn sie sie auch gerne noch mit in Kauf nehmen; aber daß sie ihre kleineren Konkurrenten unterbieten können, das hat doch hauptsächlich andere Gründe. So ein riesiger Bau wie der hier mit all seiner Einrichtung, Beheizung, Beleuchtung usw. kostet ja gewiß ein furchtbares Geld; aber stellt euch vor, daß diese ganze riesige Warenmasse in lauter Einzelläden verkauft werden sollte; das wäre ja schon eine kleine Stadt, und die Miete würde doch noch wesentlich mehr kosten, als der Besitzer des Warenhauses rechnen muß. Dazu kommt, daß er von fast jedem Artikel so große Mengen braucht, daß er nicht nur billiger einkaufen kann als der kleine Händler, sondern auch von den Bahnen, Dampferlinien usw. große Begünstigungen bekommt. Insbesondere aber tritt er den Fabrikanten ganz anders gegenüber als sein kleinerer Konkurrent. Wenn der einkauft, muß er oft lange auf die Lieferung warten, er muß die Artikel nehmen, die ihm angeboten werden. Das Warenhaus bestellt so gewaltige Mengen, daß es sich für die Fabrik lohnt, eigens für diese große Kundschaft zu arbeiten, die so wichtig ist, daß man sie auch nicht warten lassen darf, und oft arbeiten Fabriken schon ausschließlich für Warenhäuser, von denen sie dann vollständig abhängig sind."

„Das ist ja ganz wie bei meinem Großvater, dem Tischler", unterbrach mich hier Karl. „So wie der schließlich für den Möbelhändler allein arbeiten mußte und ganz von ihm abhängig war, so geht es also jetzt den großen Fabriken mit den Warenhäusern."

„Ja," antwortete ich, „das ist wirklich etwas Ähnliches, nur daß es sich hier um Riesen handelt im Vergleich zu jenen Zwergen, dem Tischler und dem Möbelhändler. Aber im Wesen ist es immer das gleiche. Wer heute über das größere Kapital verfügt, der siegt in der Konkurrenz über den schwächeren Gegner."

„Das habe ich erst unlängst auch bei uns gesehen", meinte Karl. „Da wurde bei uns eine neue Maschine aufgestellt, die arbeitet ganz großartig. Wozu früher mit den einfachen Maschinen 70 Arbeiter nötig waren, das machen jetzt mit der neuen Maschine 30, und dabei sieht die Ware jetzt noch schöner aus als früher. Aber ein hübsches Stück Geld muß die Geschichte gekostet haben. Ich habe was von 80.000 Mk. reden gehört. Natürlich, wer sich so eine Maschine nicht auch anschaffen kann, der arbeitet viel teurer und dabei weniger gleichmäßig."

„Ja, seht ihr," ergänzte ich, „und das ist einer der Gründe für die Überlegenheit des großen Betriebes über den kleinen. Auch hier kauft einer um so billiger sein Rohmaterial, je größere Massen er einkauft. Der große Lederfabrikant zum Beispiel kauft die Felle in Rußland, in Indien, in Amerika gleich vom Tierzüchter und bezieht sie in ganzen Schiffsladungen und Eisenbahnwaggons. Der kleine Gerber kann das nicht tun, der muß zum Händler gehen, der natürlich auch sein Geschäft dabei machen will, und wenn der nicht selbst einen sehr großen Umsatz hat, dann kauft er

seinerseits erst vom Großhändler oder er bezieht die Ware in kleineren Partien vom Viehzüchter und muß nicht nur diesem höhere Preise zahlen, sondern auch der Eisenbahn und der Dampferlinie für den Transport. Dazu kommt aber noch, daß auch die Baulichkeiten im Verhältnis billiger werden, je größer sie sind. Ein Fabrikgebäude, in dem zwei Maschinen stehen, kostet lange nicht doppelt soviel wie eines, in welchem nur eine Maschine steht. Aber auch mit den Arbeitern ist der große Betrieb besser daran, denn gerade die teuren Arbeitskräfte, die Ingenieure, Buchhalter, Werkführer, Vorarbeiter usw. wachsen an Zahl lange nicht so schnell wie die Handarbeiter. Oft braucht ein kleiner Betrieb gerade so viele von diesen wie ein weit größerer."

„Das ist richtig", bestätigte Wilhelm. „Im vorigen Jahre wurde bei uns das Geschäft stark erweitert, wir haben seither fast doppelt so viele Arbeiter wie früher, aber ebenso wie früher nur einen Direktor und zwei Zuschneider. Die mußten früher hie und da auch sonst aushelfen; das tun sie nun nicht mehr, sie sind jetzt große Herren geworden."

„Das ist auch ein Hauptgrund," fügte ich bei, „warum geschickte Arbeiter meist lieber in einem großen als in einem kleinen Betrieb Beschäftigung nehmen, weil sie dort außer ihrer eigentlichen Arbeit oft auch noch anderweitig aushelfen müssen. Der große Unternehmer kann sie deshalb auch höher bezahlen, weil er ihre geschulte Arbeitskraft besser ausnützen kann."

„Wenn man sich das alles so überlegt," meinte Karl, „so begreift man sehr wohl, wieso das große Geschäft dem kleinen so überlegen ist, wieso es viele kleine erdrückt, und wenn Wilhelm vorhin davon gesprochen hat, daß ein großes Warenhaus ihn an einen Kirchhof erinnert, so hat er also doch wohl recht gehabt."

Nachdem wir eine Zeitlang schweigend nebeneinander gegangen waren, wandte sich Wilhelm an mich: „In so einem Warenhaus oder so einer großen Fabrik", sagte er, „steckt ein riesiges Kapital. Um das zusammenzubringen, dazu gehört doch eine sehr große Geschäftstüchtigkeit. Haben die Warenhäuser zum Beispiel nicht von klein angefangen? Du sagst, daß sie noch keine 20 Jahre alt sind. Kann man in so kurzer Zeit ein so riesiges Kapital zusammenbringen oder waren die Leute, die sie errichtet haben, schon von Anfang an so furchtbar reich?"

„Keins von beiden war der Fall", entgegnete ich. „Es gibt heute Warenhäuser, deren Besitzer klein angefangen haben. So hatte die Firma Tietz zum Beispiel, der heute neun riesige Warenhäuser in verschiedenen Städten gehören, ursprünglich ein kleines Geschäft für Weiß- und Wollwaren. Erst allmählich bezog sie auch andere Artikel ein, während sich der Umsatz immer mehr ausdehnte, und so entstand mit der Zeit der Riesenbetrieb; aber das Kapital, das heute darin steckt, gehört durchaus nicht ganz dem Herrn Tietz, der seinerzeit das Geschäft begann. Zunächst bestimmte er seine Verwandten, ihr Geld bei ihm anzulegen; bald aber reichte auch das nicht mehr für die Ausdehnung des Geschäftes aus. Aber damals wußte man schon, daß die Firma »gut« war, das heißt, daß man ihr ruhig Geld borgen konnte, daß sie gewiß die Zinsen bezahlte und dabei das Geld sicher war; es war daher nicht allzu schwer, von Banken Geld zu bekommen."

„Davon haben wir ja schon unlängst gesprochen," unterbrach mich Karl, „daß die Banken und Sparkassen den Einlegern von Geld nicht Zinsen

zahlen könnten, wenn sie nicht dieses Geld wieder in Unternehmungen anlegen würden, die ihnen mehr tragen, als sie den Einlegern auszahlen."

„Ganz richtig," fuhr ich fort, „daher sind auch die Banken immer auf der Suche nach guter Anlage ihres Kapitals und leihen es gern Unternehmungen, die ihnen sicher erscheinen. Natürlich verlangen sie aber höhere Zinsen für dieses Kapital als sie selbst bezahlen."

„Also gehört", meinte Wilhelm, „das Geld, das ich für eine Ware bezahle, nicht ganz dem Besitzer des Warenhauses; er muß es mit der Bank teilen, die ihm das Kapital vorgestreckt hat?"

„Freilich muß er das", erwiderte ich.

„Aber wozu", fragte Karl, „leiht sich dann die Firma fremdes Geld aus, wenn sie doch den Ertrag wieder hergeben muß?"

„Das hat seine sehr guten Gründe", antwortete ich. „Je größer ein Betrieb, um so billiger arbeitet er; das haben wir vorhin gesehen. Deshalb sucht jeder Kapitalist sein Unternehmen nach Möglichkeit auszudehnen. Er hätte so einen Vorteil, selbst wenn er den ganzen Ertrag des ausgeliehenen Kapitals der Bank abführen müßte; denn sein eigenes Kapital liefert ihm jetzt auch einen höheren Ertrag. Tatsächlich aber muß er auch nicht den ganzen Gewinn, den er mit dem ausgeborgten Kapital macht, der Bank abliefern, sondern er teilt ihn mit ihr, und so machen beide ein gutes Geschäft. Du siehst also, daß es weder notwendig war, daß der Besitzer des Warenhauses von vornherein ein riesiges Vermögen hatte, noch daß er es in seinem Geschäft ersparte. Denn er arbeitet hauptsächlich mit fremdem Geld."

„Aber unlängst", wendete Karl ein, „habe ich in der Zeitung gelesen, daß ein neues, ganz riesiges Warenhaus gegründet wurde. Da muß der Besitzer doch mit einem sehr großen eigenen Kapital angefangen haben; denn im Anfang wissen doch die Banken noch nicht, ob das Geschäft gehen und etwas einbringen wird."

„Das ist allerdings etwas anderes," antwortete ich; „aber eigenes Kapital hat der Gründer dieses neuen Warenhauses wahrscheinlich noch weniger als die früheren. Hinter diesen Neugründungen stecken erst recht die großen Banken. Sie geben das ganze Kapital her, sie behalten sich aber auch die Kontrolle des Betriebes vor."

„Ja, aber dann", unterbrach mich Karl, „ist ja der Unternehmer des Warenhauses eigentlich nur mehr ein Angestellter der Bank, wenn die ihm in alles dreinreden kann."

„Beinahe ist es auch so", bestätigte ich. „Das ist aber kein einzelner Fall. Die Banken haben heute ihre mächtige Hand in fast allen großen Unternehmungen. Sie borgen ihnen Geld, dafür aber beaufsichtigen und leiten sie auch den Betrieb immer mehr."

„Ja, aber dann stehen ja", meinte Wilhelm ganz bestürzt, „die Banken zu den großen Firmen in einem ähnlichen Verhältnis wie das Warenhaus zur Fabrik und der Möbelhändler zum Tischler. Da frißt ja überall der Größere den Kleineren, da beutet überall der Reichere den Ärmeren aus. Aber woher haben denn die großen Banken das Geld, das sie so mächtig macht?"

„Da gibt es verschiedene Quellen", antwortete ich. „Früher einmal konnte einer, der Geld übrig hatte, nichts anderes damit tun, als daß er es für Zeiten der Not aufhob und dann ausgab. Später konnte er es, wie wir ja gesehen haben, dazu verwenden, besitzlose Arbeiter ans Werk zu setzen und auszubeuten. Heute aber braucht er sich auch dieser Mühe nicht

mehr zu unterziehen. Er trägt sein Geld in die Bank und bezieht die Zinsen davon. Du hast unlängst selbst erwähnt, daß dein Vater einige hundert Mark in einer Sparkasse liegen hat und regelmäßig die Zinsen abhebt."

„Auf diese Art", unterbrach mich Wilhelm, „wären dann eigentlich die Einleger des Geldes die Herren der Bank; denn von ihnen rührt das Geld, mit dem die Geschäfte gemacht werden."

„Ja, hat denn dein Vater etwas dreinzureden, wie das Geld verwendet wird, das er eingelegt hat?" fragte Karl ironisch.

„Aber wer bestimmt denn dann eigentlich, was die Bank zu tun hat?" fragte Wilhelm.

„Ihr dürft euch", entgegnete ich, „die Sache nicht so vorstellen, als ob das Kapital der Bank nur durch die Einlagen der kleinen und großen Leute zustande käme. Vor allem sind die Aktionäre der Bank da, die sie gegründet und ihr Kapital eingebracht haben. Die sollen in der Generalversammlung beschließen, was die Bank zu tun hat, sie ernennen auch die Beamten. In Wirklichkeit aber regieren meist ein paar große Kapitalisten, die die anderen überstimmen und dann tun können, was sie wollen, und oft sind es noch dazu dieselben Leute, die in verschiedenen Banken maßgebend sind."

„Da müssen die aber dann eine riesige Macht haben," meinte Wilhelm, „wenn sie die mächtigen Banken unter sich haben, die doch wieder die Industrie beherrschen."

„Ja, das sind heute die ungekrönten Könige," antwortete ich, „und mancher wirkliche König könnte sich gratulieren, wenn er eine solche Macht hätte; denn oft herrschen sie nicht nur in einem Lande, sondern ihr Bereich geht über ganze Erdteile, und ihre Macht wächst noch immer fort, denn sie dringen auch immer tiefer in das Erwerbsleben ein.

Früher haben sich die großen Betriebe gegenseitig bekämpft und unterboten. Heute tun sie das sehr oft nicht mehr, sondern sie schließen sich zusammen und beuten gemeinsam das Publikum, ihre Arbeiter und ihre Lieferanten aus, und dabei leisten ihnen die Banken die beste Hilfe. Denn wenn eine große Bank mehreren großen Unternehmungen Geld geborgt hat, dann will sie natürlich nicht, daß sie sich gegenseitig schaden, sondern sie veranlaßt sie, sich zu verabreden, die Preise und Löhne festzusetzen und sich nicht mehr zu unterbieten. Ein Konkurrent kann dann schwer aufkommen, weil ihm die Banken kein Geld borgen, und so bleiben die großen, untereinander verbundenen Firmen unbehelligt und beschützt.

Da waren zum Beispiel auf einem amerikanischen Fluß zwei Dampferlinien, die sich wütend bekämpften. Jede suchte die andere zu unterbieten, jede versprach den Passagieren alles Mögliche an Geschwindigkeit und Annehmlichkeit der Fahrt. Das Publikum freute sich, denn man konnte billig und angenehm reisen, die Gesellschaften gingen aber beide fast zugrunde. Da besannen sie sich endlich doch eines Besseren und einigten sich. Jetzt wurden die Preise hinaufgeschraubt, daß den Passagieren ganz angst und bange wurde; aber was konnten sie machen? Ein Konkurrent war nicht da, zu dem man hätte gehen können. So mußte man zahlen, was jene verlangten, und die Inhaber der beiden Gesellschaften teilten sich schmunzelnd den Raub.

Solche Vereinbarungen und Vereinigungen sind aber heute nichts Seltenes mehr. Sie beherrschen immer mehr die Industrie. So haben sich die großen Kohlengruben und die Eisenwerke, die Zuckerfabriken und die

Erzeuger von Zündhölzern und noch eine große Anzahl anderer Industrien bereits organisiert und fast täglich kann man von neuen solchen »Kartellen« und »Trusts« hören, die oft nicht mehr auf ein Land und auch oft nicht mehr auf eine Industrie beschränkt sind. So ist zum Beispiel die Petroleumproduktion fast der ganzen Welt bereits in einer Hand vereinigt und derselben Gesellschaft gehören eine ganze Reihe von Eisenbahnen und Dampferlinien. Diesen neuen Herrschern zahlt jeder seinen Tribut, der heute eine Petroleumlampe brennt, aber auch, wer irgendwie eine Maschine braucht, die mit Rohöl gespeist wird, und endlich, wer mit den Eisenbahnen und Dampfern jener Gesellschaft fährt oder mit ihnen Güter befördern will; ja jeder muß dieser Gesellschaft seine Steuer entrichten, der Waren kauft, die mit solchen Maschinen hergestellt oder auf solchen Linien befördert worden sind. Gegen diese Riesen kommt keine Konkurrenz mehr auf, und selbst die Staatsgewalt erweist sich gegen sie oft ohnmächtig."

Der Arbeitslohn.

„Welches war also", begann ich wieder, „der Gesellschaftszustand, für den wir das Wertgesetz abgeleitet haben, daß sich die Waren im Verhältnis der Arbeitszeit vertauschen, die zu ihrer Herstellung notwendig ist?"

„Nun, das war die Zeit meines Großvaters," antwortete Karl, „der als selbständiger Meister direkt für die Kundschaft auf Bestellung arbeitete. Davon sind wir ausgegangen, daß das einmal der allgemeine Zustand war. Der Großvater blieb aber, wie ich euch ja schon erzählt habe, kein selbständiger Meister, er kam in Abhängigkeit von einem Möbelhändler und mußte für den arbeiten."

„Es wird sich also nun", fuhr ich fort, „darum handeln, ob der Wert der Tische, Schränke usw., die dein Großvater herstellte, dadurch verändert wurde, daß sie nicht mehr von deinem Großvater selbst auf den Markt gebracht wurden, sondern durch den Möbelhändler."

„Der Möbelhändler verkaufte billiger als der Großvater," antwortete Karl; „denn auf diese Weise unterbot er ihn ja und gewann die Kundschaft für sich." — „Ganz so hast du aber damals die Geschichte noch nicht erzählt", warf ich ein. „Erinnere dich nur, wie du uns den Zorn deines Großvaters darüber geschildert hast, daß der Händler schlechte Ware auf den Markt warf und ihn dadurch unterbot. Die Schränke, Stühle usw. des Händlers waren billiger, sie waren aber auch schlechter, sie enthielten weniger geschickte Arbeit als die Waren, die dein Großvater herstellte, und deshalb konnte jener billiger verkaufen. Als dann aber dein Großvater aus dem Felde geschlagen und ruiniert war und nun selbst für den Händler arbeiten mußte, da verkaufte der gewiß auch wieder gute »Qualitätsware« an die kaufkräftige Kundschaft, und zwar zu dem alten Preis, den dein Großvater früher erhalten hatte."

„Aber der Großvater bekam noch viel weniger von dem Möbelhändler als den früheren Preis der Möbel", rief wieder Karl dazwischen.

„Freilich," antwortete ich, „sonst hätte ja der Möbelhändler kein Geschäft, keinen Profit gemacht." — „Dann hat aber", meinte Karl, „der Großvater nur einen Teil seiner Arbeit für sich selbst gemacht und den anderen Teil für den Händler."

„Gewiß tat er das," erwiderte ich, „und er mußte es tun, wenn er nicht verhungern wollte. Man kann sich das also zum Beispiel so vorstellen, daß er an den sechs Werktagen der Woche vier für sich arbeitete und zwei für den Händler."

„Das ist aber dann," unterbrach hier Wilhelm, „ganz so wie bei den hörigen Bauern, von denen mir mein Großvater aus seiner Jugend erzählt hat. Die mußten auch soundso viele Tage im Jahre für den Grundherrn schuften, und für sie selbst blieb nur gerade so viel, daß sie leben konnten."

„Nun, seht ihr," erwiderte ich, „wie ähnlich in der Tat das Verhältnis zwischen dem abhängigen Arbeiter und dem Händler auf der einen Seite, zwischen dem Hörigen und dem Grundherrn auf der anderen Seite ist. Auch dem abhängigen Arbeiter bleibt nur gerade so viel, daß er davon leben kann, alles übrige nimmt der Unternehmer für sich in Anspruch."

„Ja, aber war denn Karls Großvater eigentlich Lohnarbeiter bei dem Möbelhändler?" fragte Wilhelm zweifelnd. „Er blieb doch immer selbständiger Meister."

„Na, für die Selbständigkeit danke ich schön", antwortete Karl selbst. „Erinnert euch doch, was ich davon erzählte, wie der Händler meinen Großvater ausgebeutet und geschunden hat." — „Aber trotzdem," erwiderte ich, „hat Wilhelm doch nicht so ganz unrecht. Dein Großvater, Karl, war noch kein eigentlicher Lohnarbeiter, er arbeitete nicht in der Werkstatt seines Unternehmers, sondern in seiner eigenen. In dieser Lage sind ja auch heute noch viele sogenannte »Meister«, die sich selbständig nennen, in der Tat aber vom kapitalistischen Unternehmer noch mehr geknechtet werden als die eigentlichen Fabrikarbeiter. Aber wir haben schon davon gesprochen, daß die Entwicklung allgemein über diesen Zustand hinausging und in der Regel dazu führte, daß die unselbständig gewordenen Arbeiter nun auch in die Werkstätte ihres Unternehmers gehen mußten. Es ist aber klar, daß dadurch zunächst jedenfalls nichts am Wert der Waren verändert wurde. Denn ob der Arbeiter zu Hause arbeitet oder in der großen Werkstätte, das bleibt doch für das Ergebnis dasselbe. Immer bekommt er vom Unternehmer nur so viel, daß er gerade davon leben kann, und der Unterschied zwischen dem gezahlten Lohn und dem Verkaufspreis der Waren verbleibt dem Unternehmer als sein Gewinn." — „Das leuchtet mir schon ein," erwiderte Wilhelm, „aber ganz überzeugt bin ich doch nicht, daß der Wert unverändert bleibt. Kann denn jetzt nicht der Unternehmer billiger verkaufen als früher der selbständige Meister? Er behält ja dann doch noch immer einen Gewinn. Wenn der Meister zum Beispiel früher aus Holz um 3 Mk. in einem Tag einen Stuhl gemacht und ihn um 6 Mk. verkauft hat, so zahlt jetzt vielleicht der Unternehmer dem Schreiner 2 Mk. Lohn und hat 1 Mk. Gewinn. Wenn er sich nun aber mit 50 Pf. zufrieden gibt, kann er doch den Stuhl mit Mk. 5·50 verkaufen und so die Konkurrenz unterbieten."

„Das ist ganz richtig," erwiderte ich, „und zeitweilig geschieht dies auch; aber niemand verkauft billiger, als er muß. Auf einen Teil des Gewinns verzichtet daher der Unternehmer immer nur für kurze Zeit, als Waffe im Konkurrenzkampfe. Sobald aber der Zweck erreicht, der Konkurrent aus dem Felde geschlagen ist, wird der Preis wieder so hoch festgesetzt wie möglich. Das heißt so hoch, daß er mit dem Arbeitswert übereinstimmt."

„Nun ja," warf Karl ein, „auch das sehe ich ein, daß der Unternehmer den Verkaufspreis nicht willkürlich erhöhen kann, weil er sonst von der Konkurrenz geschlagen wird; aber kann er nicht den Lohn des Arbeiters nach Belieben herabsetzen und dadurch seinen Gewinn vergrößern? Kann er nicht in dem Beispiel, das Wilhelm vorhin anführte, dem Schreiner nur Mk. 1·50 statt 2 Mk. Lohn zahlen und so seinen Gewinn auf Mk. 1·50 statt 1 Mk. erhöhen?" — „Wenn er das könnte," antwortete ich, „dann täte er es sicher; denn das ist allgemein das einzige Streben des kapitalistischen Unternehmers, seinen Gewinn zu erhöhen. Wie es den Arbeitern dabei ergeht, das ist ihm gleichgültig. Aber was würde geschehen, wenn ein Unternehmer schlechtere Löhne zahlen würde als die anderen in derselben Branche?" — „Dann würde er bald keine Arbeiter mehr kriegen", erwiderte Karl. „Aber wie ist es denn, wenn die Löhne in der ganzen Branche herabgesetzt werden?" „Dann würden wohl", meinte Wilhelm, „viele Arbeiter versuchen, den Beruf zu wechseln, sie würden das Gewerbe mit den niedrigen Löhnen verlassen und eins mit besseren Lohnverhältnissen aufsuchen." — „Dann müßten aber doch," warf hier Karl ein, „die Löhne in allen Gewerben gleich sein. Das ist aber nicht wahr. In unserer Fabrik zum Beispiel bekommt ein Monteur viel mehr Lohn als ein Heizer." — „Ja, aber warum wird dann der Heizer nicht Monteur?" fragte ich.

„Weil er es nicht gelernt hat", erwiderte Karl. „Glaubst du denn, das kann man so ohneweiters, man braucht nur hinzugehen, um eine Maschine zu montieren? Da heißt es ordentlich lernen, bevor einer so weit ist."

„Nun siehst du," erwiderte ich, „wieso sich die Löhne nicht ganz ausgleichen. Die Kraft der Arbeiter ist verschieden, ebenso ihre Geschicklichkeit; viel wichtiger aber sind die Unterschiede in der Vorbildung. Je länger einer braucht, um ein Gewerbe zu erlernen, um so höher sind in der Regel dort die Löhne."

„Ja, aber", meinte Wilhelm, „wie ist es denn, wenn die Löhne in allen Gewerbezweigen zugleich herabgesetzt werden? Da können doch die Arbeiter nicht von einem Gewerbe ins andere ausrücken, weil es doch überall gleich schlecht ist."

„Vielleicht aber", meinte ich, „können sie ins Ausland gehen und dort bessere Löhne suchen. Ist aber auch das nicht möglich, und bleiben die Löhne längere Zeit so niedrig, daß die Arbeiter nicht einmal so viel haben, als sie zum Leben brauchen, dann werden viele von ihnen zugrunde gehen und infolgedessen werden die Löhne wieder steigen, denn dann müssen sich die Kapitalisten gegenseitig überbieten, um Arbeiter zu bekommen, ohne die sie nichts machen können." — „Aber kommt denn das auch wirklich vor," fragte nun Wilhelm, „daß in einem ganzen Lande die Löhne auf einmal herabgesetzt werden? Das könnte doch nur sein, wenn sich alle Kapitalisten miteinander verabreden, und das ist doch sehr unwahrscheinlich." — „Allerdings," erwiderte ich, „aber in einer anderen Form kommen leider solche allgemeine Lohnherabsetzungen sehr häufig vor. Der Arbeiter bekommt den Lohn in Geld ausgezahlt. Das kann er jedoch nicht essen, er muß sich Essen, Kleider, Wohnung usw. dafür erst kaufen. Wenn aber alle diese Dinge teurer werden, dann bekommt der Arbeiter für seinen alten Lohn nicht mehr dasselbe wie früher, sein Lohn ist in Wirklichkeit gesunken." — „Ja, davon kann meine Mutter ein Lied singen", bestätigte Wilhelm. „Mein Vater ist doch Schutzmann und kriegt jeden Monat sein

Gehalt. Aber die Mutter klagt jetzt die ganze Zeit, sie könne nicht mehr auskommen, alles sei teurer geworden, und so reiche es hinten und vorne nicht mehr."

„Bei uns ist es geradeso", bemerkte Karl. „Vater hat zwar im vorigen Jahre gestreikt und eine kleine Lohnaufbesserung erhalten; aber Mutter sagt doch, es gehe jetzt schlechter zusammen als jemals."

„Aber wenn jetzt, wie wir ja wissen, die Preise der Lebensmittel in die Höhe gegangen und die Löhne dadurch allgemein gesunken sind," fragte nun wieder Wilhelm, „dann müßten doch auch die Folgen eintreten, die du ausgemalt hast, dann müßten die Arbeiter vor Hunger sterben. Aber das liest man doch nie in der Zeitung, daß heutzutage einer verhungert ist."

„Das hat verschiedene Ursachen", antwortete ich. „Da ist zunächst die Armenversorgung, die viele gerade über Wasser erhält, so daß sie nicht zugrunde gehen. Und das ist für die Kapitalisten sehr nützlich; denn auf diese Weise können sie oft die Löhne tiefer herabdrücken, als es sonst möglich wäre, und dann haben sie da immer eine Reserve von Arbeitskräften, die sie einberufen können, wenn sie Arbeiter brauchen. Anderseits aber gehen furchtbar viele Leute infolge von Hunger und Unterernährung zugrunde, ohne zu verhungern. Der von Hunger und Entbehrungen geschwächte Körper ist gegen alle möglichen Krankheiten machtlos, die der kräftige, gut genährte Organismus spielend überwindet. Besonders wächst die Kindersterblichkeit mit der Not ganz furchtbar. Endlich werden auch in Zeiten der Not weniger Kinder gezeugt und geboren als bei Hochstand der Löhne. So verringern die niedrigen Löhne die Zahl der Menschen still und ruhig. Der Kapitalismus mordet nicht mit wilder Gewalt und mit großem Lärm; er besorgt das ganz im stillen, ohne viel Aufhebens.

Drittens aber, und das ist ein besonders wichtiger Punkt, darf man hier die Wirksamkeit der Gewerkschaften nicht außer acht lassen. Doch darüber ein anderes Mal mehr."

Die Gewerkschaft.

Es hatte einige Zeit gedauert, bis ich mit meinen jungen Freunden wieder zusammentraf. Als wir nun in meiner Stube beisammensaßen, begann Wilhelm: „Du hast uns neulich gesagt, daß die Gewerkschaften besonders stark dazu beitragen, daß die Löhne der Arbeiter in die Höhe gehen oder wenigstens nicht gar zu tief sinken. Darüber ist aber mein Vater ganz anderer Ansicht. Ihr wißt doch, da war unlängst ein großer Streik bei der Firma M..., und da hatte mein Vater als Schutzmann einen schweren Dienst. Es mag sein, daß er dadurch gegen die Gewerkschaft, die zu dem Streik gehetzt hat, besonders erbost war; aber als er einmal recht müde und verärgert nach Hause kam, da brach er los. Das hättet ihr nicht hören dürfen, wie er da über die Roten und die Gewerkschaften schimpfte. Er behauptete, die Gewerkschaften seien für die Arbeiter nur schädlich. Zuerst müßten die armen Teufel immer hohe Beiträge bezahlen, von denen die Beamten der Gewerkschaft recht schön lebten. Die machen sich dann wichtig und reizen den Unternehmer durch ihre großmäulige Frechheit. Schmeißt der sie raus, dann hetzen sie zum Streik, bei dem dann alles draufgeht, was die Arbeiter mit saurer Mühe erspart haben. Würden die Arbeiter

mit ihrem Chef einig werden und sich vertragen, dann würde der ihnen auch viel eher Lohnaufbesserungen gewähren, während er jetzt durch ihre drohende Haltung und das anmaßende Auftreten der Gewerkschaftsführer gerade dazu gezwungen wäre, zu zeigen, wer der Herr im Hause ist. Schließlich, meinte der Vater, seien ja die Arbeiter geradeso wie der Unternehmer selbst daran interessiert, daß das Geschäft gut geht. Wenn ein Streik den Unternehmer ruiniert, dann liegen die Arbeiter auf der Straße und haben gar nichts."

„Na, und glaubst du, daß dein Vater da recht hat?" fragte ich.

„Ja, das ist mir stark im Kopfe herumgegangne", antwortete Wilhelm. „Ich habe auch schon mit Karl darüber gesprochen, aber wir haben uns nicht einigen können."

„Ich habe Wilhelm gleich gesagt," unterbrach hier Karl eifrig, „daß das ein Unsinn ist, daß die Gewerkschaft zum Streik »hetze«. Gerade das Gegenteil ist wahr. Unlängst war bei uns in der Fabrik ein Streit zwischen einem Werkführer und einem Eisendreher. Der Arbeiter war im Recht und doch wurde er entlassen und nicht der Werkführer. Daraufhin wollten alle bei uns in den Streik treten, um dem Kollegen zu helfen. Aber da kam einer von der Organisation und zeigte, daß ein Streik jetzt gar keine Aussichten hat, und er riet so lange davon ab, bis alle es einsahen und der Streik unterblieb. Da siehst du also, wie die Gewerkschaft zum Streik »hetzt«."

„Das ist ja ganz richtig," erwiderte Wilhelm, „und ich glaube ja auch, daß mein Vater in seinem Ärger etwas gar zu schwarz gemalt hat. Aber die Hauptsache ist doch, ob die Arbeiter nicht besser fahren, wenn sie sich mit ihrem Unternehmer vertragen, als wenn sie mit ihm kämpfen."

„Sind denn aber das Geschäft und der Unternehmer ein und dasselbe?" warf ich ein. „In einer Fabrik zum Beispiel werden Stücke Stahldraht zu Nadeln verarbeitet. Die sind mehr wert als der verarbeitete Draht und die Abnutzung der Maschinen und Baulichkeiten."

„Natürlich," unterbrach mich Karl, „sie haben den Wert dazu gewonnen, den ihnen die Arbeit der in dieser Fabrik beschäftigten Arbeiter zugesetzt hat. Das haben wir ja schon neulich besprochen."

„Nun also," fuhr ich fort; „was geschieht aber nun mit diesem neuen Wert?"

„Einen Teil davon haben die Arbeiter als ihren Lohn bekommen," bemerkte Wilhelm, „und der Rest bleibt dem Unternehmer."

„Ganz richtig", bestätigte ich. „Daraus geht aber hervor, daß der Anteil des Unternehmers um so kleiner werden muß, je größer der Anteil der Arbeiter wird. Je höher also der Lohn der Arbeiter, desto geringer der Gewinn des Kapitalisten."

„Na, das sieht nicht ganz so aus, als ob ihre Interessen übereinstimmten", warf Karl lachend ein.

„Das sehe ich ja ein," erwiderte Wilhelm, „und ich begreife auch, daß ein Geschäft zugleich florieren und der Unternehmer doch nur einen kleineren Anteil vom erzeugten Wert kriegen kann, während die Arbeitslöhne steigen. Aber das hat doch seine Grenzen. Wenn man dem Kapitalisten den ganzen Gewinn wegnimmt, dann sperrt er doch lieber die Bude zu, und die Arbeiter haben das Nachsehen."

„Da siehst du gleich an einem Beispiel," antwortete ich, „wozu die Gewerkschaften ihre Beamten brauchen. An dem, was Karl aus seiner Werk-

statt erzählte, konntest du schon erkennen, wie notwendig es ist, vor dem Ausbruch eines Lohnkampfes die Aussichten auf den Sieg richtig zu beurteilen. Dazu gehört aber vor allem auch, daß man den Widerstand des Gegners richtig einschätzt. Geht es einem Unternehmer gut und hat er die Hände voll zu tun, dann wird er viel leichter in eine Lohnerhöhung einwilligen, als einen Streik riskieren; denn er macht ihm sicher großen Schaden, während er, wenn flott weitergearbeitet wird, so viel Gewinn macht, daß er einen kleinen Teil davon den Arbeitern überlassen kann, ohne selbst viel davon zu merken. Geht aber das Geschäft schlecht, ist der Gewinn des Unternehmers sowieso schon gering und stockt der Absatz, dann verliert der Unternehmer nicht viel durch die Arbeitseinstellung; im Gegenteil, er braucht in dieser Zeit keine Löhne zu zahlen und kann sein Warenlager ausverkaufen. In eine Lohnerhöhung wird er aber gerade dann erst recht nicht einwilligen, denn die würde ihm seinen Gewinn zu sehr verkürzen. Lieber wird er den Widerstand bis zum Äußersten treiben und eventuell sogar das Geschäft aufgeben. Ein tüchtiger Gewerkschaftsbeamter muß das alles berücksichtigen, er muß den Markt und das Geschäft genau kennen, bevor er ein Urteil über die Zulässigkeit eines Lohnkampfes abgibt. Aber das ist noch nicht alles.

Wenn die Löhne in einem Betrieb steigen, ist es oft für den Kapitalisten rentabler, neue Maschinen aufzustellen, die die Menschenkraft ersetzen. In Amerika, wo die Löhne am höchsten sind, werden viel mehr Maschinen verwendet als zum Beispiel bei uns. In China aber, wo die Löhne entsetzlich niedrig sind, wird fast alles mit der Hand gemacht. Wenn also in irgendeiner Fabrik Lohndifferenzen ausbrechen und der Gewerkschaftsbeamte beurteilen will, ob man in einen Lohnkampf eintreten soll, muß er sich auch die Frage vorlegen, ob die verlangte Lohnerhöhung nicht die Aufstellung neuer Maschinen für den Unternehmer rentabler macht, ob dadurch nicht noch mehr Kollegen brotlos werden, auf der anderen Seite aber auch, ob der Unternehmer nicht lieber jene Maschinen einführen und die Lohnerhöhung bewilligen, als es auf einen langwierigen Lohnkampf ankommen lassen wird."

„Donnerwetter!" rief Karl ganz entsetzt. „Da brummt einem ja der Schädel, wenn man all das hört. Ich hätte mir die Entscheidung über einen Streik gar nicht so schwer vorgestellt."

„Ja, seht ihr," antwortete ich, „die Gewerkschaften wissen schon, warum und wozu sie Beamte anstellen. Der einzelne Fabrikarbeiter kennt den Betrieb, in dem er arbeitet, und die Übelstände, die dort herrschen, genauer als der Gewerkschaftsbeamte; aber den Überblick über das ganze Gewerbe kann er sich nicht verschaffen. Dazu fehlt es ihm schon an der Zeit. Dazu muß einer eigens angestellt sein, und auch dann noch ist es oft eine schwierige Sache, die viel Wissen und feinen Takt, die einen ganzen Mann erfordert."

„Ja, aber sind denn diese Kämpfe überhaupt notwendig?" fragte nach einigem Schweigen Wilhelm. „Dadurch erbittern doch die Arbeiter die Unternehmer. Würden sie nicht auf friedlichem Wege eher etwas erreichen?"

„Nun, das ist ja schon genug versucht worden", antwortete ich. „Bevor es noch Gewerkschaften gab, hätten doch die Unternehmer reichlich Gelegenheit gehabt, ihre Großmut zu zeigen. Damals ist ihnen aber davon gar nichts eingefallen. Erst als ihnen später die Organisationen der Arbeiter zu Leibe gingen, da fingen sie zu schreien an, sie hätten ja gern alles mög-

liche freiwillig gegeben, drängen ließen sie sich nicht. Aber die Arbeiter hatten noch zu gut in Erinnerung, daß sie freiwillig von ihren Arbeitgebern nie etwas bekommen hatten, und so glaubten sie ihnen jetzt nicht und hielten lieber am Kampf fest, und auf diese Art erreichten sie auch alles, was sie überhaupt errungen haben."

„Das mag ja alles richtig sein", warf hier Wilhelm ein. „Ich sehe ein, daß die Interessen der Unternehmer denen der Arbeiter gerade entgegengesetzt sind und daß sie deshalb im Kampf miteinander stehen müssen. Aber das beweist doch nicht, daß die organisierten Arbeiter die anderen vergewaltigen müssen."

„Das ist auch nicht wahr, das tun sie nicht!" schrie hier Karl ganz zornig dazwischen.

„Reg' dich nicht so auf," erwiderte Wilhelm höhnisch, „du hast mir selbst vor ein paar Tagen erzählt, daß bei euch in der Fabrik jeder neu eintretende Arbeiter vom Vertrauensmann der Gewerkschaft gefragt wird, ob er der Organisation angehört. Wenn das nicht der Fall ist und wenn er nicht beitreten will, dann fliegt er raus. Ist das nicht ein Zwang, eine Vergewaltigung?"

„Man kann doch niemand zwingen, mit so einem Kerl zusammen zu arbeiten", antwortete Karl.

„Ja, ist denn das etwas so Schreckliches, wenn einer nicht dem Verein angehören will?" entgegnete Wilhelm. „Das sollte doch in jedermanns freiem Belieben stehen."

„Weißt du," warf ich da ein, „wie man die Leute nennt, die im Kriege hinter den Armeen einherziehen und nach der Schlacht den Sieg dazu ausnützen, um zu plündern, und weißt du, was man mit denen tut?"

„Marodeure werden erschossen", antwortete Wilhelm. „Aber ich weiß nicht recht, wo du mit dieser Frage hinauswillst."

„Ich verstehe es ganz gut", unterbrach Karl. „So ein Mensch, der keiner Organisation angehört, der beteiligt sich nicht am Kampfe, er gibt kein Geld und keine Arbeitskraft für die Sache der Arbeiter her; wenn es aber zum Kampfe kommt, dann läßt er sich unterstützen oder er wird zum Streikbrecher; und ist der Sieg von der Organisation gewonnen, dann nimmt er an den Früchten des Sieges gern teil, dann läßt er sich den höheren Lohn, die kürzere Arbeitszeit gern gefalln. So ein Unorganisierter ist nichts anderes als ein Marodeur."

„So habe ich die Sache freilich noch nicht angesehen", erwiderte Wilhelm etwas kleinlaut. „Da begreife ich die Erbitterung der Organisierten, wenn mir auch der Vergleich mit Marodeuren doch gar zu hart erscheint."

„So?" fragte ich. „Der Vergleich ist noch zu milde; denn der plündernde Marodeur fällt wenigstens der Armee, deren Sieg er für sich ausnützt, nicht in den Rücken, wie es der Unorganisierte so häufig tut, und noch dazu einer Armee, die für seine eigene Sache ficht."

„Das ist schon wahr", bestätigte Wilhelm. „Die Arbeitswilligen müssen sehr oft üble Kunden sein. Auf die ist auch mein Vater eigentlich nicht gut zu sprechen. Als er unlängst so verdrossen und mürrisch nach Hause kam und über den Streik schimpfte, der ihm so viel Arbeit mache, da sagte er auch: Und das Ekelhafteste bei der ganzen Geschichte, das, was einen am meisten aufbringt, das ist, daß man diese Kerle noch liebevoll beschützen muß, die man am liebsten gleich ins Kittchen brächte. Unter den Arbeitswilligen gab es heute ein paar Galgengesichter, wie man sie sonst nur in den

verrufensten Kneipen sieht. Wenn mich sonst so einer von weitem sieht, dann macht er, daß er weiterkommt, und jetzt muß ich selber diese Kerle noch beschützen. Das machte meinen Vater am meisten wütend gegen den Streik, daß er als Schutzmann, als königlicher Beamter solchen Galgenvögeln noch beinahe den Bedienten machen muß."

„Siehst du," antwortete ich, „das kommt eben daher, daß sich ein anständiger Arbeiter zum Streikbrecher nicht hergibt. Aber wir stehen ja da auf demselben Standpunkt wie dein Vater. Auch wir sagen, daß es ein Mißbrauch ist, die Polizei zum Schutz dieser dunklen Ehrenmänner zu verwenden. Dafür soll dein Vater nicht die Arbeiter verantwortlich machen, sondern die, die ihn zu diesem Dienst bestimmt haben."

„Aber treten denn", warf Wilhelm ein, „die anderen Arbeiter der Gewerkschaft nur bei, weil sie mit den Unternehmern kämpft? Die Gewerkschaften haben doch, soviel ich weiß, auch allerhand Unterstützungskassen. Die dienen doch nicht dem Kampfe?"

„Das läßt sich nicht so ohneweiters sagen", antwortete ich. „Sie alle erleichtern wenigstens den Kampf. So schützt zum Beispiel die Unterstützung der Arbeitslosen davor, daß diese gezwungen sind, um jeden Preis Arbeit anzunehmen und dadurch die Löhne zu drücken. Denselben Zweck verfolgt die Reiseunterstützung, und die bietet dabei noch den Vorteil, daß durch sie die Gewerkschaft darauf Einfluß gewinnt, wohin die Arbeiter reisen. Sie kann sie zum Beispiel davor warnen, an einen Ort zu gehen, wo gerade Lohnkämpfe ausgebrochen sind."

„Aber wenn das so ist," entgegnete Wilhelm nachdenklich, „wenn die Gewerkschaft in jeder Hinsicht so gut für die Arbeiter sorgt, dann verstehe ich erst recht nicht, wozu noch eine politische Partei notwendig ist, wie die Sozialdemokratie, die doch, wie du sagst, denselben Zweck verfolgt. Wäre es da nicht besser, wenn die Arbeiter ihre ganze Kraft nur der Gewerkschaftsbewegung zuwenden würden?"

„Aber Wilhelm!" unterbrach hier Karl. „Wie kannst du so etwas sagen? Hast du denn nicht die Artikel in der „Arbeiter-Jugend" gelesen, die ich dir neulich gegeben habe, besonders den über: „Die Gewerkschaften unter dem Sozialistengesetz"? Da hast du doch deutlich sehen können, daß die Politik für die Gewerkschaften nicht gleichgültig ist."

„Freilich," entgegnete Wilhelm spöttisch, „aber den Nutzen der Politik für die Gewerkschaften konnte ich gerade da nicht sehen; denn hätten die Sozialdemokraten damals nicht durch ihre staatsfeindliche Agitation das Sozialistengesetz veranlaßt, dann wäre den Gewerkschaften nichts geschehen, dann hätte ihnen Bismarck nicht ihre Rechte weggenommen."

„Aber woher hatten denn die Arbeiter überhaupt die Rechte, die ihnen Bismarck mit seinem Sozialistengesetz wegnahm?" warf ich dazwischen.

„Na, da siehst du es ja, Wilhelm!" rief Karl. „Erinnere dich an den Artikel: »Der Kampf um das Koalitionsrecht« in unserer Zeitung. Da konntest du es lesen, wie erst der politische Kampf der Arbeiterklasse das Koalitionsrecht schuf, wie die Arbeiter die Rechte, die sie haben, sich erst erobern mußten. Da kannst du also sehen, daß die wichtigsten Rechte, die die Gewerkschaften zum Leben brauchen, erst durch politischen Parteikampf erobert und dann behauptet werden mußten."

Übrigens fällt mir jetzt da noch etwas ein, was die Wichtigkeit der Gesetzgebung für die Arbeiter zeigt", fuhr Karl fort. „Das sind die Arbeiterschutzgesetze. Da hat zum Beispiel unlängst meine Schwester Luise, die das

Blumenmachen lernt, auch am Sonntag ins Geschäft kommen müssen. Von außen war an dem Geschäft nichts zu sehen. Die Mädchen mußten durch die Hintertür gehen, damit man nichts bemerkt. Aber wie mein Vater das erfuhr, daß das arme Mädel auch noch am Sonntag in die Schwitzbude kriechen mußte, da machte er die Anzeige, und am nächsten Sonntag kam die Polizei und schickte die Mädels nach Hause und die Meisterin mußte Strafe bezahlen. Da siehst du doch, Wilhelm, daß die Gesetze für uns wichtig sind, und auf die Gesetzgeberei kann man doch nur einwirken, wenn man Politik macht."

„Wenn aber die Gesetze gar so wichtig sind," wandte nun Wilhelm wieder ein, „dann weiß ich wieder nicht, wozu die Gewerkschaften sind. Dann läßt sich doch alles durch Gesetze regeln."

„Das ist schon deshalb nicht richtig," erwiderte ich, „weil das Gesetz nur allgemeine Vorschriften erlassen kann. Die Verhältnisse sind aber fast in jedem Betrieb verschieden. Das Gesetz kann deshalb nur anordnen, was überall durchführbar ist, die Gewerkschaft kann aber oft darüber hinaus in einzelnen Betrieben noch viel mehr durchsetzen. Dann ist es auch meist ungeheuer schwierig, ein neues Gesetz durchzubringen, während es oft den Gewerkschaften, wenigstens auf einzelnen Gebieten, viel leichter gelingt, selbst das durchzusetzen, was das Gesetz bewirken sollte. Endlich aber erlangt das Gesetz gerade erst durch die Wirksamkeit der Gewerkschaften seine volle Geltung; denn die wachen am sorgfältigsten über seine Ausführung. So ergänzen sich die Tätigkeit der Gewerkschaften und die der Gesetzgebung in der wirksamsten Weise."

„Gibt es denn überhaupt gesetzliche Bestimmungen über den Lohn?" fragte Karl.

„Über die Art der Auszahlung und ähnliches bestimmt das Gesetz," entgegnete ich; „aber über die Höhe des Lohnes sagt es gar nichts, und das ist auch schwer möglich, da die Verhältnisse zu verschiedenartig sind. Die gesetzlichen Bestimmungen beziehen sich meist auf die Arbeitszeit, besonders von Frauen und jugendlichen Arbeitern, also gerade dem Teil der Arbeiterschaft, der sich am schwersten durch eigene Organisation schützen kann."

„Also ist da eine Art Arbeitsteilung," meinte Karl. „Die Gesetzgebung übernimmt das zur Erledigung, was die Gewerkschaften nicht machen können und umgekehrt."

„Leider stimmt das nicht ganz," erwiderte ich, „denn es bleibt noch sehr viel übrig, was die Gewerkschaften nicht leisten können, wofür aber auch keine Gesetze bestehen. Immerhin aber ergänzen sich, wie ich schon vorhin sagte, die Gewerkschaften und die Gesetzgebung in wirksamer Weise, besonders in der Bestimmung der Arbeitszeit, und die ist für den Arbeiter fast noch wichtiger als die Festsetzung des Lohnes."

Die Arbeitszeit.

„Das ist aber doch eine Übertreibung," meinte Karl, „wenn du sagst, daß die Bestimmung der Arbeitszeit für den Arbeiter fast noch wichtiger ist als die Festsetzung des Lohnes. Gewiß ist es für mich sehr wichtig, wie lange ich am Tage arbeite, wann ich Feierabend machen kann; aber ohne

Lohn kann ich überhaupt nicht leben, ich muß verhungern. Darum glaube ich doch, daß der Lohn für den Arbeiter noch viel bedeutungsvoller ist als die Arbeitszeit."

„Das sieht freilich ganz richtig aus," erwiderte ich; „aber betrachten wir die Sache einmal etwas genauer und wir werden sehen, daß es doch nicht ganz stimmt. Stelle dir zum Beispiel vor, du solltest Tag für Tag etwa 18 Stunden arbeiten und bekämst einen sehr hohen Lohn dafür. Wärst du damit zufrieden?"

„Das hält ja kein Mensch aus!" rief Karl entsetzt. „Unlängst machten wir Überzeit, und nach diesen 10½ Stunden Arbeit fühlte ich mich schon ganz zerbrochen. Wenn ich täglich 18 Stunden arbeiten müßte, dann wäre ich schon nach der ersten Woche eine Leiche."

„Nun," bestätigte ich, „dann würde dir kein noch so hoher Lohn mehr nützen. Wird der Arbeiter zu stark angestrengt, muß er täglich zu lange arbeiten, so leidet seine Gesundheit, verkürzt sich sein Leben mindestens ebenso wie bei zu niedrigen Löhnen. Dazu kommt aber noch eins, und das ist von größter Bedeutung. Der Mensch, der nur gerade sein Leben fristet und Kinder aufzieht, der lebt nicht besser und hat nicht mehr Wert als ein Stück Vieh. Im Anfang des Kapitalismus, als die Arbeiter noch unorganisiert und wehrlos waren, da herrschten unmäßig lange Arbeitszeiten, da lebten sie auch zum großen Teil ganz stupid dahin, das Elend hatte sie stumpf gemacht, nur hie und da kam es zu wilden Ausbrüchen der Verzweiflung, die aber von den Regierungen leicht erstickt werden konnten. Erst allmählich sind die Arbeiter wieder zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde gekommen, sie haben einsehen gelernt, daß sie sich organisieren, daß sie einen langen, hartnäckigen und opferreichen Kampf mit ihren Ausbeutern führen müssen, um in die Höhe zu kommen. Aber schon damit sie zu dieser Erkenntnis kamen, dazu war notwendig, daß sie Zeit hatten zum Nachdenken und zur Beratung untereinander. Solange der Arbeitstag alle Kräfte in Anspruch nahm, solange der Arbeiter hundemüde nach Hause kam, um sich möglichst rasch durch todähnlichen Schlaf für die Rackerei des nächsten Tages vorzubereiten, da konnte von Organisation, von Aufklärung und Bildung, von gewerkschaftlichem und politischem Leben der Arbeiterschaft noch kaum die Rede sein. Ihr seht also, daß die notwendigste Vorbedingung jeder Kultur des Proletariats die Kürzung der Arbeitszeit ist."

„Mir scheint," warf nun Wilhelm ein, „daß ihr beide recht habt. Für den einzelnen Arbeiter ist vielleicht die Höhe des Lohnes noch wichtiger als die Länge der Arbeitszeit; für die Arbeiterschaft im ganzen aber, für ihr Schicksal und ihre Zukunft ist doch die Verkürzung der Arbeitszeit das allerwichtigste. Aber", fügte er zu mir gewendet hinzu, „warum leisten denn die Unternehmer gerade gegen die Beschränkung der Arbeitszeit einen noch heftigeren Widerstand als gegen die Erhöhung des Arbeitslohnes? Ich habe das schon wiederholt in der Zeitung verfolgt, daß bei Streiks die Unternehmer noch eher bereit sind, den Lohn zu erhöhen, als die Arbeitszeit herabzusetzen. Ich hätte gedacht, daß ihnen das ganz gleich sein kann. Ich habe über diese Frage schon öfters nachgedacht, und nach dem, was wir neulich über Wert und Lohn gesprochen haben, schien mir dieser Unterschied erst recht unverständlich. Nehmen wir zum Beispiel an, ein Arbeiter arbeite täglich zehn Stunden und bekomme einen Lohn von 3 Mk. täglich. Nehmen wir an, daß der Arbeiter den Wert dieser 3 Mk., seines Lohnes, in sechs

Stunden schafft, dann bleiben noch vier Stunden, die er für den Unternehmer allein arbeitet. Das wäre dann also ein Wert von 2 Mk. Verlangt jetzt der Arbeiter eine Lohnerhöhung von 50 Pf., so blieben für den Unternehmer bei gleicher Arbeitsleistung nur noch Mk. 1·50. Denn von dem ganzen neu erzeugten Wert von 5 Mk. fallen jetzt Mk. 3·50 dem Arbeiter zu, es bleiben also Mk. 1·50 für den Unternehmer übrig. Genau das gleiche wird aber erzielt, wenn der Lohn gleichbleibt, die Arbeitszeit aber um eine Stunde vermindert wird. Dann erzeugt der Arbeiter nach wie vor in sechs Stunden den Wert seines Lohnes, und in den restlichen drei Stunden erzeugt er für den Unternehmer einen Wert von Mk. 1·50. In beiden Fällen kommt also genau das gleiche heraus, ich kann daher nicht einsehen, warum das den Unternehmern nicht ganz gleich sein sollte."

„Nun, das haben wir ja gerade gesehen", erwiderte Karl. „Je mehr Zeit die Arbeiter für sich haben, um so besser können sie sich geistig weiterbilden, und um so besser können sie sich vor allem organisieren. Da ist es doch begreiflich, daß die Unternehmer dagegen sind."

„Etwas ist schon an dem, was du da sagst," erwiderte ich, „aber maßgebend für die Unternehmer sind doch in erster Linie andere Erwägungen, die ihnen noch viel näher liegen. Du hast nämlich, Wilhelm, vor allem bei deiner Rechnung einen wichtigen Umstand ausgelassen. Wir haben ja gesehen, daß der Wert einer Ware nicht nur von der Arbeitszeit abhängt, die unmittelbar zu ihrer Herstellung notwendig war, sondern auch von dem Wert des Rohmaterials und von der Abnutzung der Maschinen, Werkzeuge usw. Der Wert dieser Arbeitsmittel muß ersetzt sein, bis diese abgenutzt sind. Nehmen wir an, eine Maschinenanlage habe 300.000 Mk. gekostet und ihre Lebensdauer sei zehn Jahre, das heißt nach durchschnittlich zehn Jahren sind diese Maschinen aufgebraucht, dann müssen sie zum alten Eisen geworfen werden. Ist das der Fall, dann müssen in jedem Jahre 30.000 Mk. ersetzt werden oder, das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet, in einem Tage müssen 100 Mk. ersetzt werden, das heißt um so viel müssen die in diesem Tage erzeugten Waren teurer verkauft werden, damit am Schluß der zehn Jahre der Wert der Maschinenanlage wieder voll hereingebracht ist."

„Aha, ich verstehe schon", unterbrach mich da Wilhelm. „Diese 100 Mk. müssen täglich ersetzt werden, gleichviel wieviel Waren hergestellt worden sind. Wenn also nur neun Stunden statt zehn gearbeitet wird, so muß auch in diesen neun Stunden dieser Ersatz von 100 Mk. geschaffen werden. Aber wie ist denn das möglich?"

„Es müssen eben", antwortete ich, „die Preise für das Stück erhöht werden. Früher mußte das Arbeitsprodukt einer Stunde mit 10 Mk. belastet werden, damit in zehn Arbeitsstunden die 100 Mk. hereingebracht werden, jetzt aber muß auf das Produkt jeder Arbeitsstunde mehr als 11 Mk. aufgeschlagen werden, damit sich die 100 Mk. schon in neun Stunden erzielen lassen. Die betreffende Ware muß daher verteuert werden und das erschwert ihren Absatz oder der Unternehmer muß auf einen Teil seines Gewinnes verzichten und dafür die Preise so weit herabsetzen, daß er wieder so wie früher verkaufen kann. Sowieso hat er also einen noch größeren Schaden als bei der Erhöhung der Löhne seiner Arbeiter, und es ist daher begreiflich, daß er sich dagegen noch heftiger sträubt."

„Danach wäre also", meinte Karl wieder, „jede Verkürzung der Arbeitszeit ein schwerer Schaden für den Unternehmer."

„Das läßt sich doch nicht so ohneweiters behaupten", antwortete ich. „Man darf nämlich nicht vergessen, daß der Arbeiter keine Maschine ist und daher ermüdet. So kann es kommen, daß er zum Beispiel in acht Stunden ebensoviel oder vielleicht sogar noch mehr leistet als früher in zehn Stunden, und tatsächlich ist das auch schon oft der Fall gewesen. Dazu kommt noch, daß der übermüdete Arbeiter viel Ausschuß macht, schlecht arbeitet und dadurch viel Material und oft sogar Werkzeug und Maschinen verdirbt."

„Das kann ich mir ganz gut für den Handwerker vorstellen, aber nicht für den Fabrikarbeiter", warf Wilhelm ein. „Die Schneider zum Beispiel, die für unser Geschäft arbeiten, können vielleicht in kürzerer Arbeitszeit ebensoviel oder sogar noch mehr leisten als in einer längeren; denn da kommt es auf die Geschwindigkeit, die Geschicklichkeit des Arbeiters an; aber in der Fabrik, wo Karl arbeitet, da wird doch die Geschwindigkeit der Arbeit von der Maschine angegeben, da kann doch der Arbeiter gar nicht flinker arbeiten, als es ihm die Maschine erlaubt."

„Das ist schon wahr," entgegnete Karl; „aber wenn der Arbeiter frischer und weniger müde ist, dann kann man eben die Maschine schneller laufen lassen. Ich sehe das oft zum Beispiel bei unseren Drehern. Wenn sie morgens in die Fabrik kommen, dann arbeiten sie ganz leicht an der Drehbank. Am Abend brauchen sie schon viel länger zum Aufbringen der neuen Werkstücke und damit gibt es auch viel mehr verdorbene Stücke, Ausschuß. Wenn die Arbeitszeit kürzer wäre, dann dürften die Drehstücke wahrscheinlich noch schneller laufen, es könnte also wahrscheinlich in acht Stunden mindestens ebensoviel geschafft werden wie jetzt in neun."

„Ja, aber wenn das wahr ist," warf nun Wilhelm wieder ein, „dann stimmt das doch nicht, was du früher gesagt hast, warum die Unternehmer so sehr gegen die Verkürzung der Arbeitszeit sind. Denn wenn die Arbeiter in der kürzeren Zeit so viel arbeiten wie vorher in der längeren, dann ist doch nicht recht zu verstehen, warum sich die Unternehmer gerade gegen diese Verkürzung so heftig sträuben."

„Dieser Einwand hat eine gewisse Berechtigung", erwiderte ich. „Aber erstens dauert es gewöhnlich einige Zeit, bis die Arbeiter sich so an die kürzere Arbeitszeit gewöhnt haben, daß sie jetzt ebensoviel schaffen wie früher in der längeren Arbeitszeit. Zweitens tritt dieser Erfolg auch nicht immer und überall ein. Oft wird nur ein Teil der Arbeitszeitverkürzung auf diese Weise wettgemacht; drittens aber, und das ist wohl der wichtigste Grund, ist fast immer eine Umformung der Maschinenanlagen usw. erforderlich, damit das alte Resultat auch bei kürzerer Arbeitszeit erreicht werden kann. Es müssen oft neue Maschinen aufgestellt und die alten einer schnelleren Gangart angepaßt werden. Das alles kostet Geld, oft viel Geld, und wenn sich diese Anlagen auch oft gut rentieren, macht sie der Unternehmer doch recht ungern. Wenn er das Geld hat oder leicht geborgt kriegt, würde er es lieber zur Erweiterung des Unternehmens verwenden. Hat er das Geld nicht und auch keinen guten Kredit, so kommt er nun in große Verlegenheit. Jedenfalls ärgert er sich, daß er durch seine Arbeiter gezwungen wird, sein Geld oder seinen Kredit anders zu verwenden, als er selbst wollte."

„Ich glaube," ergänzte Karl, „da wirkt wohl noch ein Umstand mit. Eine Lohnerhöhung kann man oft bald wieder rückgängig machen oder der Unternehmer hofft wenigstens, daß ihm das gelingen werde. Wenn er aber eigens Maschinen hat anschaffen oder renovieren lassen müssen für die kürzere

Arbeitszeit, dann kann er das nicht so leicht ungeschehen machen, dann muß es schon bei der kürzeren Arbeitszeit bleiben, auch wenn die Gewerkschaft zum Beispiel nachher besiegt oder sonst geschwächt wird."

„Gewiß spielt auch das eine Rolle," sagte ich, „und ebenso auch, daß in einem modernen Großbetrieb die Arbeitszeit für alle oder doch fast alle Arbeiter die gleiche ist, der Lohn aber nicht. Der Unternehmer kann daher irgendeiner Gruppe von Arbeitern, die besonders gut organisiert und angriffslustig ist, Lohnerhöhung gewähren, dem Rest aber nicht. Eine Verkürzung der Arbeitszeit dagegen macht sich von selbst für alle geltend."

Zeitlohn und Stücklohn.

„Donnerwetter, Karl," rief ich, als ich das nächstemal meine jungen Freunde traf, „was machst du denn für ein saures Gesicht! Was ist dir denn passiert?"

„Nun ja," antwortete Karl übelgelaunt; soll man sich da nicht ärgern, wenn einem das Geld aus der Tasche gestohlen wird?"

„Und noch dazu solches, das noch gar nicht drin war", ergänzte Wilhelm lachend. „Karl hat mir schon erzählt, warum er so aufgebracht ist. Es ist ihnen in der Fabrik der Akkordlohn herabgesetzt worden."

„Ist das nicht auch wirklich eine Gemeinheit?" rief Karl. „Da kam vor acht Tagen eine ganz neue, komplizierte Arbeit bei uns auf. Zuerst kriegten nur die drei besten von unseren Drehern solche Stücke mit dem Auftrag, sie nur recht schnell zu machen. Die plagten sich denn auch ordentlich damit und arbeiteten fix drauflos. Wie sie mit den drei Stücken fertig waren, die jeder von ihnen noch an demselben Tag fertiggestellt hatte, kam der Meister und erklärte, jetzt bekämen alle in unserer Werkstatt diese Arbeit, und für das Stück werden zwei Mark bezahlt, da hätte jeder einen Taglohn von sechs Mark. Das wäre ja nun soweit ganz schön gewesen; aber nur die allerbesten und flinksten Arbeiter brachten auch wirklich in einem Tag drei fehlerlose Stücke fertig; die anderen brachten es anfangs oft nur auf zwei, und so hatten sie nur vier Mark verdient. Aber bei der Arbeit kriegt man doch mit der Zeit seinen Vorteil heraus, auch lernt einer vom anderen, und so kamen wir gegen Ende der Woche doch dahin, daß fast alle drei Stück fertigkriegten, manche aber sogar schon vier. Freilich, eine ordentliche Schinderei war es, bis man so weit kam; aber wenigstens durfte man hoffen, daß jetzt in der zweiten Woche die Löhne gut ausfallen würden. Wir konnten es brauchen; denn viele waren bei dem Akkord recht schlecht weggekommen; aber jetzt kommt auf einmal am Montag der Meister und verkündet, fortan werde pro Stück nur mehr Mk. 1·50 bezahlt werden. »Ihr habt es ja jetzt schon fein heraus,« sagte er, »wie die Sache rasch geht. Jetzt braucht ihr euch nicht mehr mit jedem Stück so zu plagen. Da sind Mk. 1·50 auch genug.« Na, das war eine Aufregung bei uns in der Werkstatt! Zuerst schrien alle, wir wollen streiken; aber endlich mußten wir doch einsehen, daß wir nichts machen können; und eine furchtbare Wut haben wir jetzt alle. Da wird man sich jetzt schön abhetzen können, daß man halbwegs seinen Lohn herauswirtschaftet! Bei uns ist doch eine ewige Hetzjagd."

„Das ist bei uns doch ganz anders", meinte nun Wilhelm. „In unserem Kleidergeschäft kümmert sich der Chef in der Regel, wenn es nicht gerade eine Postarbeit ist, gar nicht darum, wie lange ein Arbeiter zu

einem Stück braucht. Wir geben die Arbeit außer Haus, jeder Arbeiter arbeitet bei sich, und wie lange er da braucht, das geht niemand was an, er kriegt einfach für das abgelieferte Stück."

„Das ist aber doch dasselbe wie bei uns", unterbrach ihn Karl. „Bei uns erhält doch auch der Arbeiter den Lohn pro Stück bezahlt."

„Das schon," entgegnete Wilhelm, „aber der Unterschied ist doch der, daß bei euch der Meister hetzt, bei uns aber kümmert sich niemand darum, ob einer rasch oder langsam arbeitet. Wir haben da auch ein paar ältere Arbeiter, die schon recht langweilig sind."

„Na, und wie leben denn die von ihrem Lohn?" fragte ich. „Kommen sie mit dem aus, was sie bei deinem Chef verdienen?"

„Danach habe ich eigentlich noch nicht viel gefragt", entgegnete Wilhelm etwas beschämt; „aber da fällt mir ein, daß der eine von unseren »Alten« neulich schrecklich geklagt hat, weil seine Tochter heiratet, die ihm bisher mit ihrem Lohn ausgeholfen hat. Und es ist auch wahr; wenn ich mir so überlege, was der alte Mann in einer Woche verdient, dann kann ich mir gar nicht vorstellen, wie ein Mensch davon soll leben können."

„Nun, da siehst du ja," bemerkte Karl, „daß bei euch die Hetzerei gerade so arg ist wie bei uns, nur ist sie nicht so auffällig. Wenn ein Schneider mit seiner Arbeit sich und Frau und Kinder erhalten will, da muß er schon ordentlich zugreifen und flink arbeiten, sonst schafft er es nicht."

„Ja, aber wozu ist denn diese Hetzerei?" fragte Wilhelm. „In einer großen Fabrik wie bei Karl begreife ich es noch; dort sollen wohl die Maschinen möglichst ausgenützt werden. Dann haben die auch einen bestimmten Arbeitstag und da soll möglichst viel fertiggestellt werden; aber bei unseren Arbeitern ist das doch alles ganz anders; die arbeiten zu Hause mit ihrer eigenen Maschine und haben gar keine bestimmte Arbeitszeit. Könnte es da meinem Chef nicht gleich sein, ob die rasch oder langsam arbeiten? Er zahlt ja doch nur für das Stück und nicht für die Zeit, die der Arbeiter damit verbracht hat."

„Das ist eben eine Täuschung", erwiderte ich. „Das kannst du gerade an dem Beispiel von Karls Akkordarbeit gut sehen. Warum wurde denn dort der Stücklohn herabgesetzt?"

„Weil der Arbeiter jetzt schon flinker arbeitet als vor einer Woche", antwortete Wilhelm.

„Das heißt also," ergänzte ich, „daß er weniger Zeit für jedes Stück braucht. Der Meister rechnet so: Ein sehr geschickter Arbeiter muß bei sehr angestrengter Arbeit täglich 6 Mk. verdienen können. Wenn er täglich drei Stück fertigbringen kann, berechne ich den Lohn pro Stück mit 2 Mk. Kann er aber später vier Stück in einem Tag fertigmachen, so brauche ich ihm nur Mk. 1·50 pro Stück zu bezahlen. So ist also der Stücklohn nur ein verkleideter Zeitlohn, der aber für den Unternehmer den Vorteil hat, daß er den Arbeiter zwingt, möglichst rasch zu arbeiten."

„Ja, aber was hat denn der Unternehmer davon? Das fragt sich ja eben", warf Wilhelm ein.

„Das ist aber doch klar", unterbrach Karl. „Ich will dir das gleich bei deinen Schneidern zeigen. Ein tüchtiger Schneider bekommt pro Tag vielleicht 5 Mk. Lohn und ist imstande, einen Rock zu machen. Wenn Stoff, Zubehör usw. 10 Mk. kosten und der Kleidermacher den fertigen Rock um 18 Mk. verkauft, so hat er einen Gewinn von 3 Mk. gemacht. Wenn aber der Schneider so flink arbeitet, daß er zwei Röcke in einem Tag machen

kann, dafür aber doch nur 5 Mk. Lohn bekommt, dann stellt sich die Rechnung so: der Stoff usw. für zwei Röcke kostet 20 Mk., der Lohn 5 Mk., zusammen also 25 Mk. Verkaufen wird aber der Kleiderhändler die zwei Röcke um 36 Mk. Er hat also früher bei 15 Mk. Auslagen einen Gewinn von 3 Mk. gemacht, jetzt aber macht er auf 25 Mk. einen solchen von 11 Mk. Da begreift man schon, daß es ihm um die Hetzerei zu tun ist. Das ist eben der Schaden des Stücklohnes, daß er die Arbeiter dazu zwingt, sich so abzuhetzen."

„Na, das bringen die Unternehmer sonst schon auch fertig, auch beim reinen Zeitlohn", entgegnete ich. „Das ist schon eine eigene Kunst und Wissenschaft geworden, wie man aus dem Arbeiter die größtmögliche Leistung herauspreßt. Am abgefeimtesten sind darin heute die Amerikaner. Da las ich zum Beispiel neulich von einem Fabrikanten, der Arbeiter von verschiedenen Nationalitäten beschäftigte. Da wurde nun verkündet, daß die Fahne derjenigen Nation auf der Fabrik gehißt werden soll, die in der betreffenden Woche am tüchtigsten gearbeitet hat. Und richtig fielen die armen Teufel auf den groben Köder hinein. Zuerst legten sich die Russen furchtbar ins Zeug und erreichten es wirklich, daß ihre Flagge gehißt wurde. Aber schon in der nächsten Woche holten sie die Schweden herunter, zum Schluß aber siegten die Irländer. »Hoch die irische Fahne!« schrie ihr Vorarbeiter, als diese gehißt wurde, »und schaut zu, Burschen, daß kein verfluchter Protestant sie wieder herunterholt.« Dieses schöne Mittel kostete den Unternehmer nur ein paar Lappen buntes Tuch, die Arbeiter aber strengten sich aufs äußerste an, wie sie glaubten, zur Ehre ihrer Nation, in Wahrheit aber nur für den Geldsack des Unternehmers. In den Schlachthäusern von Chikago zum Beispiel haben sie wieder ein anderes System. Dort werden einige besonders gewandte und kräftige Arbeiter sehr hoch dafür bezahlt, daß sie mit Aufbietung aller Kräfte so schnell wie nur irgend möglich arbeiten. Die anderen, schlecht bezahlten Arbeiter müssen dann mit diesen Vorarbeitern Schritt halten, sonst werden sie entlassen. Diese sind gewöhnlich nach kurzer Zeit aufgebraucht, sie können die Hetzjagd nicht länger mitmachen. Dann werden eben wieder neue Vorarbeiter eingestellt, und die alten müssen froh sein, wenn sie in den Reihen der Gehetzten noch Platz finden. So geht die Jagd nach Profit schonungslos weiter. Sie geht über die Leichen unzähliger Arbeiter hinweg; aber was kümmert das den Unternehmer, wenn es ein paar tausend Mark mehr zu ergattern gibt."

Die Maschine.

I.

„Das wichtigste Mittel," meinte Karl, „diese Hetzjagd durchzuführen und noch zu beschleunigen, ist aber doch wohl die Maschine. Denn wird die in schnelleren Lauf gesetzt, so müssen die Arbeiter mit, ob sie wollen oder nicht. Deshalb stellen die Fabrikanten auch immer neue Maschinen ein."

„Das dürfte wohl dabei keine so große Rolle spielen," antwortete ich; „denn die Beschleunigung der Arbeit, die auf diese Weise erzielt wird, hat ziemlich enge Grenzen. Läuft die Maschine so rasch, daß der Arbeiter nicht mehr gut nachkommen kann oder will, dann wird nicht nur das Produkt verdorben, sondern auch noch die Maschine selbst. Das kann also jedenfalls nicht der Hauptgrund für die Einführung neuer Maschinen sein."

„Das hat mir überhaupt schon viel zu denken gegeben", warf nun Wilhelm ein. „Du hast uns neulich gezeigt, daß der Wert der Waren von der Arbeit abhängig ist, die in sie hineingesteckt wird. Wenn das wahr ist, dann kann ich überhaupt nicht einsehen, wozu die Maschinen da sein sollen; denn die Maschine soll ja nach deiner Meinung nichts zum Wert der Ware beitragen. Wenn ich dich recht verstanden habe, gibt sie an die Ware nur so viel Wert ab, als sie selbst verliert. Wozu soll also ein Kapitalist viel Geld für die Anschaffung einer Maschine ausgeben, die den Waren, die er fabriziert, doch keinen Wert zufügt? Nun schaffen aber doch alle Fabrikanten um die Wette Maschinen an, daher muß deine Werttheorie falsch sein. Ich weiß zwar nicht, wo der Fehler steckt; denn ich war damals ganz überzeugt, daß du recht hast. Aber du hast uns ja selber eingeschärft, daß wir immer hauptsächlich die Tatsachen im Auge behalten sollen und daß eine Theorie falsch ist, wenn sie mit den Tatsachen nicht stimmt."

„Das ist ein sehr gescheiter Einwand," antwortete ich, „und es freut mich sehr, daß du die Sachen so scharf durchdenkst. Das ist ja richtig, daß die Maschine der Ware keinen Wert zufügt, und ebenso richtig ist, daß viel Geld für die Anschaffung von Maschinen angewendet wird und daß sich dieses Geld meist sogar sehr gut rentiert, und doch stehen diese beiden Tatsachen nicht im Widerspruch, wenn es auch so aussieht."

„Nun, ich bin neugierig", unterbrach mich hier Karl; „Wilhelm hat mir diesen Einwand auch schon mitgeteilt, und ich wußte nichts darauf zu erwidern; deshalb bin ich ja jetzt auf den Ausweg verfallen, daß die Maschine dazu da ist, um die Arbeiter zu schnellerem Arbeiten zu zwingen."

„Nun, die Sache ist nicht so schwierig," beruhigte ich ihn, „wir müssen nur etwas genauer zusehen, wie es bei Einstellung einer neuen Maschine zugeht, zu welchem Zweck sie geschieht."

„Da kann ich gleich ein Beispiel geben", bemerkte Karl. „Neulich wurde bei uns eine automatische Revolverbank aufgestellt. Das ist ein furchtbar kompliziertes und jedenfalls auch schrecklich teures Ungetüm, in das auf der einen Seite eine Eisenstange gesteckt wird; auf der anderen Seite fallen dann fertige Schrauben jedes gewünschten Kalibers heraus, je nachdem die Maschine eingestellt wird, und dabei arbeitet diese fast ganz allein, wie von selbst; kaum daß hie und da ein Arbeiter nach ihr sehen muß, um sich zu vergewissern, daß alles in Ordnung ist und daß sie genug Futter hat, denn sie schlingt sehr rasch. Freilich sind die Schrauben früher bei uns nicht mit der Hand geschnitten worden, sondern mit einer Maschine, die aber viel weniger leistungsfähig war als die neue Drehbank und dabei viel mehr Bedienung brauchte. Wenn ich mir aber vorstelle, daß alle die Schrauben, die unsere Drehbank heute in einem Tag liefert, mit der Hand müßten geschnitten werden, dann wäre die fleißige Arbeit einer ganzen Armee geschickter Schlosser nötig, wo heute einer nur gelegentlich einen Blick und einen Handgriff tut. Dadurch wird natürlich riesig viel Lohn erspart, und ich denke, das wird wohl der hauptsächlichste Vorteil sein, den der Fabrikant von der Einführung der neuen Maschine hat."

„Oho!" rief hier Wilhelm dazwischen. „Diesen Vorteil hat er eben nicht; denn wenn keine Arbeit mehr bei der Maschine geleistet werden muß, setzt ja, wie wir gehört haben, die Maschine dem Produkt auch keinen Wert zu. Wenn nur ein Arbeiter arbeitet, schafft eben auch nur dieser eine Arbeiter neuen Wert, ob mit oder ohne Maschine, das ist gleich. Mit Hilfe der Maschine schafft er viel mehr Produkt, aber nicht mehr Wert. Das hat uns doch Gustav ausführlich auseinandergesetzt."

„Soviel ich weiß," entgegnete Karl, „werden aber unsere Schrauben jetzt nicht billiger berechnet und verkauft als früher. Da macht also der Fabrikant doch den Gewinn."

„Nun also," triumphierte Wilhelm, „da siehst du klar, daß euer Wertgesetz falsch ist. Wenn es richtig wäre, müßte ja der Wert der Schrauben um so viel heruntergehen, wenn statt der vielen Arbeiter jetzt nur noch einer zur Bedienung der Maschine verwendet wird."

„Halt!" rief ich nun dazwischen, „nur nicht gar so rasch! Wenn du dich recht erinnerst, hat unser Wertgesetz gesagt, daß der Wert der Waren von der Arbeitszeit abhängt, die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich notwendig ist. Das darf man dabei eben nicht vergessen. Nun werden ja außer in der Fabrik, wo Karl beschäftigt ist, auch in vielen anderen Schrauben angefertigt. Als nun die erste automatische Drehbank dieser Art in irgendeiner Fabrik eingeführt wurde, da änderte sich dadurch der Wert der dort hergestellten Schrauben nicht sofort; denn gesellschaftlich notwendig war auch die Arbeit in allen jenen Werken, wo noch ohne die neue Maschine gearbeitet wurde. Erst allmählich, wie sich die neue Erfindung ausbreitete und allgemeine Verwendung fand, sank der Wert der Schrauben, weil jetzt die Arbeit in den rückständigen Betrieben nicht mehr notwendig ist, um den gesellschaftlichen Bedarf zu decken. Zuerst hatten jene Werke einen beträchtlichen Vorteil, welche die neue Drehbank eingeführt hatten, da der gesellschaftliche Wert der Schrauben damals viel höher stand, als die Arbeitsmenge ausmachte, die in jenen fortgeschrittenen Betrieben aufgewendet wurde. Allmählich aber sank nun der Wert der Schrauben, und nun waren die anderen Betriebe geradezu gezwungen, auch diese Erfindung bei sich einzuführen, denn nun war die Arbeit so vieler Arbeiter statt eines einzigen nicht mehr gesellschaftlich nötig, der Bedarf der Gesellschaft konnte allenfalls auch von den Werken, die die neue Erfindung eingeführt hatten, allein gedeckt werden. Wollten also die noch rückständigen Fabriken konkurrenzfähig bleiben, wollten sie nicht so teuer produzieren, daß sich die Produktion überhaupt nicht mehr rentierte, dann mußten sie die neue Maschine einführen. In diesem Falle war jedenfalls deine Fabrik, Karl. Denn soviel ich weiß, sind diese Revolverdrehbänke in den großen Werken schon ziemlich allgemein eingeführt."

„Ja, jetzt erinnere ich mich auch," ergänzte Karl, „daß vor der Einstellung der neuen Maschine gerade bei der Schraubenfabrikation am meisten gehetzt und am meisten an den Löhnen abgeknapst wurde, und daß es dann immer hieß, der Preis der Schrauben stehe so schlecht. Deshalb ist jedenfalls endlich die neue Drehbank aufgestellt worden."

II.

Eine Weile waren meine beiden jungen Freunde ganz still geworden und ich sah an ihrem Gesichtsausdruck, wie ihr Gehirn arbeitete. Endlich sagte Wilhelm:

„Ja, das ist aber eine recht sonderbare Geschichte. Sobald eine Maschine allgemein ist, hat kein Fabrikant mehr etwas von ihr, vielmehr kostet sie ihn nur schweres Geld. Und trotzdem suchen doch alle Fabrikanten um die Wette neue Maschinen in ihren Betrieben einzuführen."

„Nun ja," ergänzte Karl, „weil sie doch nur so lange etwas von den Maschinen haben, als sie den anderen damit voraus sind. Natürlich müssen dann die anderen wieder schauen, möglichst rasch auch in den Besitz solcher

oder womöglich noch besserer Maschinen zu kommen. Da ist ja eigentlich unter den Kapitalisten gerade so eine Hetzjagd, ein ebensolches Wettrennen, wie unter den Arbeitern."

„Dabei ist es aber bei den Kapitalisten so," warf Wilhelm ein, „daß immer nur der Unterschied zählt. Jeder hat nur davon etwas, daß er den anderen voraus ist. Sobald ihn die eingeholt haben, hat er überhaupt nichts mehr davon, daß er die Maschinen aufgestellt hat. Bleibt er aber gar zurück hinter den anderen, dann zahlt er noch drauf."

„Na, weißt du, Wilhelm," unterbrach ihn hier Karl lachend, „wenn man dich hört, möchte man fast Mitleid bekommen mit den armen Kapitalisten. Du vergißt dabei ganz, daß es sich für sie immer nur um einen Unterschied in der Größe des Gewinnes handelt; dieser selbst beruht ja auf der Ausbeutung der Arbeiter. Der Streit geht doch nur darum, wie groß der Anteil eines jeden an dieser Beute ist. Wenn man dir aber zuhört, sieht man sie ordentlich, wie ihnen vor lauter Wettrennen die Zunge zum Hals heraushängt."

„Nun, natürlich," erwiderte Wilhelm ärgerlich; „jetzt lachst du mich aus. Recht habe ich aber doch. Freilich, das ist ja wahr, und das macht natürlich einen riesigen Unterschied: beim Arbeiter geht es bei dieser Hetzjagd ums Leben, beim Kapitalisten nur um die Größe des Profits. Aber hetzen müssen sie sich beide."

„Und auch das stimmt für beide gleichmäßig," ergänzte ich, „daß es mit dem bloßen guten Willen nicht getan ist. Der Arbeiter, der nicht über die nötige Kraft und Geschicklichkeit verfügt, der bleibt trotz aller Mühe zurück, und bald wird er von den Nachdrängenden zur Seite gestoßen. Aber auch beim Kapitalisten genügt der beste Wille nicht zur Anschaffung der neuen Maschinen, die er braucht, um sich konkurrenzfähig zu erhalten."

„Natürlich," unterbrach Wilhelm, „wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Ohne Geld kann man sich keine neuen Maschinen anschaffen."

„Und hübsch viel Geld muß dazu notwendig sein", ergänzte Karl. „Diese Drehbank zum Beispiel, von der ich vorhin sprach, muß ein furchtbares Geld gekostet haben. Kleinere Werke können sich die gewiß nicht anschaffen. Und schließlich hätten sie auch nicht so viel von ihr. Bei uns werden die Schrauben zum großen Teil im Werk selbst verwendet. In einem kleineren Betrieb müßten fast alle verkauft werden, und wer weiß, ob die verlangten Sorten dann gerade mit den im Werk gebrauchten übereinstimmen."

„Da sind ja aber dann", bemerkte Wilhelm nachdenklich, „die großen Werke immer riesig im Vorteil gegenüber den kleineren; denn sie haben doch meist viel eher das Geld, um die neuesten und besten Maschinen anzuschaffen. Dadurch können sie billiger produzieren als die kleineren und so zugleich mehr Gewinn machen und dabei die anderen doch noch unterbieten. Dadurch muß sich dieser Unterschied noch immer mehr verschärfen."

„Aha, jetzt verstehe ich," fiel Karl ein, „wieso es kommt, daß immer der Große den Kleinen frißt. Hat einer einmal den Vorteil des größeren Kapitals voraus, dann kann er immer die neuesten Erfindungen und Einrichtungen anschaffen und dadurch den anderen immer weiter vorauskommen."

„Das ist aber," ergänzte ich, „nicht der einzige Vorteil, den er vor den anderen voraus hat; denn die Produktion im großen ist überhaupt schon viel rentabler als die im kleinen. Eine Werkstatt für 20 Arbeiter

kostet nicht doppelt soviel wie eine für zehn Arbeiter. Eine Maschine, die täglich 20.000 Drahtstifte liefert, kostet nicht das Vierfache des Preises einer Maschine, die nur 5000 Stifte herstellt, und es sind auch nicht viermal so viele Arbeiter zu ihrer Bedienung notwendig, nicht viermal soviel Dampfkraft, nicht viermal soviel Schmieröl usw. zu ihrem Betrieb."

„So allgemein, wie du es hinstellst," wendete nun Wilhelm wieder ein, „können die Vorteile des Großbetriebes aber doch nicht sein. Wenn das der Fall wäre, so würde doch mein Chef alle die Arbeiter, die für uns liefern, lieber in eine große Werkstatt setzen und dort arbeiten lassen. Das fällt ihm aber gar nicht ein. Bei uns sind nur zwei Schneider im Geschäft, die Maß nehmen, anprobieren und zuschneiden. Dann kommt die Arbeit außer Haus zu unseren Heimarbeitern, von denen jeder seine eigene Maschine hat und jeder für sich arbeitet. Das zeigt doch, daß das billiger sein muß, als wenn sie alle gemeinsam in einer Werkstatt arbeiten. Denn wenn mein Herr Chef auch von der Schneiderei blutwenig versteht, aufs Profitmachen versteht er sich um so besser."

„Das glaube ich schon," erwiderte ich, „und ich bin auch überzeugt, daß er recht hat, aber woher kommt das? Wie wir schon früher gesehen haben, muß der Lohn eines Arbeiters immer mindestens so viel betragen, daß er davon leben und eine Familie aufziehen kann. Dazu gehört aber auch, daß er eine Wohnung hat, wenn sie auch noch so schlecht ist. Ist es nun dem Kapitalisten möglich, diese Wohnung, die der Arbeiter ja auf jeden Fall mieten muß, zur Werkstatt zu machen, dann hat er einfach die Werkstattmiete ganz erspart, er braucht dafür gar nichts mehr auszulegen."

„Wieso geht das aber gerade bei den Schneidern?" fragte Karl.

„Das ist sehr einfach", begann ich, aber Karl unterbrach mich gleich selbst.

„Aber natürlich," rief er, „bei uns wäre so etwas lächerlich. Einen Dampfhammer kann sich keiner in seine Wohnung stellen wie eine Nähmaschine. Diese Art, die Last der Werkstattmiete den Arbeitern noch aufzuhalsen, ist offenbar nur dort möglich, wo keine oder nur sehr kleine Maschinen in Anwendung kommen. Im allgemeinen, besonders in der Großindustrie ist also doch das richtig, was du vorhin gesagt hast, daß die Produktion im großen billiger und daher im Vergleich rentabler ist als die im kleinen. Da ist es denn nur natürlich, daß der Große stets den Kleinen frißt, und je mehr große Maschinen in Anwendung kommen, desto rascher muß das gehen."

„Nun kommt aber noch etwas dazu", fuhr ich fort. „Stellt euch vor, ein Kapitalist habe ein Kapital von 10.000 Mk., das ihm 20 Prozent trägt, so hat er jährlich 2000 Mk. zu verzehren; da wird ihm nicht viel übrigbleiben. Ein anderer Kapitalist hat eine Million angelegt. Trägt ihm diese auch 20 Prozent, so hat er jährlich 200.000 Mk. reines Einkommen, und wenn er da noch so blödsinnigen Luxus treibt, wird er doch leicht noch einen Teil übrigbehalten, den er zum Kapital schlägt, wodurch er dieses noch vergrößert. So wachsen die großen Kapitalien fast von selbst, während die kleinen zugrunde gehen."

„Da fällt mir aber doch ein Beispiel ein," warf hier Karl ein, „das das Gegenteil zu zeigen scheint. Bei uns im Haus ist ein Papiergeschäft. Zufällig habe ich kürzlich bei einem Gespräch gehört, daß der Mann ungefähr 1500 Mk. in sein Geschäft gesteckt hat, und die trugen ihm doch so viel, daß er und seine Familie davon leben können, wenn auch recht knapp.

Ich glaube, er muß so etwa 1200 Mk. im Jahr verdienen, das ist also doch viel mehr als 20 Prozent."

„Das war ja von mir auch nur als Beispiel angeführt", erwiderte ich. „Überhaupt läßt es sich schwer feststellen, wie hoch der durchschnittliche Gewinn der Kapitalisten wirklich ist. Aber vor allem beweist dein Beispiel hier schon deshalb nichts, weil diese 1200 Mk. zum größten Teil gar kein Kapitalgewinn sind, sondern Arbeitslohn. Wenn der Papierhändler einen Kommis in seinem Geschäft halten müßte, würde der vielleicht schon mehr Lohn verlangen, als der ganze Ertrag des Geschäftes ausmacht. So arbeiten wahrscheinlich der Mann und die Frau den ganzen Tag im Geschäft."

„Und die Tochter auch noch", unterbrach mich Karl.

„Nun also, da siehst du ja," fuhr ich fort, „würden diese drei Personen ihre Arbeit in einer Fabrik verwenden oder in einem fremden Geschäft, so würden sie wahrscheinlich mehr Lohn erhalten, als jetzt ihr Gewinn aus dem Geschäft ist. Das Kapital, das sie dort hineingesteckt haben, verschafft ihnen nur die Möglichkeit, sich selbst auszubeuten, statt sich von anderen ausbeuten zu lassen."

III.

„Nun hat es sich aber doch herausgestellt," begann Wilhelm das nächste Mal, „daß der Gewinn der Unternehmer aus zwei verschiedenen Ursachen herstammt. Du hast uns früher gezeigt, daß es die Ausbeutung der Arbeiter ist, die den Kapitalisten Gewinn bringt, weil nur ein Teil der Arbeit, die die Arbeiter leisten, vom Unternehmer bezahlt wird. Aber das ist doch nicht die einzige Ursache, denn das letzte Mal haben wir doch gesehen, daß der Kapitalist auch aus den Erfindungen, aus den neuen Maschinen, die er anwendet, Vorteil zieht. Freilich können das nicht alle Kapitalisten zugleich; denn die neue Maschine bringt ihrem Besitzer nur so lange höheren Gewinn, als sie nicht allgemein eingeführt ist; aber wenigstens eine Zeitlang tut sie das eben doch, und du hast uns ja selbst gezeigt, daß die großen Fabrikanten gerade infolgedessen den kleinen gegenüber sehr im Vorteil sind."

„Na, dir merkt man ja die Handelsschule ordentlich an", unterbrach ihn hier Karl. „Früher hast du gar nicht so schön geredet wie jetzt. Man könnte glauben, du hast das aus einem Buch auswendig gelernt."

„Nun, das ist kein Fehler," erwiderte ich, „wenn man sich klar und bestimmt auszudrücken lernt. Dazu ist gar keine besondere Kunst notwendig. Die Hauptsache ist, daß einem selbst der Gedanke klar ist, den man aussprechen will. Nun aber zu deinem Einwand, Wilhelm. Das ist ja ganz richtig, daß die Einstellung neuer Maschinen dem Fabrikanten in der Regel Gewinn bringt; sonst würde der ja keine Maschinen einstellen. Und so sieht es tatsächlich so aus, als ob hier eine neue Quelle der Bereicherung wäre."

„Das kannst du doch nicht abstreiten", unterbrach Wilhelm eifrig. „Du sagst schon wieder, »es sieht so aus als ob«, das heißt also, es ist doch nicht so, du hast es aber eben selbst zugegeben."

„Es fällt mir gar nicht ein, das für den einzelnen Kapitalisten bestreiten zu wollen", antwortete ich ruhig. „Aber es ist auch nicht zweifelhaft, daß zum Beispiel der Einbrecher sich durch Diebstahl bereichert. Wirst du aber deshalb behaupten wollen, daß alle zusammen dadurch reicher würden, wenn einer den anderen bestiehlt?"

„Nein, das natürlich nicht“, entgegnete Wilhelm. „Aber das trifft doch gerade auf deine Behauptung zu, daß die Kapitalisten sich auf Kosten der Arbeiter bereichern. Was sie gewinnen, das nehmen sie den Arbeitern weg; also bereichern sich auch nicht alle zugleich.“

„Nein, aber doch alle Kapitalisten“, warf hier Karl ein.

„Der neue Wert,“ fuhr ich fort, „wird von den Arbeitern geschaffen, nicht wahr? Aber sie können ihn nicht behalten, sie müssen ihn an die Besitzer der Produktionsmittel, an die Kapitalisten abliefern, und die geben ihnen davon nur so viel, daß die Arbeiter gerade davon leben können, den Arbeitslohn; den Rest behalten sie für sich. Wenn jetzt neue Maschinen eingestellt werden, wird dadurch etwas am Wert geändert?“

„Nein“, sagte Wilhelm etwas kleinlaut. „Es werden zwar mehr Produkte hergestellt, aber ihr Gesamtwert bleibt derselbe, das einzelne Stück wird billiger, das haben wir ja erst neulich gesehen. Aber trotzdem ist doch der Gewinn, den der Kapitalist aus der Einführung der Maschine hat, eine Tatsache. Wo kommt der also her?“

„Nun, das haben wir ja auch bereits besprochen“, antwortete ich. „Wir brauchen nur das Beispiel von der Revolverdrehbank nochmals anzusehen. Zuerst war doch die Sache so, daß in Karls Fabrik noch keine solche Maschine aufgestellt war, aber schon in einigen anderen Fabriken. Die Folge davon war, daß diese billiger produzieren, die Schrauben billiger verkaufen konnten. Dadurch wurde, wie wir gesehen haben, der Preis der Schrauben im allgemeinen gedrückt.“

„Ja, und unser Werk zahlte damals drauf“, ergänzte Karl. „Ich habe euch ja erzählt, wie damals die Arbeiter in der Schraubenabteilung geschunden wurden, weil der Preis so schlecht war.“

„Nun also“, fuhr ich fort. „An diesem Beispiel könnt ihr jetzt sehr gut sehen, wo der Gewinn herkommt, den der Kapitalist dadurch macht, daß er neue Maschinen aufstellt.“

„Aha, jetzt verstehe ich, was du vorhin mit deinem Beispiel von den Einbrechern sagen wolltest“, rief Karl. „Du meinst also, durch die Einstellung neuer Maschinen nimmt nur ein Kapitalist dem anderen etwas von seinem Gewinn weg. Was dem einen seine Eule, das ist dem anderen seine Nachtigall, heißt es in einem Sprichwort. Was dem einen Gewinn, das ist dem anderen Verlust; für alle Kapitalisten zusammengenommen gleicht sich das also wieder aus.“

„Ja, jetzt wird mir die Sache klar“, ergänzte Wilhelm. „Die Arbeiter schaffen den neuen Wert, den sie dem Rohmaterial usw. zusetzen. In diesen Wert müssen sie sich mit den Kapitalisten teilen. Sie selbst bekommen nur den Arbeitslohn, die Kapitalisten beziehen den Rest als Gewinn. Dann fängt aber erst unter diesen selbst die Rauferei um den Anteil an der Beute an, und die Waffe, die sie in diesem Kampf benutzen, ist vor allem die Maschine. Wer dem anderen zuvorkommt, wer zuerst eine neue Maschine aufstellt, der fischt seinen Konkurrenten ein Stück von ihrem Gewinn weg, vielleicht sogar den ganzen. Natürlich will sich das keiner gefallen lassen; wer kann, schafft sich daher auch neue Maschinen an, womöglich noch bessere als der andere, um dadurch den anderen wieder einen Happen abzujagen. Wer es nicht kann, der bleibt auf der Strecke. Schön ist das Bild ja gerade nicht, wie sich da zuerst alle Kapitalisten zusammen mit der Arbeiterklasse raufen und wie sie dann anfangen, sich gegenseitig um das Eroberte herumzuschlagen, wie die Schwächeren liegenbleiben und von den Starken aufge-

fressen werden. Schön ist dieses Bild menschlicher Raubtierhaftigkeit nicht, aber wahr ist es, das muß ich zugeben, und jetzt verstehe ich erst, wozu die Maschinen da sind. Sie sind die Waffe, mit der sich die Kapitalisten gegenseitig bekämpfen, sich gegenseitig den Gewinn abjagen."

„Dabei darfst du aber nicht vergessen," berichtete Karl, „daß der Hauptzweck bei der Einführung der Maschinen doch immer der ist und bleibt, Arbeitslohn zu sparen, und das heißt, Arbeiter aufs Pflaster zu setzen und die übrigen noch stärker auszubeuten. So ist die Maschine die furchtbarste Waffe. Sie preßt dem Arbeiter das Blut aus und zugleich erschlägt sie den kleinen Kapitalisten. Wer die größten und leistungsfähigsten Maschinen hat, der ist der Herrscher, der Mächtige, dem fliegt das Geld nur so zu."

Der Profit.

I.

„Das ist und bleibt aber doch eine merkwürdige Geschichte mit den Maschinen", sagte Karl sinnend. „Es schafft doch nur die Arbeit neuen Wert, also der Arbeiter. Daher sollte man meinen, daß ein Geschäft um so gewinnbringender sein müßte, je mehr Arbeiter es beschäftigt und je weniger Maschinen. Das ist aber doch nicht wahr, und wir haben ja auch gerade das Gegenteil gesehen."

„Wenn wir uns zwei Geschäfte wie die unsrigen ansehen," meinte Wilhelm, „also die Schneiderei und die Maschinenfabrikation, so müssen wir gleich feststellen können, ob das richtig ist. Nehmen wir an, bei uns kommen auf 1000 Mk., die für Kleiderstoffe ausgelegt werden, 1000 Mk. Lohn. Maschinen, Baulichkeiten usw. spielen da ja keine Rolle, diese Last hat der Chef den Arbeitern aufgebürdet, das haben wir ja erst neulich besprochen. Wenn nun der Arbeiter den halben Tag für sich arbeitet und den halben Tag für den Unternehmer, das heißt also, wenn der Wert seines Arbeitslohnes im halben Tag neu schafft, dann ist der Gewinn, der dem Unternehmer verbleibt, ebenso groß wie der Lohn, also auch 1000 Mk. Wenn aber in Karls Fabrik dasselbe der Fall ist, wenn auch dort die Arbeiter den halben Tag für sich und den halben Tag für den Unternehmer arbeiten, so beträgt der Gewinn des Unternehmers auch 1000 Mk. Um die zu erzielen, mußte er aber nicht nur Eisen einkaufen, sondern auch teure Maschinen anschaffen, große Gebäude aufrichten lassen oder mieten. Er mußte also viel mehr Kapital aufwenden, um denselben Gewinn zu erzielen. Dann wäre aber die Maschinenfabrikation ein viel schlechteres Geschäft als die Schneiderei. Da hat Karl ganz recht. Das ist doch nicht wahr, und wir haben auch in unserer Handelsschule gelernt, daß der Profit für jedes Kapital gleich ist, das heißt, daß es nur auf die Höhe des Kapitals ankommt. Wenn ein Kapital von 1000 Mk. 200 Mk. Profit abwirft, so wirft eine Million 200.000 Mk. als Profit ab, und es macht keinen Unterschied, ob das Geld in der Schneiderei, in der Maschinenfabrikation oder sonstwo angelegt ist."

„Das ist aber doch recht sonderbar", widersprach Karl. „Ich habe immer geglaubt, daß es gute und schlechte Geschäfte gibt, und das ist doch eben die Kunst des Kapitalisten, daß er weiß, wo er sein Kapital anlegen soll."

„Und gerade daher kommt es," belehrte Wilhelm seinen Freund, „daß der Profit überall gleich ist; denn sobald er in irgendeinem Geschäftszweig höher ist als in dem anderen, strömt sofort mehr Kapital dorthin, weil alle Kapitalisten natürlich an dem höheren Gewinn ihren Anteil haben wollen. Dadurch wird der Profit wieder herabgedrückt."

„Ja, das sagst du so", erwiderte Karl. „Wieso wird denn der Profit, wie du das nennst, herabgedrückt, weil mehr Kapitalisten sich dem betreffenden Geschäftszweig zuwenden?"

„Nun, das ist doch sehr einfach", entgegnete Wilhelm. „Wenn mehr Kapital sich zum Beispiel der Hutmacherei zuwendet, dann werden eben mehr Hüte erzeugt, das Angebot steigt und infolgedessen fallen die Preise. Wenn aber die Löhne unverändert bleiben, dann muß der Gewinn des Unternehmers, sein Profit, sinken."

„Ja, dann werden aber doch", entgegnete Karl nachdenklich, „die Hüte billiger verkauft, als ihr Wert ist."

„Das ist aber doch nur vorübergehend", erwiderte Wilhelm. „Das gilt nur so lange, bis der Vorteil der Hutmacher ausgeglichen ist. Sobald der Profit in der Hutmacherei nicht mehr größer ist als in den anderen Gewerben, strömt ja kein Kapital mehr dorthin. Vielleicht war früher gerade zufällig eine besonders starke Nachfrage nach Hüten gewesen, vielleicht ist gerade eine neue Form in Mode gekommen. Dadurch haben die Hutmacher eine Zeitlang die Hüte über ihren Wert verkaufen können; jetzt sind so viele auf den Markt gebracht worden, daß sie wieder billiger geworden sind. So gleicht sich das immer wieder aus. Das haben wir gerade vorige Woche in unserer Handelsschule gelernt, und das ist auch gewiß wahr."

Karl versank in tiefes Sinnen. Plötzlich wandte er sich an Wilhelm: „Ja, aber gilt denn das nicht geradeso für unser Beispiel? Wenn die Schneider ein so viel besseres Geschäft machen als die Maschinenfabrikanten, dann werden eben mehr Kapitalisten ein Schneidergeschäft errichten und weniger Kapital wird in die Maschinenfabriken gesteckt werden."

„Da ist aber doch ein großer Unterschied", erwiderte Wilhelm. „Die Kapitalisten gehen immer dorthin, wo mehr zu verdienen ist. Das ist einmal in diesem, einmal in jenem Geschäft oder Geschäftszweig der Fall. Ist heute zum Beispiel die Hutmacherei besonders gewinnbringend, so strömt das Kapital so lange hin, bis der Preis der Hüte so weit gesunken ist, daß jetzt etwa die Korbflechterei mehr Profit einbringt als die Hutmacherei. Sofort wendet sich jetzt das Kapital wieder von der Hutmacherei ab und der Korbflechterei zu, und so geht das fort. Wenn aber der Unterschied ausgeglichen werden soll, von dem wir vorhin gesprochen haben, wenn der Maschinenfabrikant immer denselben Profit haben soll wie das Kleidergeschäft, dann müßte ja immerfort zu viel Kapital in der Schneiderei und zu wenig in der Maschinenfabrikation stecken, dann müßten die Maschinen immerfort teurer verkauft werden, als sie wert sind, und die Kleider immerfort billiger. Das ist aber doch ein Unsinn. Da kann ich mir viel eher vorstellen, daß eben die Arbeiter in der Maschinenfabrik nur kurze Zeit für sich und längere Zeit für den Unternehmer arbeiten. Wenn sie also, wie es im Beispiel vorhin war, 1000 Mk. Lohn bekommen, schaffen sie vielleicht nicht 1000 Mk. für den Kapitalisten, sondern 2000 Mk. Das würde dann ganz gut erklären, wieso das etwa doppelt so große Kapital des Maschinenfabrikanten auch den doppelten Profit trägt, 2000 Mk. statt 1000 Mk."

„Das ist aber eben die Frage," warf Karl ein, „ob die Ausbeutung im Maschinenbau wirklich größer ist als in der Schneiderei. Ich kann das nicht recht glauben."

„Wenn deine Ansicht, Wilhelm, richtig sein soll," mischte ich mich nun in das Gespräch, „so müßte der Teil des Arbeitstages, den der Arbeiter für sich selbst arbeitet, um so kleiner sein, je mehr Maschinen, Baulichkeiten usw. in einem Geschäftszweig angewendet werden."

„Ja, das meine ich", bestätigte Wilhelm.

„Das wäre aber nur dann möglich," fuhr ich fort, „wenn ein Arbeiter in einer bestimmten Zeit um so mehr Wert erzeugen würde, je mehr Maschinen usw. er anwendet. Nehmen wir an, der Taglohn eines Maschinenbauers und der eines Schneiders seien gleich, dann braucht auch jeder von ihnen gleich lange Arbeitszeit, um den Wert dieses Lohnes herzustellen. Ist also der Arbeitstag in beiden Fällen gleich lang, dann bleibt auch von dem Wert, den der Arbeiter in einem Tag schafft, in beiden Fällen gleich viel für den Kapitalisten übrig. Wenn es so wäre, wie du vorhin gesagt hast, daß der Arbeiter um so kürzere Zeit für sich arbeitet, je mehr Maschinen er verwendet, so hieße das, daß die Maschinen, Baulichkeiten usw. selbst Wert schaffen oder daß doch der Arbeiter mehr Wert schafft, wenn er an der Maschine arbeitet. Wir haben aber gesehen, daß das nicht richtig ist. Mit deinem Auskunftsmittel geht es also nicht."

„Dann bleibt aber doch nur die andere Möglichkeit übrig," entgegnete Wilhelm, „daß die Schneider immer weniger für ihre Ware bekommen, als sie wert ist, die Maschinenfabrikanten aber mehr. Das ist doch ein Unsinn."

„Das sehe ich nicht ein", erwiderte Karl. „Freilich sieht es sonderbar aus, daß die Kleider immer unter und die Maschinen immer über ihren Wert verkauft werden sollen. Aber erinnere dich doch, daß wir neulich, als wir über die Wirkung der Maschinen auf den Preis der Produkte sprachen, etwas ganz Ähnliches hatten. Da fanden wir, daß die Besitzer neuer Maschinen ihre Waren immer teurer verkaufen konnten, als der Arbeit entsprach, die in ihrem Betrieb zu deren Herstellung notwendig war, daß aber in den rückständigen Betrieben die Waren nicht mehr den Preis erzielen konnten, der bisher ihrem Wert entsprochen hatte. So wie also hier die Waren nicht immer zu ihrem Wert verkauft werden, sondern in manchen Betrieben billiger, in manchen wieder teurer, als ihr Wert ist, so ist es auch da."

„Aber wie können dann", unterbrach hier Wilhelm, „die Schneider immer unter dem Wert verkaufen? Da müssen sie doch zugrunde gehen!"

„Durchaus nicht," antwortete ich, „erinnere dich nur, wie wir zu den vom Wert abweichenden Preisen gekommen sind."

„Ja, das ist wahr", meinte Wilhelm nach einigem Nachdenken. „Die Preise sind ja gerade dadurch von den Werten verschieden geworden, daß jeder Kapitalist für sein Kapital den gleichen Profit erhält. So bewirkt also gerade der Preis, der bei dem einen unter, bei dem anderen über dem Werte steht, daß der Gewinn, der Profit beim Schneider ebenso groß ist wie beim Maschinenfabrikanten. Der Schneider weiß jedenfalls gar nichts davon, daß er die Kleider unter ihrem Wert verkauft. Unser Chef will einfach seinen Profit. Um den ist es ihm zu tun. Hat er den, so schert er sich gar nicht darum, ob die Waren zu ihrem Wert verkauft werden oder nicht, von diesen Sachen versteht er auch gar nichts."

„Der Kapitalist", fuhr ich fort, „kümmert sich um die inneren Gesetze der Wirtschaft sehr wenig. Ihm ist es nur darum zu tun, möglichst viel

Profit einzustreichen. Wenn man aber studieren will, wohin unser Weg geht, wohin unsere Wirtschaft steuert, dann muß man auf die Gesetze zurückgehen, die unsere Wirtschaft beherrschen. Dem Kapitalisten ist es nur um das Nächstliegende zu tun, um seinen Happen vom Gewinn seiner Klasse. Wir haben vorhin bei Betrachtung der Maschinen gesehen, daß sich die Kapitalisten um den gesamten Profit raufen und jeder so viel an sich reißt, als es seine Kräfte, das heißt vor allem sein Kapital, erlauben. Hier sehen wir nur dasselbe. So kommt es, daß der Profit im Verhältnis steht zum angewandten Kapital, auch wenn dadurch manche Waren über, manche unter ihrem Wert verkauft werden."

II.

„Wenn das aber so ist," begann Wilhelm nach einigem Nachdenken, „wenn die Kapitalisten miteinander um den Anteil raufen, den jeder von ihnen an der Gesamtbeute haben will, wenn die einen Waren über, die anderen unter ihrem Wert verkauft werden, dann stimmt das Wertgesetz ja doch wieder nicht. Du hast uns auseinandergesetzt, daß der Wert einer Ware durch die Arbeitszeit bestimmt ist, die gesellschaftlich zu ihrer Herstellung notwendig ist. Dann haben wir gesehen, daß der Arbeiter nur einen Teil des von ihm neu geschaffenen Wertes selbst wiedererhält, daß der Rest dem Kapitalisten als Gewinn verbleibt. Dadurch ist aber doch dieser Gewinn ganz genau bestimmt, da gibt es doch weiter keine Rauferei. Nehmen wir an, in einer Schuhfabrik arbeiten 100 Arbeiter, von denen jeder täglich 5 Mk. Lohn erhält. Dabei setzen diese 100 Arbeiter dem Leder durch ihre Arbeit täglich einen Wert von 1000 Mk. zu. Dann verbleiben dem Kapitalisten einfach 500 Mk. Wird ihm ein Teil davon von jemand anderem weggenommen, dann stimmt eben deine Rechnung nicht. Und welchen Sinn soll es denn überhaupt haben, daß die Waren einen Wert haben, aber zu einem Preis verkauft werden, der ihrem Wert gar nicht entspricht?"

„Diese Einwendung wäre an sich ganz richtig," entgegnete ich, „aber du hast eins vergessen. Erinnere dich, als wir begannen, das Wirtschaftsleben von innen her, theoretisch, zu betrachten, da sprachen wir davon, daß man eine komplizierte Maschine nur begreifen lernt, wenn man zuerst die einfache kennt, aus der sie hervorgegangen ist. Bei den wirtschaftlichen Vorgängen, sagten wir, ist es ebenso; auch da muß man zuerst die einfachen Verhältnisse studieren, damit man nachher die komplizierteren begreift. Und deshalb begannen wir damit, das Wertgesetz für die einfachen Verhältnisse des Handwerks zu untersuchen."

„Das heißt also," unterbrach mich Wilhelm ungeduldig, „daß das Wertgesetz heute nicht mehr gilt. Da habe ich also doch recht; aber dann weiß ich wirklich nicht, wozu wir uns so lange damit herumgeplagt haben."

„Bist du aber hitzig!" warf Karl lachend dazwischen. „Laß doch Gustav zuerst ausreden. Da werden wir ja sehen, ob er der Meinung ist, daß das Wertgesetz heute tatsächlich nicht mehr Geltung hat."

„Es wäre allerdings ganz gut gewesen," bestätigte ich, „wenn Wilhelm noch ein bißchen gewartet hätte. Das Wertgesetz gilt heute noch, aber es äußert sich anders."

„Na, das sind aber Haarspaltereien!" rief Wilhelm ganz entrüstet. „Ist es da nicht besser, einfach zuzugeben, daß das Gesetz nicht gilt, als daß man so herumredet?"

„Habt ihr nicht in der Schule gelernt," gab ich ruhig zurück, „daß Körper, die schwerer sind als die Luft, zur Erde fallen?"

„Freilich," antwortete Wilhelm etwas erstaunt, „aber was soll das hier?"

„Nun," fuhr ich ruhig fort, „du hast mir doch kürzlich erzählt, daß du auf dem Flugplatz draußen warst und den Fliegern zugesehen hast. Sind diese Apparate nicht schwerer als die Luft? Und sie fliegen doch, und es können sogar noch zwei Menschen mitfahren."

„Ja, das kommt aber doch daher," warf Karl ein, „daß die Flugschrauben sich gleichsam in die Luft einbohren und den Apparat mit sich ziehen. Sobald die ruhig stehen, fällt der Apparat auch richtig zu Boden."

„Daran seht ihr also," fuhr ich fort, „daß die Schwerkraft auf den Apparat ebenso wirkt wie auf jeden anderen Körper, daß aber ihre Äußerung durch andere Kräfte aufgehoben wird. Ja, der Apparat könnte gar nicht fliegen, wenn es keine Schwerkraft gäbe; denn die Flugschraube kann nur wirken, wenn die Luft dicht genug ist, das heißt also, wenn sie durch die Schwerkraft genügend zusammengepreßt ist. Wer das nicht versteht, der wird den Flugapparat als ein Wunderding anstaunen, aber begreifen wird er ihn nicht. Und ebenso ist es mit dem Kapitalismus. Auch ihn kann man nur verstehen, wenn man das Wertgesetz kennt und begreift, wenn man aber auch studiert, wodurch seine Äußerungen geändert werden."

„Das ist ja ganz richtig," erwiderte Wilhelm ärgerlich, „aber deshalb sehe ich doch noch immer nicht ein, was der Nutzen des Wertgesetzes sein soll, wenn die Preise doch anders sind; und wie werden denn nun wirklich die Preise bestimmt?"

„Das haben wir ja jetzt eigentlich schon gesehen", antwortete ich. „Die Arbeiter haben den neuen Wert geschaffen, ihn dem Wert des Rohmaterials zugesetzt. Sie selbst bekommen nur einen Teil davon als Lohn zurück, den Rest teilen die Kapitalisten unter sich, und jeder sucht so viel davon an sich zu bringen, wie er nur kann. Was sich daraus ergibt, das hast du, Wilhelm, uns gerade vorhin erst selbst auseinandergesetzt. Du hast uns gezeigt, daß der Profit für jedes Kapital der gleiche ist, daß die Wanderungen des Kapitals von den weniger gewinnreichen Geschäftszweigen in die gutgehenden ebendiese Wirkung haben, den Profit überall auszugleichen. Natürlich ist er nicht überall genau gleich, es gibt fortwährend Schwankungen, aber im wesentlichen gleichen sich die so aus, daß jedes Kapital von einer gewissen Größe ungefähr den gleichen Gewinn bringt, den gleichen Profit trägt. Wenn man also den Preis einer Ware wissen will, das heißt die Geldmenge, die wirklich für sie gezahlt wird, dann muß man einfach die Kosten der ganzen Produktenmenge berechnen, die zum Beispiel in einem Jahre in einem Betrieb erzeugt wird, das heißt die Rohmaterialien und Hilfsstoffe und die Abnutzung der Maschinen und Baulichkeiten, und dazu wird dann der Profit geschlagen, berechnet auf das ganze Kapital, das zur Verwendung gelangt. Nehmen wir zum Beispiel an, in einer Schuhfabrik werden in einem Jahre 10.000 Paar Schuhe verfertigt. Der in diesem Jahr bezahlte Arbeitslohn betrage 40.000 Mk., das Leder koste auch 40.000 Mk., die Abnutzung der Anlagen betrage 20.000 Mk. Dann sind die Herstellungskosten dieser 10.000 Paar Schuhe 100.000 Mk. Dazu kommt aber nun der Kapitalprofit. Haben die ganzen Anlagen der Fabrik etwa einen Wert von einer halben Million und beträgt der Durchschnittsprofit 20 Prozent, so sind also 100.000 Mk.

(20 Prozent von 500.000 Mk.) der Profit des Kapitals. Die 10.000 Paar Schuhe müssen also um 200.000 Mk. (100.000 Mk. Kosten und 100.000 Mk. Profit) verkauft werden, das Paar Schuhe kostet also 20 Mk."

„Da hört aber doch alles auf", rief Wilhelm ganz aufgebracht dazwischen. „Das ist doch ganz genau die Rechnung, die ich früher einmal aufgestellt habe. Damals war sie natürlich falsch. Heute ist sie auf einmal richtig! Da hätten wir uns wirklich die ganze Herumrederei über den Wert ersparen können. Damals habe ich doch auch gesagt, daß der Preis einer Ware sich aus den Kosten und dem Kapitalprofit zusammensetzt und jetzt sagst du genau dasselbe."

„Na, diesen Einwand habe ich schon vorausgesehen," erwiderte ich lachend, „und deshalb habe ich die Nummer der »Arbeiter-Jugend« vom 3. September 1910 gleich mitgebracht; denn dort steht unser ganzes Gespräch von damals drinnen, und da können wir ja jetzt sehen, ob die Einwände, die wir damals gegen deine Rechnung erhoben haben, auch auf meine Rechnung zutreffen oder ob sie vielleicht überhaupt falsch waren."

Eifrig machten sich nun meine beiden Freunde über den Artikel her, den sie aufmerksam durchstudierten[1]). Als sie fertig waren, wandte sich Karl an mich und sagte:

„Es ist doch recht praktisch, daß du unsere Gespräche in die Zeitung bringst. Sonst hätten wir uns das doch nicht so genau gemerkt. So sehen wir aber, daß der Haupteinwand gegen Wilhelms Rechnung damals war, daß er die Höhe des Profits nicht erklären konnte. Heute aber wissen wir, woher diese rührt, und so trifft dieser Einwand, der damals seine Rechnung umwarf, auf deine Rechnung nicht zu."

„Das gebe ich zu," ergänzte Wilhelm zögernd, „aber ein Bedenken bleibt doch. Der zweite Einwand, den du damals erhobst, war der, daß ich den Preis eines Anzuges zum Beispiel aus den Preisen des Stoffes, der Maschinenabnutzung, aus den Löhnen usw. zusammensetzte. Auf deine Rechnung stimmt das aber doch auch."

„Ja, aber der Einwand war doch damals eben der," warf Karl dazwischen, „daß wir nicht angeben konnten, woher denn der Wert all dieser Dinge kommt, heute wissen wir aber, daß es die Arbeit ist, die ihnen und damit auch dem Produkt, das aus ihnen hergestellt wird, den Wert verleiht und daher auch den Preis bestimmt. Wenn man die Wertrechnung nicht versteht, kann man natürlich die Preisrechnung erst recht nicht begreifen. Das ist wirklich geradeso, wie man unsere komplizierten Maschinen nicht verstehen kann, wenn man nicht zuerst die einfacheren begriffen hat, aus denen sie hervorgegangen sind."

„Und dasselbe zeigt euch auch," ergänzte ich, „das Beispiel vom Flugapparat, das wir vorhin besprochen haben. Das Fliegen scheint des Gesetzes der Schwere zu spotten, und doch ist der Flugapparat erst zu verstehen, wenn man sich mit jenem Gesetz sehr genau vertraut gemacht hat."

Frauen- und Kinderarbeit.

„Das wäre ja alles soweit ganz schön und interessant," begann Wilhelm, als wir uns das nächstemal trafen, „was wir jetzt alles über Wert, Preis und Profit erfahren haben; aber leider sind wir doch keine Kapitalisten und da werden wir mit dieser Wissenschaft nicht viel anfangen können."

---

[1]) Siehe Seite 26, Absatz 1

„Ja,“ bestätigte Karl, „dieses Bedenken ist mir auch gekommen. Wir sind davon abgekommen, zu untersuchen, wie die Arbeiter ins Elend gekommen sind, und haben dafür gelernt, wie der Profit der Kapitalisten zustande kommt.“

„Nun,“ erwiderte ich, „vielleicht war das gerade der notwendige Weg, um zu jener Untersuchung zu kommen. Wir haben jetzt gesehen, warum die Kapitalisten immer mehr Maschinen anwenden, und wir haben auch gesehen, wie das auf ihren Profit wirkt. Jetzt können wir uns der Frage zuwenden, wie die Maschine auf die Lage des Arbeiters wirkt.“

„Aber da hätten wir uns doch den langen Umweg ersparen können“, warf Wilhelm ein. „Das hätten wir doch gleich untersuchen können. Was die Kapitalisten von den Maschinen haben, das kann uns doch gleichgültig sein. Wir sind doch keine Kapitalisten.“

„Oho!“ erwiderte ich. „So liegt die Sache doch nicht. Die Anwendung von Maschinen kann die allerverschiedensten Wirkungen für die Arbeiter haben, je nachdem, wem sie gehören, wer ihre Anwendung leitet. Stellt euch vor, alle Maschinen gehörten den Arbeitern selbst, die für sich selbst mit ihnen arbeiten. Da werden die Menschen um so weniger zu tun und um so mehr zu genießen haben, je mehr Maschinen da sind; wenn zum Beispiel die Schneider früher zehn Stunden arbeiten mußten, um mit der bloßen Hand Kleider für alle herzustellen, so werden sie nach Einführung der Nähmaschine vielleicht nur fünf Stunden zu arbeiten brauchen, und dabei werden noch alle mehr und bessere Kleider haben.“

„Ja, aber in Wirklichkeit“, warf Wilhelm ein, „stimmt das doch gar nicht. Je mehr Maschinen eingeführt werden, desto schlechter geht es meistens den Arbeitern.“

„Das ist eben,“ erwiderte Karl, „weil die Maschinen nicht den Arbeitern gehören, sondern den Kapitalisten.“

„Nun seht ihr,“ ergänzte ich, „daß es eben gar nicht gleichgültig ist, wem die Maschinen gehören und welchem Zweck sie dienen. Heute hat die ganze Produktion in erster Linie nicht den Zweck, die Bedürfnisse der Masse zu befriedigen, sondern den Profit der Kapitalisten zu erhöhen. Man muß also erst studieren, wie der Profit beschaffen ist und was ihn erhöht, damit man untersuchen kann, wie die Maschine auf den Arbeiter wirkt. Wir haben also gesehen, daß es den Kapitalisten darauf ankommen muß: 1. möglichst viel Wert zu erzeugen, also möglichst lange Arbeitszeit und Ausnutzung der Arbeitsmittel; 2. von diesem neu erzeugten Wert möglichst viel für sich selbst zu behalten und möglichst wenig herzugeben, daher vor allem Herabdrückung der Löhne; 3. dem kapitalistischen Konkurrenten den Vorsprung abzugewinnen, billiger zu produzieren als er, daher steigende Verwendung von Maschinerie und wieder Herabdrückung der Löhne; 4. nach Möglichkeit an Betriebskosten zu sparen, damit sich der Profit auf ein möglichst kleines Kapital verteilen muß, daher billiger Einkauf von Rohmaterial usw., vor allem jedoch abermals Herabdrückung der Löhne.“

„Aber das ist ja schrecklich“, rief Wilhelm ganz entsetzt dazwischen; „dein erstens, zweitens, drittens und viertens, alles läuft hinaus auf Verlängerung der Arbeitszeit und Verkürzung des Arbeitslohnes. Also hätten die Kapitalisten überhaupt kein anderes Interesse, als die Arbeiter zu schinden, so gut sie nur können!“

„Und das ist auch wahr!“ bestätigte Karl. „Du kannst in unserer Fabrik hinschauen, wohin du willst, alles ist darauf angelegt, entweder Arbeiter zu

ersetzen, das heißt viele brotlos zu machen, oder sie zur ärgsten Hetzjagd anzuspornen oder sie für Zuspätkommen oder Lässigkeit zu bestrafen, kurz, aus ihnen herauszupressen, soviel nur geht."

„Ja, aber daran haben doch wohl die Maschinen nichts geändert," bemerkte Wilhelm. „Der Meister hat seine Gesellen früher einmal auch so stark ausgebeutet, wie er konnte."

„Das ist nicht ganz richtig," entgegnete ich. „Der Meister, der mit dem Gesellen an einem Tisch aß und in einer Werkstatt mit ihm zusammen arbeitete, stand ihm menschlich viel näher; gewöhnlich brauchte da der Geselle auch nicht viel mehr zu arbeiten als der Meister, und beide pflegten sich nicht zu überanstrengen."

„Na, das ist aber doch nicht wahr," bemerkte Karl. „Heute wenigstens werden die Arbeiter nirgends so geschunden als im Handwerk. Mein Vater war vor zwei Jahren eine Zeitlang arbeitslos und ging, da er nichts anderes fand, zu einem kleinen Meister. Aber nie in seinem Leben, sagte er mir, hat er sich so abrackern müssen wie dort, und neben ihm waren nur noch zwei Lehrjungen und denen ging es noch schlechter."

„Da ist eben," berichtigte ich, „ein großer Unterschied zwischen dem Handwerk von ehemals und von heute. Jetzt zwingt eben die Konkurrenz des Großbetriebes mit seinen Maschinen den Kleinmeister, sich und seine Arbeiter zu Tode zu rackern, um nicht wirtschaftlich zugrunde zu gehen."

„Ja, aber", begann Wilhelm nachdenklich wieder, „du hast uns selbst gezeigt, daß der Lohn eine untere Grenze hat, über die er nicht mehr heruntergedrückt werden kann. Also kann doch die Ausbeutung nicht noch weiter steigen, wenn diese Grenze einmal erreicht ist."

„Ganz richtig," entgegnete ich; „aber wo ist diese traurige Elendsgrenze?"

„Nun, ein Arbeiter muß so viel verdienen," erklärte Karl, „daß er sich und seine Familie erhalten kann."

„Ist das aber auch richtig?" fragte ich nun. „Erhält bei dir zu Hause, Karl, wirklich der Vater die ganze Familie?"

„Nein," erwiderte dieser, „das ist wahr; es ist noch gar nicht so lange her, daß Mutter mit Zeitungsaustragen auch zuverdienen mußte; jetzt braucht sie das freilich nicht mehr zu tun, seitdem meine Schwestern und ich auch was verdienen."

„Nun seht ihr," fuhr ich fort, „daß jene Elendsgrenze doch noch ziemlich stark verschiebbar ist. Früher einmal mußte der Vater allein so viel verdienen können, daß er die ganze Familie mit seinem Lohn erhielt. Heute aber müssen die Frau und die Kinder tüchtig mitverdienen, wenn die Familie nicht ins Elend geraten soll."

„Ja, aber woher kommt das?" fragte Wilhelm. „Sollen früher die Meister oder die Kapitalisten weichherziger gewesen sein als heute? Das glaube ich doch nicht."

„Nein," antwortete ich, „das glaube ich auch nicht; ich glaube überhaupt nicht, daß die Kapitalisten schlechtere Menschen sind als wir; aber die Konkurrenz zwingt sie, die Löhne soweit wie möglich zu drücken. Daß es unter ihnen auch grausame Halunken gibt, will ich natürlich nicht leugnen. Aber darauf kommt es nicht an."

„Aber was ist denn dann die Ursache?" fragte Karl. „Du erklärtest uns doch damals, daß der Arbeitslohn deshalb nicht noch weiter gedrückt werden kann, weil sonst die Arbeiter auswandern oder die Bevölkerung abnehmen würde. Und nun ist doch noch eine Herabdrückung möglich."

„Deine Frage selbst“, entgegnete ich, „enthält schon die Antwort. Die Löhne können eben dann noch weiter herabgedrückt werden, wenn außer dem Mann noch die Frau und die Kinder zum Verdienen herangezogen werden können. Diese Möglichkeit hat aber in größerem Maßstab erst die Maschine geschaffen.“

„Hätte man“, fuhr ich fort, „zum Beispiel vor hundert Jahren einem Schmied, einem Tischler, einem Gerber oder gar einem Bergarbeiter gesagt, daß seine Arbeit von Frauen verrichtet werden würde, so hätte der nur gelacht und gesagt: »Das ist keine Weiberarbeit, da gehört ein ganzer Mann dazu«; heute aber sind in all diesen Industrien Frauen tätig, und wenn sie bei uns im Bergbau unter Tag nicht arbeiten, so hindert sie daran nur ein gesetzliches Verbot, das aber nicht überall gilt und nicht immer bestanden hat. So gibt es heute fast gar keinen Beruf mehr, in den die Frauenarbeit noch nicht eingedrungen wäre. Das, wozu früher der Mann besondere Körperkraft aufwenden mußte, das hat zum größten Teil die Maschine übernommen, und die kann meist von ungelernten Arbeitern, von Frauen und Kindern, bedient werden.“

„Das ist doch eigentlich eine merkwürdige Sache“, bemerkte Wilhelm nach einigem Nachsinnen. „Die Maschine hat die Arbeit so viel leichter gemacht, und dabei hat sie die Plackerei und Schinderei der Arbeiter nur vermehrt. Das ist doch ein arger Widersinn. Wenn die Maschinen den Arbeitern gehörten, könnten sie sich das Leben mit ihrer Hilfe doch viel angenehmer gestalten, während sie so nur ihr Elend vergrößern. Darin hast du schon recht; aber daß gerade die Maschine erst die Frauen- und Kinderarbeit möglich gemacht hat, das kann ich doch nicht recht glauben. Bei den Schneidern, die für unser Geschäft arbeiten, müssen überall die Frauen und Kinder stark mitschanzen; sie richten vor, die Frau plättet auch oft, die Arbeit an der Maschine macht der Mann.

Im vorigen Sommer hatte ich einmal ein paar Tage frei, und da fuhr ich zu Verwandten aufs Land in Thüringen, und dort im Dorf sah ich, wie Spielzeug gemacht wird. Da arbeitet alles mit, da greift alles zu, selbst ganz kleine Kinder; aber Maschinen sind da sehr wenig in Gebrauch, und die werden von den Männern bedient.“

„Da hast du ganz recht“, entgegnete ich. „Und dennoch ist auch diese Frauen- und Kinderarbeit eine Folge des Maschinenwesens.“

„Du meinst wohl,“ unterbrach mich Karl, „weil die Konkurrenz der Maschinen die Heimarbeiter zwingt, mit aller Kraft zu arbeiten und auch Weib und Kind in das Arbeitsjoch zu spannen?“

„Das ist der eine Grund“, erwiderte ich. „Solange es noch keine Maschinen gab, wurden die Waren, die heute von den Heimarbeitern im fürchterlichsten Elend hergestellt werden, im Handwerk erzeugt. Da war es den Frauen meist sogar verboten, Hand anzulegen; an die Scheußlichkeit der Kinderarbeit dachte man gar nicht. Und die Frau hatte auch sonst genug zu tun in der Wirtschaft; sie mußte nicht nur kochen und die Wohnung instand halten, damals wurde auch das Brot zu Hause gebacken, Geflügel und Schweine wurden gezogen, häufig besaß der Meister auch ein Stückchen Feld oder mindestens einen Garten, vielleicht auch ein paar Kühe. So hatte die Frau vollauf zu tun, aber das waren Arbeiten, die ihrer Natur entsprachen und gesund waren, nicht langweilige Industriearbeit in stickiger Luft, Stunden um Stunden, Tage um Tage. Erst die Maschine hat die Frau aus ihrem alten Beruf, dem Haushalt, gerissen. Erst das Maschinen-

zeitalter hat die furchtbaren Steinwüsten geschaffen, unsere Großstädte, wo die Menschen in stickigen, kleinen Wohnungen neben- und übereinander-geschachtelt sind, wo der Arbeiter kein Heim, die Frau keinen Haushalt mehr hat. Die Maschine hat der Frau ihre alte Arbeit abgenommen. Heute wird das Brot in der Fabrik gebacken, die Wurst in der Fabrik gemacht usw. Zugleich hat aber die Maschine die Frau und das Kind in die Industrie hineingerissen, und nun müssen sie auch dort fronen, wo die Maschine noch nicht den Sieg errungen hat; ja, die Heimarbeit wäre schon längst eingegangen, wenn sie sich nicht vom Blut und Schweiß der Frauen und Kinder nährte.

Es besteht aber noch ein zweiter Zusammenhang zwischen der Maschine und der Arbeit von Frauen und Kindern in der Heimarbeit. Früher wurde in jeder Werkstatt eine ganze Reihe verschiedener Wären hergestellt. Der Schneider arbeitete nach Maß, und so war jeder Rock vom anderen verschieden; der Tischler, der Schlosser arbeiteten auf Bestellung; die besonderen Wünsche der Kunden waren maßgebend, es gehörte ein geschickter und erfahrener Arbeiter dazu, um allen diesen Wünschen zu entsprechen. Die Maschine hat den Massenartikel aufgebracht. Jetzt wird alles in ungeheuren Massen auf den Markt geworfen, der Käufer kann sich dann aus dem Wust das heraussuchen, was ihm zusagt oder was ihm nicht zu teuer ist."

„Aha, ich verstehe schon", unterbrach mich Karl wieder. „Die Massenartikel sind viel einfacher herzustellen, und deshalb können dazu auch ungelernte Frauen und Kinder verwendet werden."

„Ganz richtig", erwiderte ich. „Jetzt wird in jedem Heimarbeitsbetrieb nur irgendeine bestimmte Teilarbeit ausgeführt, und die kann jeder leicht und rasch erlernen; da können Frauen und Kinder ohne viel Anlernung herangezogen werden.

Dadurch aber, daß jetzt so viele Frauen und Kinder arbeiten müssen, werden die Löhne so stark gedrückt, daß der einzelne Arbeiter in der Regel gar nicht mehr so viel verdienen kann, daß er eine Familie zu ernähren imstande ist; und so müssen Frau und Kinder wieder auf Arbeit gehen, und dadurch wird die ganze Familie auseinandergerissen."

„Das ist wahr", bestätigte Karl. „Höchstens, daß wir uns am Sonntag alle zusammen um den Tisch setzen können. Unter der Woche kommen wir alle nicht zum Mittagessen nach Hause, und am Abend fehlt auch meist der eine oder der andere."

„Dabei habt ihr es aber noch gut," bemerkte ich, „weil bei euch wenigstens noch die Mutter zu Hause ist und die Wirtschaft instand halten kann, und weil ihr keine fremden Mieter in eure Wohnung aufzunehmen braucht."

„Na, das sehe ich bei unseren Nachbarn", bestätigte Karl. „Er ist Müllkutscher, sie geht in die Fabrik. Er ist bei Nacht nicht zu Hause, sie bei Tag nicht. Dabei haben sie zwei Kinder, und, um den Wohnungszins aufzubringen, müssen sie noch einen Schlafburschen nehmen. Da gibt es dann immer furchtbaren Krach. Es ist ja kein Wunder, daß der Mann da eifersüchtig ist, und so gibt es immerfort Streit und oft auch Keile."

„Ja, das habe ich mir eigentlich schon immer gedacht," bemerkte nun Wilhelm, „daß die Frauenarbeit nicht recht ist. Mein Vater sagt auch immer: »Die Frau gehört ins Haus.« Dabei ist aber doch meine Schwester Telephonistin und ist fast den ganzen Tag nicht zu Hause; aber was soll denn Vater machen? Von seinem Gehalt als Schutzmann kann er nicht die ganze

Familie erhalten. Aber das ist gewiß nicht recht, daß die Frauen und Mädchen jetzt gezwungen sind, sich selbst ihr Brot zu suchen, statt wie früher zu Hause zu bleiben."

„Oho!" widersprach da aber Karl. „Du bist ganz im Unrecht. Da habe ich unlängst einen Roman gelesen, wo lauter Frauen und Mädchen aus der guten alten Zeit vorkommen, die fein zu Hause sitzen und kaum die Nase zum Fenster hinausstrecken. Sind das Gänse! Die haben ja für gar nichts Interesse als für Kochen, Nähen und hauptsächlich für Kokettieren. Wenn ich mir vorstelle, daß ich mit lauter solchen Frauenzimmern beisammen sein müßte, da käme man ja um vor Langweile. Schau dir dagegen unsere Mädels an. Die sind viel geweckter, die müssen sich gerade so gut um ihren Lohn und um ihre Arbeitszeit herumschlagen wie wir. Dafür sind sie aber auch gescheiter und selbständiger als jene langweiligen Gänse, die gar nicht wissen, wie es in der Welt wirklich ausschaut."

„Na ja, wahr ist es schon", bestätigte Wilhelm; „seit meine Schwester nicht mehr zu Hause herumhockt und wartet, daß einer sie holt, seit sie einen Beruf hat, ist sie viel selbständiger geworden; aber freilich, lustiger hat sie ihr Beruf nicht gemacht. Oft ist sie schrecklich brummig und mürrisch, wenn sie abends müde nach Hause kommt."

„Das ist aber nicht die Schuld der Arbeiter selbst", warf ich ein. „Die Arbeit erzieht den Menschen, sie erweitert seinen Gesichtskreis, sie macht ihn selbständig und selbstbewußt; aber der Kapitalismus, die von Kapitalisten angewandte Maschine, hat die Arbeit zur eintönigen, aufreibenden Plackerei, zur Qual gemacht. Erst wenn die Arbeit wieder frei sein wird, dann wird sie ihren veredelnden Einfluß ausüben können auf Mann und Frau, auf den Erwachsenen und das Kind." . . .

Löhne und Preise.

I.

„Wenn also nun, wie du sagst," begann Wilhelm wieder, „die Löhne so sehr herabgedrückt werden, wenn schlecht bezahlte Frauen und Kinder an die Stelle erwachsener Männer treten, werden denn dadurch die Waren nicht billiger? Das würde doch den Arbeitern dann wieder einen Vorteil bringen. Neulich klagte meine Mutter wieder darüber, daß in den letzten Jahren die Preise von allen Lebensmitteln so furchtbar in die Höhe gegangen sind. Da meinte der Vater, daran seien die Gewerkschaften schuld, welche die Arbeiter immerfort aufhetzen, höhere Löhne zu verlangen, und dadurch würden dann die Fabrikanten gezwungen, auch die Preise wieder höher anzusetzen. Das muß also doch auch umgekehrt gelten: wenn die Löhne niedriger werden, dann müssen die Preise sinken, die Waren billiger werden."

„Ja, das habe ich auch schon oft gehört," bestätigte Karl, „daß die Waren teurer werden, wenn die Löhne steigen; und vor ein paar Tagen erst habe ich ein Wahlflugblatt gelesen, in dem auch steht, daß die Gewerkschaften an der Teuerung schuld sind, und daß darum die Arbeiter von den höheren Löhnen auch gar keinen Vorteil haben; denn was sie an Löhnen mehr einnehmen, das müssen sie für teuere Ware wieder mehr ausgeben. Wenn die Löhne steigen, sind die Fabrikanten und Kaufleute gezwungen, die Preise hinaufzusetzen."

„Die armen Fabrikanten!“ rief ich lachend dazwischen. „Wie gerne möchten sie niedrige Preise machen, aber die bösen Arbeiter lassen das nicht zu, die sind zu begehrlich.“

„Nun, das weiß ich schon, daß das nicht wahr ist“, entgegnete Wilhelm ärgerlich; „aber das ist doch Tatsache, daß höhere Löhne höhere Preise mit sich bringen. Und erinnere dich doch nur, du hast uns gezeigt, wie die Preise zustande kommen. Zu den Produktionskosten wird der Durchschnittsprofit geschlagen, die Summe ist der Preis. Nun gehören aber doch die gezahlten Löhne auch zu den Produktionskosten. Ob also die Löhne steigen oder ob zum Beispiel das Rohprodukt teurer wird, kommt doch auf eins hinaus. In beiden Fällen steigen die Produktionskosten und damit die Preise.“

„Ja, aber wie verträgt sich denn das mit der Wertformel?“ warf Karl dazwischen. „Der Wert einer Ware ist abhängig von der Arbeitsmenge, die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich notwendig ist. Ob jetzt die Arbeit besser oder schlechter entlohnt wird, ist also für den Wert ganz gleich, solange nach wie vor dieselbe Arbeitszeit notwendig ist, um die Ware herzustellen. Von den Werten hängen aber die Preise ab. Daher könnten die Preise sich überhaupt nicht ändern, wenn die Löhne steigen oder fallen; das kann ich aber doch nicht glauben; denn es ist doch Tatsache, daß oft Waren teurer werden, wenn die Arbeitslöhne steigen, und dann wüßte ich auch nicht, was gegen Wilhelms Rechnung einzuwenden wäre. So weiß ich jetzt gar nicht, was ich denken soll.“

„Ihr habt vorhin beide davon gesprochen,“ begann ich wieder, „daß die Fabrikanten und Händler »gezwungen« sind, die Preise zu erhöhen. Das sieht so aus, als ob die das sehr ungern täten.“

„Nun ja,“ unterbrach mich Karl etwas ungeduldig, „das ist doch nur eine Redensart, wie sie eben Wilhelms Vater und das Wahlflugblatt verwendeten; aber auf die Ausdrucksweise kommt es doch nicht an.“

„Vielleicht steckt aber doch etwas Ernsteres dahinter,“ erwiderte ich. „Jeder Kaufmann will doch so teuer verkaufen, als er nur irgend kann. Warum verlangt denn dann nicht jeder noch viel höhere Preise, als es in Wirklichkeit geschieht?“

„Weil sonst die Käufer zum Konkurrenten gehen,“ antwortete Wilhelm. „Darüber haben wir ja auch schon früher gesprochen.“

„Ja, und damals sind wir von da aus zum Wertgesetz gekommen“, ergänzte Karl. „Das ist schon wahr; wenn die Fabrikanten usw. die Preise erhöhen könnten, wie sie wollen, dann hätten sie nicht auf die Lohnerhöhung gewartet, dann hätten sie die Preise gleich höher angesetzt. Es fragt sich also, ob sie die Preise deshalb höher ansetzen können, weil die Löhne gestiegen sind.“

„Freilich können sie das“, erwiderte Wilhelm. „Erstens haben jetzt die Arbeiter mehr Geld und können darum mehr kaufen und höhere Preise bezahlen, und zweitens habe ich euch ja schon vorhin gezeigt, daß sich nach der Preisberechnung, die wir von Gustav selbst gelernt haben, ein höherer Preis ergibt, wenn man zu den gesteigerten Produktionskosten den Profit schlägt. Waren früher zum Beispiel die Auslagen für Rohstoffe, Maschinenabnutzung usw. 800 Mk., die Löhne 200 Mk. und der Profit 20 Prozent, also auf 1000 Mk. noch 200 Mk., so wurden die fertigen Waren um 800 + 200 + 200 = 1200 Mk. verkauft. Steigt jetzt der Lohn von 200 Mk. auf 300 Mk., dann haben wir 800 + 300 = 1100 Mk. Produktionsunkosten. Dazu kommen 20 Prozent von 1100 Mk., das sind 220 Mk., so kostet die-

selbe Ware, die früher 1200 Mk. gekostet hat, jetzt 1100 + 220 Mk., also 1320 Mk. Die Preise steigen also noch stärker als die Löhne. Mit dem Wertgesetz stimmt das freilich nicht. Wenn ich mir nicht schon ein paarmal mit dieser Behauptung das Maul verbrannt hätte, würde ich sagen, daß also das Wertgesetz falsch sein muß."

„Und damit würdest du dir freilich wieder das Maul verbrennen", erwiderte ich lachend. „Sehen wir uns zunächst einmal dein erstes Argument an. Du sagst, die Arbeiter haben jetzt mehr Geld, sie können darum mehr kaufen. Aber woher haben sie denn das Geld?"

„Aha," rief da Karl dazwischen, „ich sehe schon, wo du hinaus willst. Was die Arbeiter mehr, das haben die Kapitalisten weniger, und so bleibt sich die Summe gleich und alles ist beim alten."

„Nicht ganz", erwiderte ich. „Die ausgegebene Summe ist die gleiche wie vorher; aber die Art der eingekauften Artikel hat sich geändert. Früher wurden mehr Luxusartikel gekauft, jetzt mehr Lebensmittel. Aber im Wert bleibt die Summe allerdings die gleiche."

„Gut", entgegnete Wilhelm; „aber was kannst du gegen meine Rechnung vorbringen? Die ist doch nach deinem eigenen Rezept gemacht. Daran ist doch nicht zu tippen."

„Vielleicht aber doch", erwiderte ich. „Sehen wir sie uns nochmals genauer an."

„Das nützt dir nichts", fuhr Wilhelm ärgerlich dazwischen. „An den 800 Mk. für Rohmaterial ist doch nicht zu rühren, und daß der Lohn von 200 auf 300 Mk. hinaufgeht, das ist doch eben die Voraussetzung. Und daraus ergibt sich dann alles andere von selbst."

„Ja, wenn in beiden Fällen der Profit von 20 Prozent der gleiche bleibt", entgegnete ich ruhig; „aber das ist eben die Frage. Erinnere dich, was wir soeben erst gesehen haben, daß der Arbeiter bei einer Lohnerhöhung nur so viel gewinnt, wie der Kapitalist verliert. Wenn also in deinem Beispiel das Rohmaterial usw. 800 Mk. kostet und der durch die Arbeit neu geschaffene Wert 400 Mk. ist, so haben im ersten Falle die Arbeiter von diesem zugesetzten Wert 200 Mk. erhalten, der Kapitalist ebensoviel. Im zweiten Falle hat sich der Lohn von 200 auf 300 Mk. erhöht, und so bleiben für den Kapitalisten nur 100 Mk. übrig. Die Erhöhung der Löhne hat also nicht eine Erhöhung der Preise zur Folge gehabt, sondern eine Herabsetzung des Profits. Früher hat der Kapitalist mit einem Kapital von 1000 Mk. (800 + 200) einen Profit von 200 Mk. gemacht, also 20 Prozent, jetzt braucht er ein Kapital von 1100 Mk. (800 + 300), um einen Profit von 100 Mk. zu erzielen, sein Gewinn beträgt kaum mehr als 9 Prozent."

II.

„Na, weißt du," begann Wilhelm wieder nach einigem Nachdenken, „die Geschichte will mir doch nicht recht einleuchten. Du sagst, wenn die Löhne in einem Unternehmen steigen, so werden dadurch nicht die Preise erhöht, sondern der Profit des Unternehmers wird um so viel verringert. Aber wir haben ja früher gesehen, was die Folge ist, wenn das geschieht. Erinnere dich doch; als wir von der Ausgleichung des Profits sprachen und davon, wieso die Preise von den Waren abweichen*), da sahen wir, daß das Kapital

*) Seite 70.

immer dorthin geht, wo hoher Profit ist, und dort davonläuft, wo wenig ist. Wenn also der Fabrikant, von dem wir vorhin sprachen, auf einmal statt 20 Prozent nur mehr 9 Prozent macht, dann wird er wohl bald das Geschäft aufgeben und sich einem lohnenderen zuwenden."

„Ja, aber was hat denn das mit unserer Frage zu tun?" warf Karl dazwischen. „Das ist doch eine Privatangelegenheit des Fabrikanten, ob er Strümpfe erzeugt oder Glasspiegel oder sonst was."

„Oho," antwortete Wilhelm eifrig, „das ist für den Preis gar nicht so gleichgültig. Es ist doch nicht anzunehmen, daß die Löhne nur gerade in diesem einen Betrieb steigen. Sie werden das in dieser ganzen Industrie tun. Wenn nun da der Profit sinkt, dann wird sich das Kapital aus diesem Erwerbszweig zurückziehen und sich anderen zuwenden, das heißt aber, daß weniger Werte dieser Art erzeugt werden. Ist zum Beispiel die Lohnsteigerung in der Strumpfwirkerei eingetreten, so werden jetzt weniger Strümpfe erzeugt werden, da aber der Bedarf der gleiche geblieben ist, werden die Preise der Strümpfe steigen, diese werden also doch teurer werden, weil die Löhne gestiegen sind, und so behalte ich doch ausnahmsweise einmal recht."

„Das kann schon sein", erwiderte ich lachend. „Ich habe allerdings gar nicht behauptet, daß die Erhöhung der Löhne gar keinen Einfluß auf die Preise hat. Was du da sagst, ist auch ganz richtig; aber wir dürfen dabei noch nicht stehen bleiben. Du hast ganz richtig gesagt, daß größere Lohnerhöhungen sich gewöhnlich nicht auf einen einzelnen Betrieb beschränken, sondern den ganzen Gewerbszweig erfassen. In einem solchen Fall werden gewiß zunächst die Preise dieser Artikel steigen. Ob das von Dauer sein muß, werden wir noch sehen. Aber wir sind ja von der Untersuchung der Frage ausgegangen, ob eine allgemeine Erhöhung der Löhne auch eine allgemeine Erhöhung der Preise mit sich bringt. Wir müssen uns also jetzt dieser Frage zuwenden. Ändert sich etwas an dem, was du vorhin über die Wirkungen der Lohnerhöhung auf die Preise ausgeführt hast, wenn wir voraussetzen, daß alle Löhne gleichzeitig gleichmäßig gestiegen sind?"

„Natürlich," rief Karl eifrig dazwischen, „das ändert die Sache vollständig. Denn wenn durch die allgemeine Lohnerhöhung die Profite überall herabgesetzt werden, ist ja kein Grund mehr vorhanden, warum das Kapital sich aus dem einen Gewerbe zurückziehen und einem anderen zuströmen sollte. Es kriegt ja wo anders auch nicht mehr Profit. Wenn also die Lohnerhöhung allgemein ist, ändert sich an den Preisen gar nichts. Du hast also doch wieder nicht recht, Wilhelm."

„Halt! Halt!" fiel ich lachend Karl ins Wort. „Bei dir geht es doch etwas gar zu geschwind. Wenn die allgemeine gleichmäßige Lohnerhöhung wirklich überall die gleiche Herabsetzung des Profits zur Folge hätte, dann wären deine Schlußfolgerungen ganz unanfechtbar. Aber es ist eben die Frage, ob diese Voraussetzung richtig ist."

„Na, wie sollte sie denn das nicht sein?" fragte Karl ganz verdutzt.

„Nun, überlegen wir einmal", antwortete ich. „Wir haben da zum Beispiel einen Steinbruch. Der erfordert sehr wenig Kapital zur Anschaffung von Maschinen usw. Sagen wir, es seien 100 Mk. erforderlich für Ersatz von Geräten, Instandhaltung der Straße, die zum Steinbruch führt, den Wagen, auf denen die Steine verfrachtet werden, für Sprengmaterial usw. An Arbeitslöhnen werden 900 Mk. bezahlt. Das macht also zusammen 1000 Mk. Das können natürlich ebensogut auch englische

Pfund sein oder tausende Mark, es handelt sich hier nur um ein willkürliches Beispiel zur Veranschaulichung. Die Profitrate, das heißt das Verhältnis des Profits zum ausgelegten Kapital, sei 20 Prozent, dann beträgt der Profit 200 Mk., und die gebrochenen Steine werden um 1200 Mk. verkauft werden. Nun vergleichen wir damit eine Maschinenfabrik. Dort ist das Verhältnis zwischen Auslagen für Abnutzung von Maschinen und Baulichkeiten, für Material und Hilfsstoffe usw. und Arbeitslohn gerade umgekehrt wie beim Steinbruch. Dort werden also für den ersteren Zweck 900 Mk. ausgelegt, für Löhne 100 Mk. Das macht also zusammen wieder 1000 Mk., und diese tragen bei der gleichen Profitrate wieder 200 Mk., die Produkte werden also ebenfalls um 1200 Mk. verkauft.

Nun steigen die Löhne um 10 Prozent. Der Steinbruchbesitzer wird also jetzt statt 900 Mk. an Arbeitslohn 990 Mk. auslegen müssen Die 100 Mk. für Werkzeugersatz usw. bleiben gleich, er muß also anstatt 1000 Mk. jetzt 1090 Mk. (100 + 990) auslegen. Beim Maschinenfabrikanten sind die 900 Mk. für Material, Baulichkeitsabnutzung usw. zunächst unverändert geblieben, aus den 100 Mk. Arbeitslohn sind nun 110 Mk. geworden, er muß also statt 1000 Mk. jetzt 1010 Mk. auslegen (900 + 110). Würden die Steine und die neuen Maschinen zu den alten Preisen verkauft werden..."

„Dann kämen ganz verschiedene Profite heraus", unterbrach mich Wilhelm. „Der Steinbruchbesitzer würde jetzt 110 Mk. Profit machen (1200 — 1090), der Maschinenfabrikant aber 190 Mk. (1200 — 1010). Karl hat also doch nicht recht. Denn jetzt wird natürlich das Kapital sich vom Steinbruch zurückziehen und sich dem Maschinenbau zuwenden, die Steine werden teurer und die Maschinen werden billiger werden als früher."

„Das wäre aber kurios", warf Karl ein. „Jetzt soll gar der Preis der Maschinen sinken, weil die Löhne gestiegen sind."

„Und es ist doch so", antwortete ich. „Wilhelm hat ganz recht. Wenn es überhaupt nur diese beiden Industrien gäbe, die Steingewinnung und die Maschinenindustrie, dann wäre in ihnen vor der Lohnerhöhung ein Kapital von zusammen 2000 Mk. ausgelegt und ein Wert von 2400 Mk. erzeugt worden, somit hätte der Profit 400 Mk. oder 20 Prozent betragen. Nach der Lohnerhöhung beträgt das Kapital der beiden Industrien 2100 Mk. (1090 im Steinbruch, 1010 in der Maschinenfabrikation angelegt), der Preis aller ihrer Produkte zusammen wäre unverändert 2400 Mk., der Profit also 300 Mk. (2400 — 2100), die Profitrate wäre also von 20 Prozent auf $14^1/_3$ Prozent gesunken."

„Das ist ja alles ganz schön und gut," unterbrach mich Karl ungeduldig, „aber ich kann nicht absehen, was bei der langen Rechnerei herauskommen soll."

„Natürlich," rief Wilhelm lachend, „wenn du einmal im Unrecht bist, verlierst du gleich die Geduld. Ich habe oft genug zusehen müssen, wie alles zerpflückt und zerfasert wurde, was ich gesagt hatte."

„Du brauchst gar nicht so zu triumphieren", entgegnete Karl ganz aufgebracht. „Du hast anfangs behauptet, daß alle Waren teurer werden, wenn die Löhne steigen, und jetzt behauptet Gustav, daß sogar welche billiger werden, wenn die Löhne steigen. Da weiß ich wirklich nicht, warum du so stolz zu tun brauchst."

„Aber hört doch auf zu streiten", rief ich dazwischen. „Wer wird denn theoretische Fragen persönlich nehmen! Setzen wir lieber ruhig unsere

Untersuchung fort. Wir haben also gesehen, daß sich infolge der Lohnerhöhung um 10 Prozent die Profitrate von 20 Prozent auf 14¹/₃ Prozent gesenkt hat. Daraus läßt sich nun leicht berechnen, wie sich die Preise der Steine und Maschinen jetzt verhalten müssen. Der Steinbruchbesitzer hat 1090 Mk. ausgelegt. Wenn sich nun die Profite durch Abwendung des Kapitals ausgeglichen haben, so erhält er den neuen Durchschnittsprofit von 14¹/₃ Prozent, das macht 156 Mk., der Preis der Steine stellt sich also auf 1246 Mk. (1090 + 156), er ist also gegen früher um 46 Mk. gestiegen. Der Maschinenfabrikant hat 1010 Mk. ausgelegt, dazu kommen 14¹/₃ Prozent, das ist 144 Mk., der Preis der Maschinen stellt sich also auf 1154 Mk. (1010 + 144), er ist also gegen früher um 46 Mk. (1200 — 1154) gesunken."

III.

„Das kann schon stimmen", meinte Wilhelm nachdenklich. „Der eine gewinnt geradesoviel, wie der andere verliert, der Gesamtwert und -preis bleibt unverändert. Aber in Wirklichkeit gibt es doch nicht nur Steinbruchbesitzer und Maschinenfabrikanten, sondern auch andere Menschen."

„Das ist allerdings eine unbestreitbare Wahrheit," entgegnete ich; „aber ich hatte ja dieses Beispiel nur gewählt, um euch die Dinge möglichst anschaulich und einfach vorzuführen. In Wirklichkeit ist das Verhältnis zwischen Arbeitslohn und den anderen Bestandteilen des angewandten Kapitals von Betrieb zu Betrieb, hauptsächlich aber von einem Industriezweig zum anderen verschieden."

„Und wenn nun die Löhne steigen oder fallen," unterbrach mich Wilhelm, „dann gleicht die Konkurrenz, das Abwandern der Kapitalien dorthin, wo der höchste Profit winkt, die Profite wieder aus, und dadurch werden die Preise neu geregelt."

„Ja, aber das will mir doch nicht recht einleuchten," wandte nun Karl wieder ein, „daß die Preise sinken sollen, wenn die Löhne steigen. Davon hätte man doch schon einmal etwas merken müssen. Ich habe aber immer nur gehört, daß man das Steigen der Preise mit dem Steigen der Löhne erklärt."

„Das glaub' ich schon", lachte Wilhelm. „Bei uns im Geschäft müssen wir immer, wenn sich eine Kunde beschwert, daß ein Anzug zu teuer ist, sagen, die Arbeiter verlangen jetzt so hohe Löhne. Aber mir ist es noch nicht vorgekommen, daß einem Kunden etwas zu billig war, so daß wir uns deswegen hätten entschuldigen müssen."

„Karl hat nicht so unrecht", antwortete ich. „In den letzten Jahrzehnten sind die Geldlöhne im allgemeinen gestiegen, wenn auch nicht im Verhältnis zu den gesteigerten Lebensmittelpreisen und der gesteigerten Arbeitsqual. Nun meint Karl, das hätte sich doch auch in einer Senkung der Preise jener Waren zeigen müssen, zu deren Herstellung im Verhältnis viel Maschinen und wenig Arbeitskraft nötig sind."

„Aber es sind doch auch eine Menge Waren billiger geworden", warf Wilhelm ein; „es scheint mir aber recht fraglich, ob gerade das Steigen der Löhne daran schuld ist. Ich kann das schwer glauben. Da ist doch wohl die Hauptursache, daß arbeitsparende Maschinen eingeführt wurden, daß das Rohprodukt billiger geworden ist usw."

„Das ist ganz richtig", antwortete ich. „Es ist geradezu unmöglich, aus den komplizierten Erscheinungen unseres wirtschaftlichen Lebens direkt

die Regeln und Gesetze dieser Wirtschaft herauszulesen. Deshalb haben wir ja auch den weiten Umweg einschlagen müssen, den wir gegangen sind. Daß Waren teurer oder billiger werden, hängt von sehr verschiedenen Umständen ab. Die wichtigste, die ausschlaggebende Ursache bleibt allerdings..."

„Ob mehr oder weniger Arbeit zu ihrer Herstellung gesellschaftlich notwendig ist", fiel mir Karl ins Wort. „Aber wir haben gesehen, daß dieses Gesetz in seiner ganzen Strenge nur für die Gesamtheit der Waren gilt; der Preis der einzelnen Warengattung aber hängt auch von der Konkurrenz ab, welche die Kapitalien auf die verschiedenen Industrien verteilt. Wenn die Löhne steigen, wird das Kapital dadurch aus den Industrien vertrieben, in denen sich die Steigerung stärker fühlbar macht, und dort steigen die Preise; es wird dorthin gelockt, wo die Lohnerhöhung weniger hervortritt, und dort werden also die Preise sinken. Ich glaube, jetzt habe ich die Sache verstanden."

„Vollständig", bestätigte ich. „Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß noch wichtiger für die Bestimmung des Preises als der bezahlte Lohn oft der Preis des Rohmaterials ist. Nehmen wir wieder unseren Maschinenfabrikanten. Steigt der Lohn in seinem Betrieb um 10 Prozent, so macht das nicht so sehr viel aus, weil ja nur ein Zehntel seines Kapitals (100 von 1000) für Arbeitslöhne ausgelegt wird. Verteuert sich aber das Rohmaterial um 10 Prozent, so macht das für den Preis seiner Produkte viel mehr aus, da vielleicht die Hälfte des angewandten Kapitals für Rohmaterial ausgelegt werden muß. Kostet jetzt zum Beispiel der Stahl, aus dem die Maschinen hergestellt werden sollen, statt 500 und 10 Prozent mehr, also 550 (etwa tausende Mark), so muß das Produkt um 50 verteuert werden; bei einer Steigerung des Arbeitslohnes um 10 Prozent müßte es unter den vorhin genannten Bedingungen, wie wir gesehen haben, um 46 Mk. verbilligt werden, der Preis der Maschinen wäre also um 4 (50 — 46) gestiegen, die verbilligende Wirkung der Lohnerhöhung wäre also nicht zu bemerken."

„Aha, ich sehe schon, wo du hinaus willst", unterbrach mich Karl. „Wenn zur Erzeugung des Rohprodukts viel lebendige Arbeit notwendig ist, muß es teurer werden, sobald die Löhne steigen. Wenn dann in der Verarbeitung dieses Rohmaterials auch mehr Maschinen verwendet werden und weniger lebendige Arbeitskraft, so müßte der Preis des fertigen Produkts sinken, er steigt aber doch, weil das Rohprodukt teurer geworden ist."

„Das ist alles sehr schön und scharfsinnig ausspintisiert", meinte nun Wilhelm; „aber ich kann den Nutzen nicht recht einsehen. Zuerst hast du uns auseinandergesetzt, daß der Preis der in dieser Fabrik hergestellten Maschinen sinken muß, wenn die Löhne steigen; jetzt heißt es wieder, daß sie doch teurer werden müssen, weil das Rohmaterial im Preise gestiegen ist. Auf diese Weise kann man doch sein Lebtag nicht herauskriegen, wie eine Lohnerhöhung auf den Preis von sagen wir einem Paar Stiefel wirken wird. Einerseits sinkt der Preis, anderseits steigt er wieder, da soll sich der Teufel auskennen."

„Ist das nicht schon ein Vorteil, daß wir das jetzt einsehen?" fragte Karl lachend. „Vorhin haben wir doch beide geglaubt, daß eine allgemeine Erhöhung der Löhne alle Waren teurer machen muß. Jetzt wissen wir, daß das nicht wahr ist. Das ist doch auch was wert."

„Das ist aber nicht der einzige Zweck unserer Auseinandersetzungen", erwiderte ich; „der wäre recht mager. Aber wenn auch jeder einzelne Fall

zu kompliziert ist, um ihn in so einfache Vorgänge aufzulösen, wie wir sie soeben betrachtet haben, so werden wir doch einen Überblick über die allgemeinen Folgen einer gleichmäßigen Lohnsteigerung auf allen Gebieten erhalten, und wissen nun, nach welcher Richtung wir im einzelnen Falle zu forschen haben. Wenn wir zum Beispiel hören, daß Maschinen oder sonst ein Produkt, zu dessen Herstellung viel totes Kapital, aber wenig lebendige Arbeitskraft notwendig ist, teurer geworden ist, werden wir uns mit der Erklärung nicht zufrieden geben dürfen, daß die Löhne im allgemeinen gestiegen sind. Bei einem Hausbau hingegen ist das eventuell ein genügender Grund für das Teurerwerden; denn hier werden wenig Maschinen verwendet, das Rohmaterial ist verhältnismäßig billig, es ist aber viel lebendige Arbeitskraft notwendig."

„Das ist aber doch eigentlich sonderbar", begann Karl nachdenklich wieder; „wir haben jetzt gesehen, daß eine allgemeine Erhöhung der Löhne den Profit allgemein herabdrückt und infolgedessen die Preise dort steigen, wo viel lebendige Arbeit angewendet wird, und dort sinken, wo im Verhältnis wenig lebendige Arbeit am Werke ist. Daraus sollte man aber doch schließen, daß sich gegen eine Lohnerhöhung am heftigsten die Unternehmer sträuben, deren Produkte im Preise herabgesetzt werden, also die viel Maschinen anwenden, und die Unternehmer weniger, die wenig Maschinen haben. In Wirklichkeit ist es aber, glaube ich, umgekehrt. Wenigstens habe ich unlängst bei uns in der Werkstatt einem Gespräch zugehört, wie sich zwei gewerkschaftlich organisierte Kollegen darüber berieten, ob man bei uns eine Lohnerhöhung durchsetzen könne, und da sagte der eine — und ich weiß, das ist ein gescheiter Mensch — bei uns gehe das vielleicht leichter als in manchem anderen Geschäft, weil der Besitzer von so vielen und so teuren Maschinen einen Streik mehr fürchten muß als einer, der keine großen Anlagen während dieser Zeit stillstehen lassen muß. Das leuchtet mir auch sehr ein. Nach dem aber, was wir von dir gehört haben, sollte man eher das Gegenteil erwarten."

„Aber Karl!" wandte Wilhelm ein. „Du vergißt ja, daß es sich bei einem Streik nicht um eine allgemeine Lohnerhöhung handelt, sondern um eine solche in dem betreffenden Geschäft, und durch die werden alle die Folgen ja nicht herbeigeführt, von denen wir gesprochen haben. Da ist es natürlich, daß dein Kollege recht hat. Nehmen wir wieder das Beispiel von der Maschinenfabrik und vom Steinbruch, so muß der Fabrikant bei einer Lohnerhöhung um 10 Prozent statt 1000 Mk. jetzt 1010 Mk. an Kapital auslegen, der Steinbruchbesitzer aber statt 1000 Mk. 1090 Mk. Da ist es doch begreiflich, daß sich der noch heftiger wehrt als jener."

„Das ist ganz richtig," bestätigte ich, „aber es kommt noch ein sehr wichtiger Umstand dazu. Werden nämlich die Löhne erhöht, so wird oft die Anwendung von Maschinen lohnend, die früher nicht angewendet werden konnten, und dadurch werden die Produkte, wie wir gesehen haben, auch wieder billiger; der einzelne Unternehmer kann die Lohnerhöhung wieder hereinbringen. Die Einführung neuer Maschinen aber ist fast immer dort viel leichter, wo ein Betrieb schon stark maschinell betrieben wird, als dort, wo das noch nicht der Fall ist, und so ist es um so begreiflicher, daß sich der Maschinenfabrikant zum Beispiel leichter mit einer Lohnerhöhung abfinden kann als der Steinbruchbesitzer."

Der Kapitalismus erwürgt sich selbst.

„So sind wir also bei unseren Besprechungen wieder einmal bei den Maschinen angelangt", begann Karl unser nächstes Gespräch, indem er an das vorige anknüpfte. „Wirf die Katze wie du willst, sie fällt immer auf die Füße. Und geradeso kann man jede Frage, die man nur will, über das Verhalten des Kapitalisten aufwerfen, immer heißt es: er stellt wieder neue Maschinen auf. Macht sein Konkurrent billige Preise, so führt er neue Maschinen ein. Erzwingen die Arbeiter kürzere Arbeitszeit oder höhere Löhne, stellt er neue Maschinen auf. Und tut es der eine, so müssen es natürlich die anderen auch tun, sonst werden sie aus dem Felde geschlagen."

„Ja," bestätigte ich, „die Maschine ist eben die Waffe, mit der der Kapitalist alle seine Schlachten schlägt, sowohl gegen seine Konkurrenten als auch gegen die Arbeiter."

„Aber das kostet doch schrecklich viel Geld", warf Karl ein. „Mit den Maschinen allein ist es doch nicht getan, es müssen doch auch Häuser oder sonstige Baulichkeiten da sein, in denen sie stehen, und wenn so viele Maschinen im Betrieb sind, dann brauchen sie doch auch riesig viel Rohmaterial. Wenn also ein Fabrikant seinen Betrieb erweitert, wenn er neue Maschinen aufstellt, wo nimmt er denn da immer das Geld dazu her? Da muß er es doch anderswo zurückziehen."

„O nein," unterbrach Wilhelm, „das ist durchaus nicht der Fall. Du vergißt ja ganz, daß der Kapitalist seinen Profit nicht aufzuessen braucht, daß er einen Teil davon zurücklegen kann, und auf diese Weise kann er im Laufe der Jahre schon hübsch was zusammensparen und damit kann er dann sein Geschäft erweitern."

„Ja, aber tut denn das der Kapitalist nicht auf jeden Fall?" warf Karl ein. „Jeder will doch seinen Betrieb möglichst vergrößern, das haben wir ja gesehen, und er muß es, weil er sonst nicht konkurrenzfähig bleibt. Er wird also doch wohl seine Ersparnisse in seinem Betrieb anlegen, auch wenn er keine neuartigen Maschinen aufstellt."

„Da ist aber doch ein großer Unterschied", erwiderte ich. „Wenn der Fabrikant einfach seinen Betrieb erweitert, dann ändert sich nichts Wesentliches an dem Verhältnis zwischen dem in Maschinen usw. angelegten Kapital und den Arbeitslöhnen. Stellt er aber neue Maschinen auf, um seine Konkurrenten zu schlagen oder Lohnerhöhungen auszugleichen, so tut er das doch nur, wenn er dadurch Lohn erspart, das heißt wenn die neuen Maschinen mehr Arbeitslohn ersparen als ihr Anschaffungspreis ausmacht. Denn sonst könnten sie ja eben nicht angewendet werden."

„Aha, ich sehe schon, wo du hinauswillst", unterbrach mich Karl lebhaft. „Wenn der Kapitalist seine Ersparnisse anwendet, um neuartige Maschinen aufzustellen, die ihm Arbeitslöhne ersparen sollen, dann steckt er sein Geld eben ganz oder fast ganz in die neuen Maschinen und in den vermehrten Rohstoff, der verarbeitet wird; die Auslagen für Arbeitslöhne werden aber nicht vermehrt."

„Aber wenn das immer so fortgeht," meinte nun Wilhelm nachdenklich, „dann muß doch der Anteil des Kapitals, der für Maschinen, Bauten und Rohstoffe ausgelegt wird, immerfort im Verhältnis zunehmen, der Anteil der Arbeitslöhne aber immer zurückgehen."

„Und ist denn das nicht wahr?" unterbrach ihn Karl mit Eifer. „Du weißt doch, bei uns war kürzlich großes Fabriksfest, weil die Bude jetzt 25 Jahre lang steht. Da wurde jedem Arbeiter feierlich ein Heft eingehändigt, in dem die Geschichte des Werkes erzählt war. Natürlich war schrecklich viel Lobhudelei für den Fabrikanten dabei; aber interessiert hat es mich doch, weil aus dem kleinen Betrieb die jetzige Riesenfabrik geworden ist. Und da sieht man deutlich, wie die lebendige Arbeit fortwährend zurückgedrängt worden ist durch die kalten, herzlosen Maschinen. Die Zahl der Arbeiter hat sich in dieser Zeit nur verdoppelt."

„Dann sollte man doch meinen," warf hier Wilhelm ein, „daß auch der in der Fabrik erzeugte Wert nur doppelt so groß ist als vor 25 Jahren, wenn dort jetzt nur doppelt so viele Arbeiter sind als damals. Nach dem Wertgesetz wenigstens müßte es doch so sein."

„Na, ganz genau so nicht", erwiderte ich. „Die 200 Arbeiter zum Beispiel von heute setzen dem Rohmaterial doppelt soviel neuen Wert zu als die 100 Arbeiter vor 25 Jahren. Aber ihr dürft nicht vergessen, daß erstens heute vielleicht das Zwanzigfache an Rohmaterial von den 200 Arbeitern verarbeitet wird im Vergleich zu dem, was damals die 100 verarbeiteten, und durch die Verarbeitung geht ja der Wert der Rohstoffe auf das Produkt über, und daß zweitens nicht nur der Wert des Rohmaterials auf das Produkt übertragen wird, sondern auch der Wert der Abnutzung der Maschinen usw. Und das ist natürlich bei dem jetzigen Riesenbetrieb eine viel höhere Summe als damals bei dem soviel kleineren Werk. Aber neugeschaffen wird tatsächlich in der heutigen Fabrik nur doppelt soviel Wert wie damals."

„Ja, aber dann wäre doch diese Erweiterung des Betriebes ein reiner Unsinn gewesen", warf Karl ein. „Wenn der Kapitalist damals zum Beispiel eine Kapitalsanlage von 100.000 Mark hatte und ihm die Arbeiter einen Wert von, sagen wir, 10.000 Mark über ihren Lohn hinaus schafften, dann hatte er doch einen Profit von 10 Prozent. Wenn heute aber in der Fabrik eine Million angelegt ist und die Arbeiter jetzt das Doppelte schaffen, also 20.000 Mark, dann ist sein Profit nur mehr 2 Prozent (1,000.000 : 20.000). Mit all seiner eifrigen Tätigkeit hätte also unser erlauchter Herr Chef nur erreicht, daß er jetzt einen geringeren Profit macht, als vor 25 Jahren. Danach sieht es aber gar nicht aus. Es scheint ihm recht gut angeschlagen zu haben."

„Vor allem hast du einen kleinen Rechenfehler gemacht", erwiderte ich; „denn wenn die Arbeiter jetzt den doppelten Wert neu schaffen, so ist ja damit noch nicht gesagt, daß sie auch den doppelten Lohn erhalten."

„Und das ist auch nicht einmal wahrscheinlich", warf Wilhelm hastig dazwischen. „Je mehr Maschinen angewendet werden, desto billiger werden die Waren, und so kann der Geldlohn des Arbeiters sinken, während das, was er sich dafür kaufen kann, vielleicht sogar vermehrt wird."

„Na, ich glaube zwar nicht, daß das wirklich geschehen ist, denn mir scheint eher, daß alles teurer geworden ist", antwortete Karl; „aber die Möglichkeit gebe ich schon zu. Es ist wahr, daß ich daran nicht gedacht habe. Aber nehmen wir einmal an, daß die 10.000 Mark, welche die Arbeiter früher dem Chef als Profit lieferten, zum Beispiel die Hälfte des von ihnen neu geschaffenen Wertes ausmachte, und die andere Hälfte, also ebenfalls 10.000 Mark, als Lohn ihnen selbst zufiel, und daß jetzt sogar drei Viertel von dem neu geschaffenen Wert (also von 40.000 Mark, dem Doppelten der früheren 20.000 Mark) dem Kapitalisten und nur ein Viertel den Arbeitern

zufallen, so hätte jetzt der Unternehmer doch nur auf eine Million Anlagekapital einen Profit von 30.000 Mark, also ganze 3 Prozent; sein Gewinn wäre also noch immer von 10 auf 3 Prozent gesunken. Das kann ich aber doch nicht glauben. Da müßte er doch verrückt sein, um das zu tun, und das ist er gewiß nicht. Der ist ein ganz schlauer Patron."

„Die Frage ist nur," warf ich ein, „ob er das freiwillig getan hat."

„Ich weiß schon, worauf du anspielst", bemerkte Wilhelm, der eine Zeitlang nachdenklich geschwiegen hatte. „Ich erinnere mich ganz gut: als wir von der Einführung der Maschinen überhaupt sprachen, da fanden wir, daß die Kapitalisten durch die Konkurrenz gezwungen werden, immerfort neue Maschinen einzustellen, und daß sie dabei nur so lange einen besonderen Vorteil haben, als sie ihren Konkurrenten voraus sind. Ist die neue Maschine allgemein eingeführt, dann hat keiner mehr einen Vorteil davon. Jetzt scheint sich aber sogar herauszustellen, daß alle zusammen nicht nur keinen Vorteil haben, sondern einen direkten Nachteil, wenn nach der Ausgleichung der Profit im Verhältnis zum angelegten Kapital kleiner geworden ist."

„Ja, aber bei meinem Chef kann ich das doch nicht glauben", erwiderte Karl; „der ist dabei ein reicher Mann geworden. Wenn aber unsere vorige Berechnung richtig wäre, hätte er doch verarmen müssen."

„Nun, gar so schlimm sah es doch nicht aus", erwiderte Wilhelm lachend. „Nach unserer Rechnung hat er doch gegen 10.000 Mark Profit von damals, jetzt 30.000 Mark. Das ist nicht gerade zum Verhungern. Aber das ist schon wahr, daß es eine merkwürdige Geschichte ist; denn um diese 30.000 Mark zu verdienen, muß er jetzt zehnmal soviel Kapital anwenden wie früher."

„Ihr vergeßt beide," fiel ich ein, „daß der Profit nicht in dem betreffenden Betrieb allein erzeugt wird, sondern daß der in der ganzen Gesellschaft neu erzeugte Wert, soweit er nicht als Lohn an die Arbeiter selbst zurückbezahlt wird, durch die Konkurrenz ziemlich gleichmäßig auf alle Kapitalien verteilt wird. Es kommt also dabei nicht nur auf das Verhältnis zwischen totem Kapital und Arbeitslohn in Karls Fabrik an, sondern auf das im ganzen Wirtschaftsgebiet, also zunächst im Deutschen Reich. Im allgemeinen ist aber die Entwicklung noch nicht so weit fortgeschritten wie in Karls Fabrik, der Profit ist daher auch noch nicht so stark gesunken, wie es unsere Rechnung ergeben hat."

„Noch nicht!" riefen Karl und Wilhelm zugleich. „Aber mit der Zeit muß es denn doch dazu kommen", fuhr Karl fort. „Denn die Konkurrenz zwingt ja die Kapitalisten fortwährend, Arbeiter durch Maschinen zu verdrängen; aber dadurch wirft das Kapital nicht nur Arbeiter aufs Pflaster, dadurch schadet es sich selbst, denn es verkürzt immerfort den eigenen Profit."

„Dadurch aber", ergänzte ich, „wird der Prozeß, in dem die Großen die Kleinen auffressen, noch beschleunigt; denn wir haben ja gesehen, daß die Konkurrenz jeden Kapitalisten umbringt, der nicht fortwährend seinen Betrieb ausbaut und vergrößert. Je kleiner aber der Profit im Verhältnis zum angelegten Kapital wird, desto schwieriger wird es für den kleineren Kapitalisten, so große Ersparungen zu machen. Denn abgehen lassen will er sich ja auch nichts. Natürlich, beim Riesenkapital, da spielen die paar Tausende, die der Kapitalist für sich verbraucht, kaum eine Rolle; das vermehrt sich rapid, auch wenn der Profit im Verhältnis kleiner wird. Der

kleinere Kapitalist aber zehrt seinen ganzen Profit auf, es bleibt nichts übrig, womit er seinen Betrieb vergrößern könnte."

„Hallo!" schrie jetzt Karl ganz aufgeregt. „Wenn das alles richtig ist, dann würde das ja bedeuten, daß sich der Kapitalismus selbst umbringt. Denn durch sein eigenes Wachstum verringert er seinen eigenen Profit. Von dem aber lebt er. Wenn das so fortgeht, dann wird man noch einmal in der Zeitung unter den Todesnachrichten lesen können: »Gestern hat der Herr Kapitalismus nach langem schweren Leiden seinem Leben durch Erwürgen selbst ein Ende gemacht. Friede seiner Asche.« Das wird lustig sein." Und Karl lachte über das ganze Gesicht.

Die Überproduktion.

Als ich von einer längeren Reise zurückkehrte, traf ich bald wieder meine beiden jungen Freunde. Kaum waren wir wieder beisammen und hatten uns eben begrüßt, so begann Karl: „Während deiner Abwesenheit haben wir uns viel gestritten, wir sind aber bis heute noch zu keiner Einigung gekommen. Wilhelm warf nämlich die Frage auf, wo denn eigentlich die ungeheuren Warenmassen alle hinkommen, die Jahr für Jahr produziert werden? Wir haben gesehen, daß die Fabrikanten fortwährend neue Maschinen einstellen, und daß sie das tun müssen, wenn sie nicht von anderen Konkurrenten unterboten werden wollen. Da muß aber doch die Produktion von Jahr zu Jahr steigen, und zwar sehr schnell. Wo kommt das alles hin? Die Zahl der Arbeiter und ihr Lohn wachsen doch lange nicht so schnell wie die Erzeugung von Waren. Und schließlich können die Kapitalisten allein doch nicht soviel aufzehren. Sie treiben ja allen möglichen Luxus; aber gerade die Massenartikel werden doch nicht von den reichen Leuten verbraucht, sondern von den ärmeren, besonders von den Arbeitern. Wer kauft also die Unmengen von Waren?

Diese Frage hat uns viel zu denken und zu streiten gegeben. Zuerst meinte ich, daß doch ein sehr großer Teil der Arbeit gar nicht auf Lebensmittel, Wohnhäuser usw. verwendet wird, also auf Sachen, die von den Menschen unmittelbar verbraucht werden, sondern daß ein großer Teil der jährlichen Arbeit zur Herstellung von Maschinen, Eisenbahnen, Fabrikgebäuden, Bergwerken usw. verwendet wird, und nach diesen ist der Bedarf unbeschränkt. Als ich das aber Wilhelm sagte, wandte er ein, daß so die Schwierigkeit nicht beseitigt wird, sondern nur hinausgeschoben. Denn alle diese Maschinen usw. dienen doch dazu, noch mehr Waren für den Lebensbedarf herzustellen, und so wird die Schwierigkeit immer größer statt kleiner."

„Ich finde die Sache gar nicht so furchtbar schwierig", unterbrach Wilhelm seinen Freund; „ich habe dir ja schon öfters gesagt: gerade daraus, daß soviel produziert wird, was bei uns nicht verkäuflich ist, geht hervor, wie notwendig es ist, daß exportiert wird. Im Inland lassen sich die Waren nicht mehr absetzen, so schickt man sie eben ins Ausland."

„Aber wäre es denn da nicht viel besser, die Löhne der Arbeiter würden erhöht, damit die Arbeiter selbst mehr kaufen können?" warf Karl ein. „Siehst du," wandte er sich an mich, „so streiten wir jetzt schon die ganze Zeit herum. Wilhelm will immer beweisen, wie wichtig der Ausfuhrhandel ist, und ich will ihm beweisen, wie notwendg es wäre, daß die Arbeitslöhne erhöht werden."

„Aber das bestreite ich ja gar nicht", fiel Wilhelm hitzig ein. „Natürlich sollen die Arbeitslöhne erhöht werden. Das wäre gewiß auch für den Absatz der Waren gut. Wenn die Arbeiter mehr Geld hätten, würden sie gewiß mehr Kleider kaufen und unser Geschäft würde sich heben. Aber wir sprechen doch nicht davon, was schön wäre und was wir wünschen, sondern davon, was wirklich geschieht. Tatsächlich werden die Löhne nicht oder sehr wenig erhöht und die Waren finden doch Absatz. Da bleibt also nur übrig, daß sie entweder von den reichen Leuten selbst gekauft oder daß sie exportiert werden. Du hast aber gerade vorhin selbst gesagt, daß die reichen Leute nicht so viele Massenartikel kaufen. So bleibt also nur die Ausfuhr übrig."

„Ja, aber erlaub' einmal die Frage," warf ich nun ein, „werden denn unsere exportierten Waren verschenkt?"

„Natürlich nicht", erwiderte Wilhelm unwillig. „Im Ausland werden sie eben gut verkauft, sonst würde man sie doch nicht ausführen."

„Schön", erwiderte ich; „aber wenn die Waren verkauft und nicht verschenkt werden, dann sehe ich nicht ein, wieso dadurch die Schwierigkeit behoben werden soll, die euch soviel zu denken gibt. Denn für das Geld werden wieder im Ausland Waren eingekauft und zu uns eingeführt. Tatsächlich gleichen sich ja Ausfuhr und Einfuhr der meisten Länder im Werte annähernd aus. So werden zum Beispiel aus Deutschland Waren im Werte von 8000 Millionen Mark im Jahre ausgeführt und für 9000 Millionen eingeführt. Ihr seht also, die Schwierigkeit wird durch den Handel nach fremden Ländern nicht geringer, sondern eher größer."

„Auf diese Art wäre es dann wohl das Gescheiteste," erwiderte Wilhelm lachend, „man würde Jahr für Jahr etliche Millionen zum Beispiel ins Meer werfen, damit auf dem Warenmarkt Luft wird. Ihr seht aber, es geht auch, ohne daß das geschieht. Ich habe wenigstens noch nichts davon gehört, daß die Kapitalisten miteinander übereingekommen wären, jährlich etliche Millionen ins Meer zu versenken. Früher soll ja so etwas zuweilen vorgekommen sein. So habe ich kürzlich gelesen, daß die Holländer ganze Schiffsladungen von kostbaren Gewürzen ins Wasser geworfen haben, um die Preise hochzuhalten. Heute geschieht so etwas aber doch nicht mehr."

„Da irrst du dich aber gründlich", antwortete ich. „Gerade heute geschieht das in noch viel größerem Maßstab als jemals früher, und dabei wird die Sache so schlau gemacht, daß sie die Kapitalisten selbst fast nichts kostet."

„Da bin ich aber neugierig, wo und wann das geschehen soll", unterbrach mich Wilhelm. „So etwas ließe sich doch nicht heimlich machen. Du willst uns einen Bären aufbinden."

„Das geschieht auch gar nicht heimlich," antwortete ich ruhig, „sondern vor aller Augen. Das Parlament berät jedes Jahr, wie viele Millionen wieder ins Wasser geworfen werden sollen; oft bestimmt es die Summen schon auf Jahre voraus. Die Kosten, die daraus entstehen, werden dann durch indirekte Steuern aufgebracht, das heißt: die Lebensmittel werden verteuert, und auf diese Weise muß die große Masse der armen Leute bezahlen, was die Kapitalisten ins Wasser werfen. Und es handelt sich dabei gar nicht etwa um geringfügige Summen, sondern um Hunderte von Millionen."

„Aha, jetzt verstehe ich schon, was Gustav meint", fiel hier Karl lächelnd ein. „Es ist unsere Kriegsmarine. Da werden wirklich Jahr für Jahr Hunderte von Millionen ins Wasser geworfen, ohne daß wir jemals

etwas dafür zurückbekommen wie beim Außenhandel. Aber geradeso wie die Marine kannst du doch dann auch unsere übrigen militärischen Rüstungen heranziehen. Die verschlingen doch Jahr für Jahr noch viel größere Summen, für die nie etwas zurückkommt. Daran dachte ich freilich noch nie, daß der Militarismus ja eine ungeheure Erleichterung auf dem Warenmarkt schaffen muß. Da wird uns immer erzählt, daß das Vaterland in Gefahr ist und daß wir deshalb rüsten und hohe Steuern zahlen müssen. Dabei hat aber die ganze Geschichte den Zweck, den Kapitalisten Absatz zu verschaffen."

„Halt", rief Wilhelm dazwischen. „Ihr wollt mich da beschummeln. Werden denn die Kriegsschiffe, Kanonen, Munition, Lebensmittel und Ausrüstungsstücke für die Soldaten usw. nicht ebenso bezahlt, als ob sie ins Ausland gingen? Wenn also der Export keine Erleichterung schafft, dann tun es doch die Militärausgaben auch nicht."

„Freilich werden diese schönen Dinge alle bezahlt, und zwar recht gut," antwortete ich; „aber wo kommt das Geld dazu her? Aus den Steuern und Zöllen. Die Sache ist also so, daß die großen Massen des Volkes das Geld zusammenschießen müssen, um den großen Fabrikanten Panzerplatten, Kanonen, Uniformen usw. abzukaufen und diese schönen Dinge dann wegzuwerfen oder vielmehr mit ihnen Jahr für Jahr ein paar hunderttausend junge, arbeitskräftige Männer mit anstrengendem Nichtstun zu beschäftigen. Würde man alle diese jungen Leute in der Produktion beschäftigen, anstatt sie durch zwei Jahre in geschäftigem und anstrengendem Müßiggang zu erhalten, dann würde die Produktion noch viel rascher wachsen, als sie es schon tut. Dann würde die Gesellschaft noch mehr in ihrem Warenüberfluß ersticken."

„Das wäre aber auch ein Unglück!" rief Karl ganz grimmig dazwischen. „Es können doch gar nicht zuviel Waren da sein. Es gibt noch so viele Leute, die hungern und frieren, die kein Dach über dem Kopfe haben und in Lumpen gehen. Und da soll es eine Überproduktion geben? Sollen nur die Kapitalisten die Löhne erhöhen, dann werden sie gleich Absatz für ihre Waren haben! Dann brauchen wir den ganzen Militarismus nicht mehr."

„Ja, seht ihr," erwiderte ich, „wenn es wirklich das Ziel und der Zweck unserer Wirtschaft wäre, die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, dann wäre die Sache sehr einfach, dann gäbe es die Frage der Überproduktion überhaupt nicht. Dann ginge es allen Menschen um so besser, je mehr Güter erzeugt würden; denn um so mehr entfiele dann auf den einzelnen. So wäre es in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung. Heute aber wird die ganze Produktion nur von dem Streben nach Profit beherrscht. Es fragt sich nicht, ob die Produkte nützlich sind, sondern ob sie mit großem Nutzen verkauft werden können. Darum wird zum Beispiel riesig viel Kapital und unmittelbare Arbeit auf die Schnapsbrennerei verwendet, obgleich der Schnaps gar nichts Nützliches, sondern ein gefährliches und schädliches Gift ist, während zugleich eine Menge Menschen hungern, die von dem Getreide und den Kartoffeln, die jetzt gebrannt werden, ganz gut leben könnten.

Da nun aber die Höhe des Profits in unserer Wirtschaft das Ausschlaggebende ist, können sich die Kapitalisten natürlich mit einer Maßregel nicht befreunden, die diesen Profit schmälert. Eine Erhöhung der Löhne tut das aber, wie wir gesehen haben. Daher ist es den Kapitalisten viel lieber, Jahr für Jahr Hunderte von Millionen ins Meer zu werfen oder in

Kanonen, Festungen usw. zu stecken, die ja doch fast ganz von der großen Masse des armen Volkes bezahlt werden müssen, als die Arbeitslöhne zu erhöhen und dadurch ihren Profit noch weiter zu schmälern, als er durch die natürliche Entwicklung des Kapitalismus selbst schon herabgedrückt wird. Das ist denn auch einer der Hauptgründe dafür, daß die bürgerlichen Parteien durchweg für Kriegsrüstungen sind, wir aber mit aller Kraft dem entgegentreten."

Die Krisen.

I.

„Nun höre aber einmal, Gustav," begann Wilhelm wieder, nachdem er eine Zeitlang nachdenklich vor sich hingeblickt hatte, „du sagst, die großen Massen der neu erzeugten Waren könnten deshalb nicht aufgebraucht werden, weil die Löhne nicht in demselben Verhältnis steigen wie die Warenerzeugung, die Kapitalisten aber für ihren persönlichen Bedarf nicht Massenartikel verbrauchen, sondern Luxuswaren. Deshalb, sagst du, bleiben Massenartikel übrig oder sie müssen dann »ins Meer« geworfen, das heißt für militärische Zwecke verwendet werden."

„Nun, was du zum Schluß sagst, ist nicht ganz richtig", unterbrach ich ihn. „Die Massenartikel werden nicht zuerst blind drauflos erzeugt und dann für militärische Zwecke usw. verwendet, sondern die Produktion selbst wird schon für diese Zwecke eingerichtet."

„Schön," antwortete Wilhelm, „das führt sogar noch näher zu der Frage, die ich dir stellen wollte: Warum werden nicht einfach Luxuswaren für den Bedarf der Reichen erzeugt statt der Massenartikel, die sich dann als unverkäuflich herausstellen? Wenn die Produktion für die Zwecke des Militärs eigens eingerichtet werden kann, so muß das doch auch für die Luxuswaren möglich sein. Geschieht das aber, dann gibt es gar keine Überproduktion mehr."

„Das ist eigentlich ganz richtig", fiel Karl beistimmend ein. „Wenn zuviel Massenartikel und zuwenig Luxuswaren erzeugt werden, dann muß doch der Preis der Luxuswaren steigen, und so wird es lohnend, sie zu produzieren. Damit wäre doch eigentlich die ganze Schwierigkeit gelöst."

„Das sieht allerdings sehr überzeugend aus", antwortete ich. „Aber sehen wir einmal etwas genauer zu, wie es denn zu dieser ungeheuren Steigerung der Produktion eigentlich kommt. Warum erzeugen denn die Kapitalisten überhaupt so viel, daß sie dann nicht wissen, wohin mit all dem Segen?"

„Weil jeder die Preise des anderen unterbieten will und deshalb seinen Betrieb erweitern muß; denn im großen ist die Produktion immer billiger als im kleinen", antwortete Karl.

„Ganz richtig", erwiderte ich; „wir haben aber auch gesehen, welche große Rolle dabei die Einführung von neuen Maschinen spielt. Ihr werdet euch erinnern, daß der Kapitalist, der eine neue arbeitsparende Maschine einführt, dadurch einen Extraprofit macht. Dadurch zwingt er aber die anderen Kapitalisten, ebenfalls solche neue Maschinen einzuführen, und so wird die Produktion gerade in den mit Maschinen betriebenen Industrien ungeheuer schnell gesteigert. Der kleine Gewinn, der durch die Steigerung der Preise für Luxuswaren erzielt werden kann, kommt kaum in Betracht neben den riesigen Extraprofiten, die von den einzelnen Kapitalisten durch Einführung von neuen Maschinen gemacht werden können. So erklärt es

sich, daß die Produktion von Massenartikeln viel rascher wächst als die von Luxuswaren, und dadurch kommt es fortwährend zur Überproduktion, und die kapitalistische Welt weiß dann nicht, wohin mit dem billigen Zeug."

„Aber bleibt da nicht noch immer ein Ausweg?" fragte Wilhelm zögernd. „Kann man nicht die Massenartikel ins Ausland exportieren und dafür Luxuswaren eintauschen?"

„Das wollen aber doch alle Völker zugleich", wandte Karl ein; „das kann doch nicht gehen."

„Was Wilhelm da sagt, ist gar nicht so uneben", erwiderte ich. „Freilich, Industrieländer können nicht so miteinander tauschen, daß jedes die Massenartikel hergibt und dafür Luxuswaren bezieht. Wohl aber ging das lange Zeit mit den wirtschaftlich rückständigen Völkern und geht auch heute noch zum Teil so. So führt Deutschland zum Beispiel große Mengen billiger Baumwollwaren nach China und Afrika aus und erhält dafür von dort Seide, Gold, Elfenbein und andere Luxusartikel für den Bedarf der Reichen. Früher wurde der ganze Handel nach den Ländern des fernen Osten, nach Indien, China, Japan, nach den Südseeinseln usw. in dieser Weise geführt. Aber seit die Riesendampfer den Verkehr vermitteln und jene fernen Länder sich nun auch für den Export im großen eingerichtet haben, ist eine Reihe von Artikeln, die früher nur für die Reichen da waren, auch in den Verbrauch der ärmeren Leute übergegangen, wie Kaffee, Tee, Kakao, Pfeffer, Bananen usw. Ferner aber werden jetzt eine Unmenge Rohprodukte für unsere Industrie aus jenen Gegenden oder aus Afrika geholt, wie zum Beispiel Baumwolle, Kautschuk, Kokosnüsse, aus denen Pfanzenfett gewonnen wird, und viele andere. Endlich aber fangen einige von diesen Ländern jetzt sogar schon an, selbst Industrieartikel für den Massenexport zu fabrizieren. Daher wird diese Möglichkeit für das Kapital, Massenartikel im Ausland gegen Luxuswaren einzuhandeln, immer geringer."

„Ja, das ist schon wahr", meinte Wilhelm. „Mit Luxusartikeln allein könnte man unsere Riesendampfer auf ihrer Heimreise von den überseeischen Ländern nicht befrachten. Übrigens würde doch unsere Industrie zugrunde gehen ohne die fremden Rohstoffe. Wenn ich nur zum Beispiel meinen Anzug anschaue, muß ich das schon einsehen. Mein Hemd ist aus Baumwolle gemacht, und die kommt aus Ägypten, Indien und Amerika. Das Tuch zu meinem Rock ist vielleicht aus australischer Schafwolle gewebt; das Leder zu meinen Stiefeln stammt vielleicht aus Indien. Eigentlich muß man staunen, daß diese Länder noch immer so viel Rohstoffe liefern können. Unsere Industrie dehnt sich doch riesig rasch aus; ich weiß gar nicht, wie diese zurückgebliebenen Länder mit ihrer Landwirtschaft nachkommen können. Wird denn die ebenso rasch verbessert wie bei uns die Industrie?"

„Durchaus nicht", erwiderte ich. „In Ägypten zum Beispiel pflügen heute die Bauern nicht viel besser als ihre Vorfahren vor 2000 Jahren; in Indien ist es kaum anders. Aber der alte Ackerbau für den Bedarf der Eingeborenen wird in diesen Ländern stark zurückgedrängt, und dafür werden immer weitere Gebiete mit Baumwollstauden, mit Kaffeebäumen, Teesträuchern usw. bebaut. Die fortwährenden entsetzlichen Hungersnöte in Indien sind zum großen Teil dadurch bewirkt."

„Aber das muß doch seine Grenzen haben", fiel Karl ein. „Man kann doch den Bauern ihr Land nicht ganz wegnehmen, sie müssen doch

irgendwie selbst leben können. Und wenn der Bedarf nach Baumwolle, Kautschuk usw. fortwährend wächst, so müßte doch das Gebiet auch fortwährend wachsen, das mit Baumwollstauden und Gummibäumen bepflanzt wird."

„Das ist ganz richtig", antwortete ich. „Es ist auch eine ständige Sorge für die Kapitalisten, wo sie die ungeheuren Massen von Rohstoffen, die sie brauchen, billig hernehmen. Darum werden die Bauern in Indien, Ägypten und anderen Ländern immer mehr gezwungen, statt ihrer Nahrungsmittel Handelspflanzen anzubauen, und trotzdem da oft geradezu Raubbau getrieben wird, das heißt obwohl die Bodenschätze ausgebeutet werden ohne Rücksicht auf die kommenden Zeiten, wächst doch immerfort die Verlegenheit um das Rohmaterial."

„Aber da ist doch ein großer Unterschied", entgegnete Karl. „Ein großer Teil der Rohmaterialien, die in der Industrie verarbeitet werden, stammt doch aus Bergwerken, zum Beispiel das Eisen, aus dem unsere Maschinen gemacht werden, ist aus Eisenerzen gewonnen. Die kann man aber graben, soviel man will. Bei den Kohlen ist es doch auch so."

„Das ist nicht ganz richtig", erwiderte ich; „denn die Gewinnung der Erze und Kohlen wird um so teurer, je tiefer man in die Erde vordringen muß. Aber so viel ist schon richtig, daß Erfindungen, Einführung neuer Maschinen usw. diese Gewinnung wieder sehr fördern und verbilligen, und man kann beinahe davon sprechen, daß man jederzeit so viel Eisen und Kohlen gewinnen kann, wie man braucht. Aber bei den pflanzlichen und tierischen Stoffen liegt die Sache anders. Auch da kann man natürlich die Fläche ausdehnen, auf denen die Pflanzen angebaut, die Tiere gezüchtet werden, und man kann auch durch Anwendung von verbesserten Methoden den Ertrag der Grundstücke steigern. Aber das geht lange nicht so schnell, wie es die Industrie erfordern würde."

„Aber dann müssen doch die Bodenprodukte, besonders die pflanzlichen und tierischen Rohstoffe stark im Preise steigen", wandte Wilhelm ein.

„Das tun sie auch, besonders zeitweilig", antwortete ich.

„Wieso denn zeitweilig mehr als sonst?" fragte nun Wilhelm erstaunt. „Ich hätte gedacht, daß dann eben die Preise überhaupt immer steigen müssen, nicht nur manchmal."

„Es ist aber doch so," antwortete ich, „und ihr werdet gleich einsehen, woher das kommt. Nehmen wir zum Beispiel an, daß der Kaffeepreis zu irgendeiner Zeit sehr hoch steht. Nun erscheint es vielen Besitzern von Pflanzungen, auf denen bisher etwa Tee oder Kakao oder Getreide angebaut wurde, lohnender, Kaffeebäume anzupflanzen, aber diese Bäumchen brauchen mehrere Jahre, bis sie Früchte liefern. Während dieser Zeit bleibt der Preis noch immer hoch und steigt wahrscheinlich sogar noch. Nach drei bis fünf Jahren aber fangen alle diese jungen Bäumchen auf einmal an, Bohnen zu liefern; nun übersteigt auf einmal das Angebot die Nachfrage, es werden mehr Kaffeebohnen auf den Markt gebracht, zum Kauf angeboten, als zu dem alten hohen Preis verlangt werden, und nun beginnen sich die Kaffeepflanzer gegenseitig zu unterbieten, die Preise sinken. Von Jahr zu Jahr wächst aber die Kaffee-Ernte, und so sinken die Preise immer tiefer. Jetzt will niemand mehr Kaffeebäume anpflanzen, denn die Preise stehen so schlecht, daß sich andere Pflanzen noch immer viel besser lohnen. Wenn aber die Kaffeebäumchen etwa 20 Jahre alt sind, liefern sie keine brauchbare Ernte mehr. Plötzlich werden wieder viel

weniger Kaffeebohnen auf den Markt gebracht als früher, und so steigt wieder ihr Preis, und die Geschichte kann von vorn beginnen. Übrigens habe ich dieses Beispiel nicht erfunden, sondern die Sache hat sich tatsächlich oft so abgespielt."

II.

„Aber gilt denn das, was du da von den Kaffeebäumen erzählst, nicht ebenso auch für Fabrikanlagen, große Maschinen usw?" fragte Karl nach einigem Nachdenken. „Der Bau unserer Fabrik zum Beispiel und die Konstruktion der Maschinen würde ein paar hübsche Jahre dauern. Wenn also zum Beispiel der Preis all der Eisenwaren, die bei uns erzeugt werden, steigt und ein Kapitalist jetzt eine neue Fabrik errichten will, braucht er, wenn er die Maschinen fertig kauft, mindestens ein paar Monate, bis er Waren liefern kann, und unterdessen können die Preise sich schon längst wieder geändert haben."

„Ganz richtig," bestätigte ich, „aber wenn viele Kapitalisten das zugleich tun wollen, dann können sie nicht alle die Maschinen fertig kaufen, dann müssen diese erst bestellt und gebaut werden. Das kann Jahre dauern. Man muß ja auch rechnen, daß bei starker Steigerung des Bedarfes an Maschinen erst der Stahl, aus dem sie gebaut werden sollen, bereitet werden muß. Es müssen also vielleicht erst Hochöfen und Stahlwerke gebaut, am Ende gar neue Bergwerke angelegt werden. Darüber werden gewiß Jahre vergehen."

„Ja, aber kann da nicht eine ganze Menge Kapitalisten zugleich solche Werke anlegen," meinte Wilhelm, „weil sie die hohen Preise ausnützen wollen? Einer weiß nichts vom anderen, alle bauen drauflos. Und wenn es dann dazu kommt, daß einer fertig ist und seine Waren zum Verkauf bringt, sind die anderen auch geradeso weit, und dann stehen sie alle mit langen Gesichtern da."

„Das k a n n nicht nur geschehen," bestätigte ich, „das geschieht tatsächlich oft genug. Nehmen wir als Beispiel den Bau einer neuen Eisenbahnlinie. Da werden Eisenbahnschienen gebraucht und Schwellen, aber auch neues »rollendes Material«, also Wagen und Lokomotiven. Für die Stationsgebäude werden Ziegel gebraucht, für die Brücken Eisenkonstruktionen. Zugleich werden aber eine Menge Arbeiter in die Gegend gezogen. Die brauchen Kleider, Lebensmittel usw. Jetzt fängt unter den Kapitalisten ein Wettlauf an. Wer zuerst imstande ist, die großen Aufträge auszuführen, der ist im Vorteil. Hals über Kopf wird gearbeitet. Hochöfen werden errichtet, Walzwerke angelegt, Sägewerke, Ziegelöfen errichtet, Bäckereien, Fleischereien erweitert usf. Handelt es sich nur um eine neue Linie, so läßt sich vielleicht noch halbwegs überblicken, wieviel gebraucht werden wird und welche Vorbereitungen zu treffen sind. Aber oft treffen viele solche Anlagen in einer Zeit zusammen, und dann ist es fast unmöglich, Nachfrage und Angebot zu überblicken; denn unsere ganze Produktion wird ja nicht einheitlich geleitet, sondern jeder einzelne Produzent wird nur von dem Verlangen getrieben, möglichst viel Profit zu machen."

„Da ist es aber doch gar nicht zu vermeiden, daß manchmal zuviel und dann wieder zuwenig produziert wird", meinte nun Wilhelm nachdenklich. „Solange es sich um Waren handelte, die mit geringem Kapital, mit Handbetrieb oder mit nur wenigen Maschinen erzeugt wurden, da konnten die Preise ganz gut die Erzeugung regeln; stiegen die Preise, dann wurden eben sofort mehr Waren dieser Art erzeugt, großer Vorbereitungen bedurfte es dazu nicht; und dann sanken die Preise wieder. Sanken sie

zu stark, so wurde die Erzeugung dieser Waren nicht mehr lohnend, sie wurde eingeschränkt und die Preise stiegen wieder. Aber jetzt liegt doch die Sache ganz anders. Jetzt können Jahre vergehen, bis die Fabriken gebaut sind und die Waren erzeugt und verkauft werden können. In der Zwischenzeit weiß kein Mensch, ob die Bauten und Maschinen, die da errichtet werden, später verkäufliche Waren erzeugen werden oder etwas, wonach dann gar keine oder nur mehr eine geringe Nachfrage sein wird, oder ob nicht soundso viele Konkurrenten zugleich auch solche Werke bauen und dadurch die Preise drücken werden."

„Ja, aber wie ist es denn dann erst, wenn die Preise nachher wirklich sinken?" fragte Karl. „Wenn alle diese Bauten und Maschinen dastehen, kann man sie doch nicht einfach ruhen lassen. Da stecken doch Millionen drin. Der Schneider, Schuhmacher oder Bäcker entläßt ein paar Gehilfen und schränkt seinen Betrieb ein. Er macht dann natürlich weniger Gewinn, aber er hat doch keinen direkten Schaden. Aber wenn zum Beispiel in unserem Werke die Maschinen stillstehen müßten, dann wäre das ein schöner Schaden für die Besitzer. Die Maschinen werden durch das Stillstehen nicht besser. Vor allem aber muß das Kapital, das in ihnen steckt, verzinst werden. Woher aber die Zinsen nehmen, wenn nicht gearbeitet wird? Was geschieht also dann, wenn das wirklich eintritt, was du uns da erzählt hast, wenn zu viele Fabriken errichtet worden sind und sie jetzt infolgedessen ihre Produkte nicht absetzen können?"

„Dann kommt der große Krach," antwortete ich, „die Krise. Sobald die Preise anfangen zu sinken, wird jeder einzelne Fabrikant erst recht darauf aus sein, möglichst viele Aufträge zu ergattern, denn je größer die Produktion, um so billiger und um so niedrigere Preise kann der Fabrikant daher gewähren."

„Aber da jagen sich die Fabrikanten ja selbst nur noch schneller ins Verderben", rief Wilhelm ganz entsetzt.

„Freilich tun sie das," erwiderte ich, „aber das ist ja nicht das erstemal, daß wir bemerken, wie die Kapitalisten dadurch ins Verderben rennen, daß jeder den anderen zu besiegen, ihm einen Vorteil abzujagen sucht. Und so sehen wir das hier wieder bestätigt. Natürlich muß dann der Krach mit um so größerer Wucht kommen. Dann können die Fabrikanten auf einmal ihre Rechnungen nicht mehr zahlen, sie stellen die Zahlungen ein, die Werke stehen, die Arbeiter werden entlassen. Natürlich suchen die jetzt anderswo unterzukommen und drücken dadurch auch die Löhne der anderen Arbeiter. Diese können daher keine neuen Kleider, Schuhe, Wäsche, Möbel usw. anschaffen und müssen ihren Bedarf an Lebensmitteln soweit wie nur irgend möglich einschränken. Dadurch werden jetzt die Weber, die Schneider, die Schuhmacher, die Näherinnen, die Tischler, Bäcker, Fleischer usw. weniger beschäftigt, auch hier werden Arbeiter entlassen, viele Fabrikanten können ihren Verbindlichkeiten nicht mehr nachkommen und gehen zugrunde. So tritt eine allgemeine Stockung ein. Die Fabrikanten, die bisher für die jetzt verkrachten Werke geliefert haben, finden für ihre Waren keinen Absatz mehr, und zugleich werden ihre früheren Rechnungen nicht bezahlt. So reißt einer den anderen mit, Not und Jammer werden allgemein. Am schwersten haben natürlich die Arbeiter zu leiden. Solange die Geschäfte gut gingen, hatten sie oft Überzeit zu arbeiten, sie mußten sich atemlos schinden und plagen. Jetzt haben sie Zeit, sich auszuruhen. Ratlos irren sie von einer Werkstatt zu anderen, überall heißt es,

daß auch hier Arbeiter entlassen, aber keine neuen eingestellt werden. Und während der Schneidermeister zugrunde geht, weil er seine fertigen Anzüge nicht verkaufen kann, muß er seine Arbeiter entlassen, und diese haben bald ebenso wie ihre Leidensgefährten aus anderen Berufen keinen ganzen Rock mehr anzuziehen."

„Aber auf diese Weise müßte doch alles zugrunde gehen", rief da Wilhelm dazwischen. „Einer reißt den anderen mit und so wird alles vernichtet. Ist denn das wahr?"

„Seitdem der Kapitalismus herrscht," erwiderte ich, „sind die Krisen eine regelmäßige Erscheinung geworden. Europa sah große Krisen in den Jahren 1815, 1825, 1836, 1847 (die letztere leitete die Revolution ein), 1857, 1873, 1882, 1891, 1895, 1900 und 1907."

„Aber das geht ja wirklich fast ganz regelmäßig", erwiderte Karl erstaunt. „Aber wieso erholt sich denn die Wirtschaft doch immer wieder?"

„Die Krise selbst", antwortete ich, „bewirkt schon den neuen Aufschwung. Während der Krisenzeit braucht jeder notwendig Geld, um Zahlungen zu leisten. Geborgt wird nichts mehr. Jetzt müssen die Waren um jeden Preis losgeschlagen werden, oft tief unter dem Werte. Aber auch die Fabrikanlagen selbst müssen oft Hals über Kopf verkauft werden. Wer sie nun billig ersteht und auch die Rohmaterialien und Hilfsstoffe um einen Spottpreis kaufen kann und die Arbeiter billig bekommt, der vermag selbst unter den herrschenden schlechten Absatzbedingungen noch mit Gewinn zu produzieren. Dadurch beginnt aber das ganze Geschäftsleben sich wieder zu heben. Die Arbeiter sind nicht mehr arbeitslos und können sich allmählich wieder aus ihrem tiefsten Elend emporarbeiten; sie kaufen Kleider, Möbel usw. Die Fabrikanten kaufen wieder Rohstoffe. Jetzt werden neue Fabriken gebaut, neue Maschinen aufgestellt, um dem gesteigerten Bedarf zu genügen, und so beginnt die Geschichte wieder von vorne."

„Wenn sich das aber schon so oft abgespielt hat," warf Karl ein, „wieso wissen denn die Kapitalisten noch nicht, daß es zum Krach kommen muß?"

„Die wissen das schon," entgegnete ich, „aber gerade deshalb sucht jeder um so schneller sein Schäfchen ins trockene zu bringen. Jeder sucht so viel Extraprofit zu machen wie nur möglich. Darum werden die Betriebe ausgedehnt, neue Maschinen aufgestellt, jeder sucht die anderen zu überflügeln. Je mehr Maschinen in einer Industrie verwendet werden, um so eher sind solche Extragewinne in ihr zu machen, um so mehr Kapital fließt ihr zu. Aber wie wir gesehen haben, dauert es gerade bei diesen Industrien oft jahrelang, bis sie die neuen Produkte verkäuflich liefern können. Bis dahin stehen natürlich die Preise immer noch hoch. Die Maschinen und Fabrikbauten, die errichtet werden, erfordern eine Menge Rohmaterial und beschäftigen eine Menge Arbeiter. So blüht das ganze Geschäft, besonders die Massenartikel finden reißenden Absatz. Sind doch jetzt die Löhne vergleichsweise hoch. Das geht längere Zeit so fort. Die Erzeugung von Massenartikeln wächst immer rascher. Endlich aber muß sich doch herausstellen, daß zuviel Massenartikel produziert worden sind, daß sich keine Käufer dafür finden. Jetzt beginnt die Sache auf einmal zu stocken. Irgendwo hat ein großer Fabrikant seine Waren nicht mehr verkaufen können, er kann daher seine Rechnungen nicht bezahlen, dadurch kommt der andere in Verlegenheit, und so reißt einer den anderen mit, die Krise ist da."

Kartelle und Truste.

„Du erzählst uns da, daß in den letzten hundert Jahren die Krisen regelmäßig sich immer wiederholt haben“, begann Wilhelm nachdenklich. „Da müssen aber die Kapitalisten selbst daraufgekommen sein, was die Ursachen der Krisen sind. Darum kann ich nicht verstehen, daß sie nicht versucht haben sollten, dem Übel zu begegnen, die Krisen zu vermindern. Sie brauchten doch nur untereinander zu vereinbaren, wieviel von jeder Warengattung erzeugt werden sollte, und die Gefahr der Krisen war beseitigt.“

„Nur!“ höhnte Karl; „glaubst du denn, das sei so einfach, die Kapitalisten brauchten »nur« zu vereinbaren, wieviel produziert werden sollte?“

„Und doch hat Wilhelm nicht so ganz unrecht“, warf ich ein. „Allerdings haben die Kapitalisten auch heute noch die wahren Ursachen der Krisen recht wenig erkannt. Die einen glauben, es werde überhaupt zu viel produziert, andere glauben, es fehlt an Bargeld, wieder andere meinen, die Banken seien an den Krisen schuld usw. Gerade die Lehre von den Krisen gehört zu den allerumstrittensten Gebieten der Nationalökonomie; aber daß die regellose Konkurrenz für die Beteiligten oft große Gefahren und Nachteile hat, das mußten selbst die Blindesten erkennen. Ein sehr hübsches Beispiel dafür liefern die Dampferlinien auf den großen amerikanischen Flüssen. Die unterboten sich früher gegenseitig in den Preisen für Frachten- und Personenbeförderung und überboten sich besonders in der Schnelligkeit der Fahrten. Das artete so aus, daß oft die tollsten Wettfahrten erfolgten und dabei durch Kesselexplosionen und Auffahren auf Sandbänke Schiffe und Menschen zugrunde gingen. Endlich fanden die Unternehmer aber doch, daß es für sie alle besser ist, wenn sie sich vertrugen, statt sich gegenseitig niederzukonkurrieren. Sie vereinigten sich und setzten die Preise hinauf, die Geschwindigkeit herunter. Natürlich machten sie jetzt viel bessere Geschäfte.“

„Nun also, da hast du es ja“, wandte sich Wilhelm triumphierend an Karl. „Und wenn dort Vereinbarungen möglich waren, so sind sie es doch sonst auch.“

„Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig,“ antwortete ich, „und heute gibt es schon eine Unmenge von Vereinbarungen zwischen den Unternehmern; oft haben sie sogar zu noch viel engerem Zusammenschluß geführt. Da braucht zum Beispiel ein Stahlwerk Roheisen und Kohle in großen Mengen. Um sich von den Preisschwankungen unabhängig zu machen, schließt der Besitzer des Stahlwerks mit den Besitzern von Hochöfen und Kohlengruben Verträge auf Jahre hinaus, daß sie ihm zu einem bestimmten Preis liefern werden. Oft aber bleibt es dabei nicht stehen. Er vereinbart zum Beispiel mit ihnen, daß sie keinem anderen Werk liefern als nur ihm. Dafür muß er sich aber verpflichten, eine bestimmte Menge von Eisen und Kohle abzunehmen. Jetzt sind die Besitzer der Hochöfen und Kohlengruben auch an dem Gedeihen des Stahlwerks stark interessiert; denn wenn dieses schlecht geht, kann es ihnen das Roheisen und die Kohlen nicht abnehmen. So wird der Zusammenhang zwischen diesen Werken immer inniger, oft bilden sie schließlich wirklich eine Gesellschaft, oder der Besitzer des Stahlwerks zum Beispiel kauft die Hochöfen und Kohlengruben und vereinigt sie mit seinem Werk. Dasselbe Ergebnis tritt ein, wenn zum Beispiel der

Besitzer eines Hochofens das Roheisen nicht verkaufen will, sondern sich selbst ein Stahlwerk errichtet und erst den Stahl verkauft. Solche Verbindungen gibt es in größter Mannigfaltigkeit. So haben sich zum Beispiel viele große landwirtschaftliche Betriebe Spiritusbrennereien oder Zuckerfabriken angegliedert. Das großartigste Beispiel solcher Kombination bieten aber die Elektrizitätswerke, die sich nicht nur darauf eingerichtet haben, die Kupferdrähte selbst zu erzeugen, die sie brauchen, sondern sich ganze Kabelwerke angegliedert haben; sie stellen aber auch zugleich elektrische Maschinen her und haben zu diesem Zweck große Maschinenfabriken errichtet; sie erzeugen aber auch Trambahnwagen, dadurch kommen sie in die Holzindustrie usw. Um es aber den Gemeinden zu erleichtern, sich Elektrizitätswerke, elektrische Straßenbahnen usw. anzuschaffen, strecken ihnen die großen Elektrizitätsfirmen Geld vor, und dazu haben sie wieder ihre eigenen Banken."

„Aber es ist doch etwas ganz anderes als das Beispiel der amerikanischen Dampferlinien, was du vorhin angeführt hast", unterbrach mich hier Karl. „Du sprichst hier von Vereinigungen von Werken, die sich keine Konkurrenz machen. Dort handelte es sich aber um die Verhinderung der Konkurrenz."

„Ganz richtig," bestätigte ich, „aber wir sprachen ja über die Frage der Regelung der Produktion überhaupt; und diesem Zwecke dienen eben auch jene Verabredungen und Vereinigungen, von denen wir bisher gesprochen haben. Aber noch wichtiger als sie sind jene Verträge zwischen selbständigen Unternehmern, welche die Konkurrenz verhindern oder doch abschwächen und beschränken sollen. So schließen zum Beispiel die großen Stahlwerke unter sich einen Vertrag, daß sie nur eine bestimmte Produktionsmenge erzeugen und ihre Produkte nicht unter einem bestimmten Preise verkaufen, oder daß sie Roheisen und Kohlen nicht über einen bestimmten Preis kaufen wollen. Aber so wie im früher besprochenen Falle können auch hier die Verabredungen viel weitergehen; demnach unterscheidet man auch die loseren Verbindungen, bei denen die einzelnen Unternehmer ihre geschäftliche Selbständigkeit noch größtenteils behalten, als sogenannte »Kartelle«, von den engeren Verbindungen, bei denen die ganze Produktion von einer Zentralstelle geleitet wird, den »Trusten«. Das sind eigentlich Gesellschaften, welche die gesamte Erzeugung und den Verkauf bestimmter Waren einheitlich regeln und durchführen. Diese Vereinbarungen beschränken sich aber nicht auf die Festsetzung der Produktionsmengen und der Preise, sie besagen auch oft, daß die Löhne nicht über eine gewisse Grenze erhöht werden, oder daß von einem Werk entlassene Arbeiter oder Angestellte in keinem anderen angestellt werden dürfen."

„Aber das ist ja eine Niederträchtigkeit", unterbrach mich hier Wilhelm. „So ein Arbeiter, der zum Beispiel als Metallarbeiter einen hohen Lohn bekommt, findet dann überhaupt kein Brot mehr, wenn er von allen Metallfabriken ausgesperrt ist. Da sind ja die Arbeiter an Händen und Füßen gebunden ihren Zwingherren ausgeliefert."

„Oho!" rief Karl dazwischen. „Du vergißt die Gewerkschaften. Wenn sich auf der einen Seite die Unternehmer organisieren, so auf der anderen Seite die Arbeiter. Gerade dadurch ist es um so notwendiger geworden, daß die Arbeiter fest zusammenhalten und einer für den anderen einsteht."

„Das ist schon wahr," bestätigte ich, „aber der Kampf der Gewerkschaften um bessere Arbeitsbedingungen wird immer schwerer, und nur das

eiserne Zusammenhalten kann die Arbeiter vor der völligen Vernichtung ihrer besten Waffe, ihrer Verbände, bewahren. Denn die Gegner werden immer mächtiger. So wie sich Erzbergwerke, Hochöfen, Stahlwerke und Kohlengruben oft zu sogenannten »kombinierten Werken« zusammenschließen und dem Willen einer Zentralleitung unterstehen, so werden auch die zuerst lockeren Vereinigungen der Unternehmer derselben Industrie immer fester, auch hier tritt schließlich eine Verschmelzung ein. Vorhin zeigte ich euch zum Beispiel, wie sich die großen Elektrizitätswerke den verschiedensten Fabriken und Banken angliedern. Zugleich haben sich aber auch diese Werke selbst immer mehr zusammengeschlossen, und nicht nur in einzelnen Staaten, sondern in der ganzen Welt. Es gibt heute nur noch vier riesige Elektrizitätsfirmen, die sich in die Welt geteilt haben und untereinander wieder durch Verträge und Vereinbarungen verbunden sind. In ähnlicher Weise wird heute fast die ganze Petroleumproduktion der Welt einheitlich geleitet. Herr Rockefeller in Amerika ist der fast absolute Herr nicht nur über die Petroleumproduktion des größten Teils der Erde, ihm oder vielleicht der Finanzgruppe, die er vertritt, gehören Schiffahrtslinien und Eisenbahnen, er besitzt Erzgruben und Hochöfen."

„Ja, aber auf diese Weise besitzen ja wirklich ein paar Leute die Herrschaft über die wichtigsten Produktionszweige der Welt", unterbrach mich Wilhelm. „Da ist doch wirklich nicht abzusehen, warum die nicht untereinander Abkommen treffen, wieviel jeder produzieren soll, so daß dadurch die Krisen unmöglich gemacht werden."

„So weit sind wir vorläufig doch noch lange nicht", antwortete ich. „In Amerika nehmen allerdings die Kartelle und die Truste sehr rasch zu; aber selbst dort sind eine Menge Industrien nicht so weit organisiert. Ihr dürft ja nicht vergessen, daß diese Vereinbarungen um so schwieriger werden, je mannigfaltiger die Artikel sind, auf die sie sich erstrecken. Es ist leicht, den Preis von Stabeisen, von Zucker, von Petroleum, Spiritus usw. zu vereinbaren; viel schwieriger aber ist das zum Beispiel bei Maschinen, fast unmöglich bei Luxusartikeln. Ebenso ist eine Vereinbarung zwischen gleich Starken viel leichter als zwischen Unternehmern von ganz verschiedenen Kräften. Die kleinen werden da eben meist nur gewaltsam gezwungen, sich anzuschließen, auch wenn sie von der Vereinbarung eher Schaden als Nutzen haben, oder sie werden ruiniert. Der Terrorismus, der hier herrscht, ist unvergleichlich stärker als der Zwang, den hie und da Gewerkschafter auf unorganisierte Arbeiter ausüben, sich dem Verein anzuschließen, an dessen Vorteilen sie jedenfalls teilnehmen. In Europa, mit seinen verhältnismäßig kleinen Staaten, mit seinen ungeheuren, durch das Militär verursachten Steuerlasten, mit seiner Politik, die den Kleinbetrieb aufrechterhalten will, mit seinen altererbten Gewohnheiten, geht die Entwicklung trotz aller industriellen Umwälzungen doch nicht so rasch wie in dem jungen, durch keinerlei Rücksichten gehemmten Amerika."

„Nun gut", warf Wilhelm hier ein. „Wenn auch die Entwicklung noch nicht soweit ist, so gibst du doch selbst zu, daß sie in dieser Richtung vor sich geht, daß also immer mehr die Produktion der ganzen Welt einheitlich wird. Da wäre es also doch möglich, die Krisen auszuschließen?"

„Undenkbar ist das freilich nicht," antwortete ich, „aber das würde voraussetzen, daß nicht nur die Unternehmer in jedem Staate sich zu ungeheuren Verbänden zusammenschließen, die die Leitung ihrer Betriebe einer Zentralstelle überlassen, sondern daß diese Vereinigungen international

werden, und daß zugleich diese Riesenverbände untereinander wieder Abmachungen treffen. Schließlich bliebe dann nur noch eine Zentralstelle übrig, die die Produktion der ganzen Welt einheitlich reguliert. Dann wären allerdings die Krisen ausgeschlossen, die ja auf der Planlosigkeit unserer Wirtschaft beruhen."

Die soziale Revolution.

I.

„Was du da das letztemal gesagt hast," begann Wilhelm die Unterhaltung, als wir uns nach längerer Unterbrechung wieder trafen, „das hat mir viel zu denken gegeben. Wenn man sich vorstellt, daß die ganze Wirtschaft der Welt, die ganze Produktion von einer Zentralstelle aus geleitet wird, und wenn man sich diesen Zustand auszumalen versucht, dann ist diese Vorstellung doch etwas Schreckliches. Dann wäre doch die ganze Menschheit nur mehr eine Herde von Sklaven, die für die Leiter dieser Zentralstelle schuften müssen. Jeder eigene Wille müßte dann aufhören, die ganze Welt wäre ein Zuchthaus. Ich kann nicht glauben, daß uns das wirklich bevorsteht. Und doch, wenn ich mir wieder überlege, wie jetzt alles zur Bildung riesiger Vermögen drängt, wie die Großen immer mehr die Kleinen fressen oder doch unterdrücken und dann selbst wieder von noch Größeren gefressen oder ausgebeutet werden; wenn ich bedenke, wie sich diese ganz großen Raubtiere immer mehr in Rudeln zusammentun, die Kartelle oder Truste oder sonstwie heißen; wenn ich mir das alles vergegenwärtige, dann sehe ich keine andere Möglichkeit, dann muß ich glauben, daß du, Gustav, recht hast und wir diesem Zustand der allgemeinen Sklaverei entgegengehen."

„Ja, das hat mir Wilhelm auch schon auseinandergesetzt," begann nun Karl, „und das ist mir auch viel im Kopf herumgegangen. Aber ich glaube doch, Wilhelm kann da nicht recht haben; das darf nicht sein. Gutwillig werden sich die Arbeiter das nicht gefallen lassen. Sie sind ja heute schon abhängig und unterdrückt genug. Aber dann wäre ihre Lage doch ganz hoffnungslos. Heute können sie doch wenigstens den Unternehmer wechseln, von dem sie sich ausbeuten lassen, und durch die Gewerkschaften können sie eine Verbesserung ihres Loses erringen. Aber dann? Dann gäbe es doch nur mehr einen Riesenunternehmer, und wer bei dem nicht in Gnade steht, der ist rettungslos verloren, der findet überhaupt kein Brot."

„Und die Gewerkschaften können dann auch nichts mehr machen", unterbrach hier Wilhelm seinen Freund. „Wenn alle Kapitalisten zusammenhielten, könnten die Gewerkschaften heute auch schon nicht mehr viel ausrichten. Und je größer und stärker die Verbände und Organisationen der Unternehmer werden, desto schwieriger wird der Gewerkschaftskampf. Das hast du mir selber neulich auseinandergesetzt, Karl, als ich dich nach eurer Vereinsversammlung traf und du mir erzähltest, was der Redner dort ausgeführt hatte."

„Das ist schon richtig," gab Karl kleinlaut zu, „aber trotzdem kann ich nicht glauben, daß sich die Arbeiter das ruhig gefallen lassen werden, wenn man sie ganz zu Sklaven macht."

„Wie soll das aber gehindert werden?“ warf Wilhelm ein. „Können die Gewerkschaften zum Beispiel die Bildung von Kartellen vereiteln? Können sie verhindern, daß der Große den Kleinen frißt?“

„Nein, das können sie gewiß nicht,“ entgegnete Karl finster, „aber wenn es zum Äußersten kommt, wenn die Arbeiter zur Verzweiflung getrieben werden, dann können die Arbeiter die Fabrikanten hinauswerfen und selber das Werk weiterführen. Glaubt ihr zum Beispiel,“ fuhr er erregt fort, „wir könnten nicht unsere Fabrik auch ohne die Herren Aktionäre fortführen? Ein paar Ingenieure würden schon zu uns halten, und bei uns sind genug tüchtige Kerle, die die Kunst und Wissenschaft bald heraus hätten.“

„Nun ja,“ mischte ich mich wieder ins Gespräch, „das ist ja ganz schön, was du da sagst. Aber ich weiß nur nicht, ob damit allzuviel gewonnen wäre.“

„Na, hörst du“, unterbrach mich Karl entrüstet. „Damit soll nicht geholfen sein, wenn die Fabrik jetzt den Arbeitern selbst gehört und nicht mehr den Aktionären? Dann würden wir doch auch den ganzen Ertrag der Fabrik unter uns teilen können. Wir bekämen also alles, was heute die Herren Aktionäre und Direktoren einstecken. Und das soll kein Vorteil sein?“

„Das bestreite ich gar nicht“, erwiderte ich. „Die Frage ist nur, wie lange die Herrschaft dauern könnte. Es sind ja solche Versuche genossenschaftlicher Fabriken schon oft gemacht worden; aber sie sind fast alle zugrunde gegangen, oder die Genossenschaften haben sich in Aktiengesellschaften umgewandelt. Und das ist auch begreiflich.“

„Na da bin ich aber neugierig“, rief Karl kampfbereit.

„Sind bei euch immer gleich viele Arbeiter beschäftigt?“ Mit dieser Frage wandte ich mich nun an ihn.

„Nein“, erwiderte er. „Es ist ein fortwährendes Kommen und Gehen, je nachdem, wie die Geschäftslage ist. Geht das Geschäft gut, so werden mehr Arbeiter eingestellt. Geht es schlechter, so werden welche entlassen. Werden neue Maschinen aufgestellt, so werden alte Arbeiter weggeschickt und neue bei der Maschine eingestellt, natürlich weniger, als früher da waren. Steigt dann wieder die Produktion, so werden wieder mehr Arbeiter herangezogen. So schwankt die Zahl fortwährend.“

„Schön“, erwiderte ich. „Was geschähe aber, wenn die Arbeiter Genossenschafter wären? Dann kann doch keiner »entlassen« werden.“

„Statt dessen müßten dann eben alle kürzere Zeit arbeiten“, warf Wilhelm ein.

„Nein, so einfach geht es doch nicht,“ erwiderte Karl nachdenklich; „wenn zum Beispiel bei uns in der Fabrik kürzere Zeit gearbeitet würde, dann müßten die Maschinen usw. um soviel länger ruhen. Dadurch wird aber das ganze Unternehmen unrentabel; und wenn das länger dauert, dann müßte die Fabrik zugrunde gehen. auch wenn sie den Arbeitern selbst gehört. Ferner aber, was soll man tun, wenn sich das Geschäft hebt? Soll man da Überzeit arbeiten oder sollen mehr Genossenschafter eintreten, die dann in schlechten Zeiten nicht genug zu tun haben?“

„Nun, da gäbe es ja ein einfaches Auskunftsmittel“, warf Wilhelm ein. „Wenn sich das Unternehmen ausdehnt, werden einfach zunächst Lohnarbeiter eingestellt, und wenn man sich überzeugt hat, daß sich die Sache halten läßt, daß die Ausdehnung des Betriebes von Dauer ist, dann läßt man sie an der Genossenschaft teilnehmen.“

„Aber, Wilhelm," rief Karl vorwurfsvoll, „was fällt dir denn da ein! Wenn alle Fabriken den Arbeitern gehören, da gibt es doch keine Lohnarbeiter mehr. Wenn es aber selbst gelänge, welche aufzutreiben, dann hätte ja Gustav recht mit seiner Behauptung, daß sich die Produktionsgenossenschaft in eine Aktiengesellschaft verwandeln würde. Dann gäbe es wieder Unternehmer und Arbeiter, die »Genossenschafter« würden sich in den Profit teilen, den sie durch die Ausbeutung ihrer Lohnarbeiter erzielt haben."

„Woran liegt es also nun," fragte ich, „daß sich die Sache nicht so einfach machen läßt, wie Karl gemeint hat?"

„An den Schwankungen der Geschäftslage, der Konjunktur", antwortete dieser.

„Wenn also die Arbeiter das Joch des Kapitalismus abschütteln wollen," fuhr ich fort, „wenn sie die Produktion selbst in die Hand nehmen wollen, um für sich selbst zu produzieren, dann genügt es nicht, daß sie die einzelnen Fabriken, in denen sie arbeiten, an sich bringen und weiter betreiben, dann muß die ganze Art der Wirtschaft geändert werden. Dann darf nicht mehr der Profit ausschlaggebend sein, ob er jetzt von den Unternehmern oder von den Arbeitern eingesteckt wird, sondern der Bedarf der großen Masse. Dann muß die Anarchie, die Planlosigkeit aufhören, die heute unser Wirtschaftsleben beherrscht, und statt dessen muß die ganze Wirtschaft einheitlich geregelt werden; freilich nicht zum Vorteil einiger weniger Kapitalmagnaten, sondern zum Nutzen der Gesamtheit."

„Aber das ist doch der reine Unsinn, was wir da reden", mischte sich nun Wilhelm wieder in das Gespräch. „Ihr tut so, als ob das so eine einfache Sache wäre, die Kapitalisten aus ihrem Besitz zu vertreiben. Ihr vergeßt dabei nur die Kleinigkeit, daß es noch eine Polizei gibt, um das zu verhindern, und wenn die schon nicht mehr ausreicht, dann kommt eben das Militär. Und gegen das sind die Arbeiter doch machtlos, dagegen kommen sie nicht auf. Wer also den Arbeitern solche Ratschläge gibt, wer sie dazu anreizt, sich der Fabriken zu bemächtigen, der begeht ein Verbrechen, nicht nur an den Fabrikanten, sondern vor allem an den Arbeitern, die er zur Schlachtbank und ins Zuchthaus treibt. Das sagt mein Vater immer, und ich kann nur finden, daß er recht hat."

II.

„Nun, da hat dein Vater nicht unrecht," erwiderte ich, „wenn er sagt, daß der ein Narr oder ein Verbrecher sein muß, der den Arbeitern heute den Rat gibt, die Fabriken einfach für sich zu nehmen und die Besitzer zu verjagen. Denn erstens würden sie damit doch nicht zum Ziel kommen, wie wir gesehen haben, und damit würden sie sich an dem Widerstand der Staatsgewalt den Schädel einrennen."

„Aber wer ist denn diese Staatsgewalt?" rief nun Karl. „Wer sind denn die Polizisten und Soldaten? Das sind doch wieder Proletarier. Werden sich die denn immer dazu gebrauchen lassen, die Rechte der Unterdrücker zu verteidigen gegen ihre eigenen Leidensgefährten? Und wird denn das Proletariat nicht auch immer stärker und mächtiger? Die Städte werden immer größer, und in den Städten wächst die Organisation doch noch rascher als auf dem Lande. Aber auch dort breitet sie sich aus. Die jungen Leute, die heute zum Militär kommen, sind darum auch keine Sklavenseelen mehr. Das weiß ich: wenn ich einmal einrücken muß, ich

werde mich nicht dazu gebrauchen lassen, auf Proletarier zu schießen, nur um den Geldsack zu verteidigen. Lieber lasse ich mich selber erschießen."

„Recht hast du", stimmte Wilhelm begeistert zu. „Ich bin kein Sozialdemokrat. Aber ich bin auch keine Sklavenseele. Sollen doch die Reichen ihre Angelegenheiten selber mit den Armen ausmachen! Ich bin nicht dazu da, sie vor den Folgen ihrer eigenen Habsucht zu schützen. Was sie sich eingebrockt haben, das sollen sie nur auch selber essen."

„Nun, nun," beschwichtigte ich, „ihr redet ja beide, als sollte morgen die blutige Revolution ausbrechen. Das kommt aber daher, daß Karl meinte, es gäbe keinen anderen Ausweg aus der immer ärger werdenden Sklaverei als die Besetzung der Fabriken durch die dort tätigen Arbeiter."

„Was soll es denn aber sonst noch für einen Ausweg geben?" fragten nun Karl und Wilhelm wie aus einem Munde.

„Du sagtest vorhin, Wilhelm," fuhr ich fort, „der Staat werde es nicht zulassen, daß die Arbeiter von den Fabriken Besitz ergreifen. Warum glaubst du das eigentlich?"

„Aber das wäre doch Revolution!" erwiderte Wilhelm. „Der Staat kann doch nicht erlauben, daß einer dem anderen sein Eigentum wegnimmt. Da würde doch alle Rechtssicherheit aufhören."

„So?" gab ich scharf zurück. „Glaubst du das wirklich? Als die Bauern, dein eigener Urgroßvater, bei ihrer »Befreiung« um einen großen Teil ihres Landes gebracht wurden, als Karls Großvater durch den Möbelhändler, sein Großonkel durch den Bauspekulanten um Hab und Gut gebracht wurden, als mein Vater um den Ertrag seiner Erfindung geprellt wurde: wo war denn da der Staat? Hat er sich da auch um die »heiligen Rechte des Eigentums« gekümmert?"

„Das ist aber doch etwas ganz anderes", erwiderte Wilhelm etwas verlegen. „All dieses Unrecht, das du da erwähnst, ist doch in rechtlicher Form geschehen; die das Unrecht verübten, haben doch kein Gesetz übertreten. Die Arbeiter aber, die den Fabrikanten seiner Fabrik berauben, begehen doch damit ein Verbrechen."

„Warum ist aber gerade das ein Verbrechen," unterbrach Karl lebhaft, „das Ruinieren eines armen Tischlers oder Chemikers ist aber keines? Weil ebendieselben Leute, die den armen Bauern, den Tischler, den kleinen Schlosser usw. ausplündern, selbst die Gesetze machen. Darum erklären sie, es ist kein Verbrechen, die Armen auszuplündern, es ist aber eines, den Reichen etwas abzunehmen."

„Nun ja," erwiderte Wilhelm lachend, „wenn einmal die Arbeiter Gesetze machen, dann werden sie den Spieß umdrehen. Dann wird es ein Verbrechen sein, den Armen zu schaden, sie auszubeuten, und es wird keines sein, den Reichen etwas wegzunehmen."

„Du brauchst darüber gar nicht zu lachen", entgegnete ich. „Jede Klasse, die über den Staat herrscht, macht ihn zu ihrem Werkzeug. Deshalb ist es für das Proletariat eben unbedingt vor allem notwendig, die Staatsgewalt an sich zu bringen, um dadurch dem Unternehmertum seine Machtmittel zu entwinden."

„Aha, jetzt verstehe ich, warum die Sozialdemokraten so ein großes Gewicht auf die Reichstags- und Landtagswahlen legen", meinte nun Karl nachdenklich. „Die Zahl ihrer Stimmen und ihrer Mandate schwillt immer mehr an, und so müssen sie mit der Zeit doch die Mehrheit bekommen, und dann machen sie die Gesetze."

„Und du glaubst wirklich, die Kapitalisten würden da ruhig gehorchen, wenn zum Beispiel ein roter Reichstag beschließen würde, alle Fabriken sollen den Arbeitern gehören, die in ihnen arbeiten?“ erwiderte Wilhelm. „Glaubst du denn, die Regierung würde es überhaupt so weit kommen lassen? Da würde sie schon früher das Parlament auseinandersprengen.“

„Und glaubst du, das würden wir uns gefallen lassen?“ schrie nun Karl wieder aufgeregt. „Wenn das geschieht, da haben nicht die Arbeiter, die Sozialdemokraten, die Revolution angezettelt, sondern die Regierung, die Kapitalisten. Dann würden wir aber unser Recht zu verteidigen wissen.“

„Das hoffe ich auch“, erwiderte ich. „Aber besser ist es natürlich, wenn wir es nicht auf solche Kraftproben ankommen lassen müssen. Gerade deshalb sind unsere Organisationen und die Wahlen so ungeheuer wichtig. Sie zeigen unseren Gegnern, aber auch uns selbst, unsere Macht und Stärke. Unsere Abgeordneten in den Parlamenten haben ein so gewichtiges Wort zu reden, weil jeder weiß, daß die ungeheure Masse nicht nur der Wähler, sondern insbesondere der Organisierten hinter ihnen steht. Je stärker wir sind und je stärker wir uns zeigen, um so weniger werden die Gegner es wagen, uns anzugreifen. Bei uns bewahrheitet sich wirklich das alte Wort, das für die Beziehungen der Staaten ganz falsch geworden ist: Wenn du den Frieden willst, mußt du zum Kriege rüsten.“

„Wie kommt es denn aber eigentlich,“ meinte nun Wilhelm nachdenklich, „daß überall auf der ganzen Welt die sozialdemokratischen Stimmen und die Zahl der Organisierten zunehmen? Ich habe erst kürzlich in einer Zeitungsnotiz die Zahlen gelesen; aber dieses Anwachsen der Sozialdemokratie ist doch wohl nur ein Zufall.“

„Durchaus nicht“, fiel Karl ein. „Unsere Agitation klärt eben immer weitere Schichten des Proletariats auf und zeigt ihnen, welche Partei ihre Interessen verficht und nie verrät. Da ist es doch kein Wunder, daß sich immer mehr Arbeiter dieser Partei anschließen, die immer für sie eintritt.“

„Das ist aber nicht alles“, ergänzte ich. „Der stärkste und mächtigste Agitator und Organisator der Sozialdemokratie, der nie erlahmt und nie ermüdet, das ist der Kapitalismus selbst; denn er läßt zwar die Betriebe immer größer werden, er vereinigt immer kolossalere Vermögensmassen in wenigen Händen, er macht die Rolle des Kapitalbesitzers immer überflüssiger, weil die Leitung dieser Riesenbetriebe immer mehr von bezahlten Lohnarbeitern besorgt wird, von Ingenieuren, Buchhaltern, Direktoren usw.; zugleich aber vereinigt der Kapitalismus immer gewaltigere Arbeitermassen in diesen Betrieben und gewöhnt sie an ein organisiertes Zusammenarbeiten, an Disziplin und Mannszucht, er vereinigt immer kolossalere Massen solcher Arbeiter in den Großstädten, wo sie miteinander in Verkehr treten und sich gewerkschaftlich und politisch zusammenschließen. Darum hatten Marx und Engels recht, als sie im »Kommunistischen Manifest« schon im Jahre 1847 voraussagten: »Die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen, sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen führen werden — die modernen Arbeiter, die Proletarier.« Karl Marx hat diesen Gedanken später in seinem gewaltigen Werk, dem »Kapital«, weiter ausgeführt. Und die Sätze, in denen er dort seine Anschauungen zusammenfaßt, sind seither weltberühmt geworden. Ich will sie euch vorlesen.“

Ich nahm den ersten Band des „Kapital“ vom Bücherregal, schlug Seite 689 auf und las meinen gespannt lauschenden Hörern vor:

„Auf einem gewissen Höhepunkt bringt die kleingewerbliche Produktionsweise die materiellen Mittel ihrer eigenen Vernichtung zur Welt. Von diesem Augenblick regen sich Kräfte und Leidenschaften im Gesellschaftsschoß, welche sich von ihr gefesselt fühlen. Sie muß vernichtet werden, sie wird vernichtet. Ihre Vernichtung, die Verwandlung der individuellen und zersplitterten Produktionsmittel in gesellschaftlich konzentrierte, daher des zwerghaften Eigentums vieler in das massenhafte Eigentum weniger, daher die Expropriation (Enteignung) der großen Volksmasse von Grund und Boden und Lebensmitteln und Arbeitsinstrumenten, diese furchtbare und schwierige Expropriation der Volksmasse bildet die Vorgeschichte des Kapitals... Sobald dieser Umwandlungsprozeß nach Tiefe und Umfang die alte Gesellschaft hinreichend zersetzt hat, sobald die Arbeiter in Proletarier, ihre Arbeitsbedingungen in Kapital verwandelt sind, sobald die kapitalistische Produktionsweise auf eigenen Füßen steht, gewinnt die weitere Vergesellschaftung der Arbeit und weitere Verwandlung der Erde und anderer Produktionsmittel in gesellschaftlich ausgebeutete, also gemeinschaftliche Produktionsmittel, daher die weitere Expropriation der Privateigentümer, eine neue Form... Je ein Kapitalist schlägt viele tot... Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vorteile dieses Umwandlungsprozesses usurpieren (an sich reißen) und monopolisieren (allein besitzen), wächst die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateure werden expropriiert."

Als ich geendet hatte, saßen meine beiden jungen Freunde zuerst eine Zeitlang sinnend da; dann ergriffen sie das Buch und lasen die Stelle nochmals aufmerksam durch. Endlich sagte Karl: „So ganz leicht ist es ja nicht zu verstehen, was Marx hier meint. Ich glaube, das kommt daher, daß hier so viele Gedanken in ein paar Sätze zusammengedrängt sind. Aber nach dem, was wir zusammen besprochen haben, glaube ich die Sache schon zu verstehen. Der Kapitalismus ist dadurch in die Höhe gekommen, daß er die selbständigen Bauern und Handwerker ausgeplündert, „expropriiert" hat. Die kapitalistische Fabrik nun arbeitet nicht mehr für bestimmte Kunden, sondern für den Markt, für unbekannte Käufer. Dadurch hört aber die Fabrikation auf, eine private Angelegenheit zu sein, wie etwa die Erzeugung von Stiefeln für den Nachbarn durch den Handwerker, und wird immer mehr eine Angelegenheit der Gesellschaft. Nun haben wir aber gesehen, welche Folgen die Einführung der Maschinen gehabt hat, wie nun die ganze Wirtschaft unsicher wurde, wie sie zu Krisen und zur Bildung von Kartellen geführt hat, wie der Profit im Verhältnis zum Kapital immer kleiner wird und wie der Kapitalismus so begonnen hat, sich selbst zu erwürgen. So verstehe ich es, wenn Marx sagt, das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist."

„Jetzt beginne ich auch etwas zu verstehen, was mir schon lange im Kopfe herumgeht, ohne daß ich mir bisher recht darüber klar geworden wäre", fiel nun Wilhelm ein. „Wir sprachen davon, daß der »Kapitalismus sich selbst erwürgt«. Aber ich konnte mir nie recht vorstellen, wie denn das zugehen soll. Gewiß, wenn der Profit immer kleiner wird im Verhältnis

zum Kapital, schadet das den Kapitalisten, und die Vergrößerung ihrer Kapitalien wird langsamer. Wenn Krisen hereinbrechen, dann gehen riesige Werte zugrunde. Aber trotz alledem wäre damit der Kapitalismus selbst noch nicht unmöglich geworden. Aber jetzt sehe ich ein, ich habe das Wichtigste dabei vergessen oder doch nicht daran gedacht: die Arbeiter. Wenn das Kapital in den Händen von wenigen liegt, wenn die Arbeit immer mehr von Maschinen verdrängt wird, wenn Krisen soundso viele Firmen zugrunde richten und soundso viele wieder von den Kartellen verschlungen werden, dann leiden die Arbeiter unter all dem am meisten. Aber ich habe jetzt einsehen gelernt, daß die Sache ihre zwei Seiten hat. Denn gerade durch diese Vorgänge werden die Arbeiter, wie Marx sagt, »durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschult, vereint und organisiert« zum Kampfe gegen das Unternehmertum."

„Und vor allem gegen den Staat", fuhr Karl fort. „Erst jetzt verstehe ich recht den Wert der politischen Forderungen der Sozialdemokraten. Ihre Durchsetzung würde bedeuten, daß die Proletarier die Macht in die Hand bekommen. Wenn wir wirklich in Deutschland ein allgemeines und gleiches Wahlrecht für alle Vertretungskörper hätten, nicht ein durch Wahlkreisungleichheit und durch Klassenwahlrecht verhunztes; wenn wir Volksbewaffnung und Vereins- und Versammlungsfreiheit hätten, so daß Polizei und Militär nicht mehr gegen Streikende auftreten könnten, dann würde es nicht lange dauern, bis die Arbeiterschaft von Stadt und Land die Herrschaft in der Hand hätte."

„Aber was würden sie damit anfangen?" fragte Wilhelm. „Würde sich dann wirklich soviel ändern? Könnten denn die Arbeiter verhindern, daß der Kapitalismus seinen Weg weitergeht?"

„Nun, jedenfalls würde es besser werden als heute," entgegnete Karl. „Stellen wir uns einmal vor, wir drei wären die sozialdemokratische Parlamentsfraktion und hätten die Mehrheit im Reichstag. Das erste, was ich da durchsetzen würde, wäre eine ausgiebige Altersrente. Mein Vater und meine Mutter haben sich schon lange genug geplagt. Jetzt könnte ihnen schon der Staat eine ordentliche Rente geben."

„Ich glaube," meinte Wilhelm, „es wäre doch noch wichtiger, die Arbeitszeit abzukürzen, dann würden die Arbeiter nicht so früh alt werden."

„Und bessere Schutzvorrichtungen, bessere Ventilation der Werkstatt müßte eingeführt werden," setzte Karl eifrig sein Programm fort, „und ein Minimallohn müßte festgesetzt werden. Weniger als dieser dürfte für keine Arbeit gezahlt werden."

„Nein, ich glaube, das wichtigste ist doch die Steuerfrage," fiel Wilhelm eifrig ein. „Heute wird ein sehr großer Teil der Gelder für den Staat durch Zölle und direkte Steuern hereingebracht, die die Lebensmittel verteuern. Wenn wir einmal das Heft in der Hand hätten, dann nähmen wir die reichen Leute hoch; ich würde hohe Einkommensteuern einführen und Erbschaftssteuern, und wenn das nicht langt, dann sollen die großen Kapitalisten nur etwas von ihrem Vermögen hergeben."

„Aber Donnerwetter, Wilhelm!" rief Karl ganz erstaunt; „du bist ja auf einmal ganz revolutionär geworden."

„Das kommt davon," entgegnete Wilhelm, „wenn man einmal anfängt, seinen Wunschzettel aufzustellen. Solange man glaubt, alles muß so bleiben, wie es ist, da fallen einem solche Forderungen gar nicht ein. Wenn man aber begriffen hat, daß die Arbeiter auch einmal zum Kommandieren dran-

kommen müssen, da fallen einem auch gleich alle möglichen schönen und guten Dinge ein, die man durchsetzen möchte."

„Nun, ihr habt ja da einen recht großen Wunschzettel zusammengestellt," mischte ich mich wieder ins Gespräch, „aber wenn das Proletariat wirklich einmal zur Macht gelangt, und das wird es, dann werden es sicherlich solche Forderungen sein, die es zuerst durchzusetzen suchen wird. Was bleibt aber dann noch von der ganzen kapitalistischen Herrlichkeit? Durch euer schönes Programm würde ja der ganze Profit der Kapitalisten aufgezehrt; diese könnten daher die Produktion gar nicht fortsetzen."

„Das werden wir dann schon besorgen", rief da Karl lachend. „Die Mühe werden wir den Herren gern abnehmen."

„Aber trifft denn dann nicht doch wieder das zu, was du vorhin dagegen eingewendet hast, daß die Arbeiter die Fabriken in Besitz nehmen?" meinte nun wieder Wilhelm zweifelnd.

„Durchaus nicht", entgegnete ich. „Denn diese Bedenken gelten ja nur für den Fall, daß die Arbeiter der einzelnen Fabriken von diesen Besitz ergreifen. Wenn aber die von den Arbeitern beherrschte Staatsgewalt das tut, dann wird eben auch nicht mehr kapitalistisch produziert, sondern sozialistisch. Dann wird die ganze Produktion einheitlich geregelt, aber nicht im Interesse einiger weniger, sondern im Interesse der Gesamtheit der arbeitenden Menschen."

„Werden dann aber auch die Arbeitsbedingungen wesentlich gebessert werden können?" warf Wilhelm nachdenklich ein. „Wenn wirklich, wie du sagst, der ganze Profit durch unsere Forderungen weggenommen und aufgebraucht wird, dann sind natürlich die Arbeitsbedingungen besser geworden; die Arbeitszeit ist verkürzt, die Löhne sind durch die ungehinderte Wirksamkeit der Gewerkschaften gesteigert, Schutzvorrichtungen, Ventilationen usw. sind besser. Aber so sehr groß kann doch der Unterschied gegen heute nicht sein; denn wenn man heute den ganzen Profit auf alle Arbeiter aufteilen würde, bekäme doch der einzelne nicht besonders viel."

„So liegt aber auch die Sache nicht", erwiderte ich. „Davon ist doch eben nicht die Rede, daß so weiterproduziert wird wie heute, daß nur das Produkt anders verteilt wird. Dann wäre dein Einwand berechtigt. Aber bedenkt, wieviel heute durch Krisen, durch die Konkurrenz überhaupt verlorengeht, was für Reklame usw. aufgewendet wird, ferner wieviel unverkäuflich bleibt und verdirbt, vor allem aber wie schlecht noch immer produziert wird. Würde alles, was heute noch in kleinen Werkstätten erzeugt wird, in großen Fabriken hergestellt, so wäre nur ein kleiner Bruchteil der Arbeiter notwendig. Heute wäre das für die Arbeiter ein Unglück, denn viele würden entlassen werden, und dadurch würde auch der Lohn der übrigen noch gedrückt. In einer vernünftig eingerichteten, in einer sozialistischen Gesellschaft aber wäre das ein Glück für die Arbeiter; denn dann könnte eben die Arbeitszeit für alle wesentlich abgekürzt und dabei doch der Vorrat guter Produkte erhöht werden."

„Ja, das ist wahr", gab Wilhelm zu. „Erst wenn man sich so eine vernünftige Wirtschaft vorstellt, sieht man so recht, wie unvernünftig, wie wahnsinnig unsere heutige Wirtschaft ist. Aber diese Erkenntnis hat jetzt nichts Niederdrückendes mehr; denn wir sehen ja zugleich den Ausweg aus dieser Wüste, wir sehen das gelobte Land, wohin uns die Sozialdemokratie führen will."

Was sollen wir lesen?

„Wilhelm!“ rief Karl erfreut, als er seinen Freund so sprechen hörte. „Du kannst es doch nicht mehr leugnen, du bist endlich ein Sozialdemokrat geworden. Wer so denkt und spricht wie du jetzt, der ist unser Genosse.“

„Nun ja,“ gab Wilhelm zögernd zu, „manchmal glaube ich es selber, manchmal zweifle ich wieder, ob ich es bin. Was wir drei jetzt in dieser langen Zeit miteinander besprochen haben, hat mir viel zu denken gegeben und mich auch überzeugt, daß die Sozialdemokraten mit ihren Theorien und ihren Forderungen recht haben. Aber dann höre ich wieder meinen Vater, wie er die Treue gegen Kaiser und Reich preist und den Sozialdemokraten vorwirft, daß sie das Vaterland wehrlos machen und verraten; ich spreche mit meinen Kollegen im Geschäft und höre sie von der Herrlichkeit der deutschen Nation reden und wie die internationalen Roten dafür kein Verständnis haben. Neulich spielte auch unser Lehrer in der Handelsschule darauf an, daß die Arbeiter doch viele Interessen mit ihren Chefs gemeinsam haben. Bei all dem weiß ich dann nicht jedesmal gleich eine Antwort, und so werde ich immer wieder schwankend, und deshalb kann ich eigentlich nicht sagen, daß ich ein wirklicher Sozialdemokrat bin.“

„Nun, gegen dieses Leiden gibt es ein einfaches Mittel,“ entgegnete ich Wilhelm, „du mußt dich eben mit den Dingen besser vertraut machen, sie genauer studieren, alle Einwände prüfen. Da wirst du mit der Zeit zu einer selbstgebildeten Überzeugung gelangen, die hieb- und stichfest ist.“

„Ja, das ist ganz schön,“ meinte Wilhelm, „aber wie soll ich denn das machen? Du wirst wohl auch nicht immer Zeit haben, uns bei jedem Bedenken Rede und Antwort zu stehen.“

„Was glaubst du denn eigentlich, wozu der Herr Gutenberg, oder wer es sonst war, die schwarze Kunst der Buchdruckerei erfunden hat?“ fragte ich lachend.

„Du hast gut spotten“, warf Karl ein. „Neulich hast du uns ein Stück aus dem »Kapital« von Marx zu lesen gegeben, aber wenn das ganze Buch so schwer ist, da traue ich mich nicht daran.“

„Mit dem »Kapital« kann man freilich nicht den Anfang machen“, antwortete ich. „Aber wenn man vorher leichter verständliche Schriften gelesen hat, darf man sich nachher schon auch an die großen Hauptwerke heranmachen.“

„Also gut,“ unterbrach mich Wilhelm, „dann sage uns, womit wir den Anfang machen sollen. Ich glaube, vor allem müssen wir doch genauer wissen, was die Sozialdemokraten wollen und verlangen, wir müssen doch ihr Programm einmal vornehmen. Wenigstens für mich ist das sehr wichtig, damit ich doch endlich weiß, ob ich ein Sozialdemokrat bin oder nicht.“

„Da hast du ganz recht“, erwiderte ich. „Darum ist es gewiß am besten, wenn ihr zunächst das Buch von Kautsky lest: Das ist »Das Erfurter Programm«.“

„Ist das aber auch wirklich leicht verständlich?“ fragte Karl zweifelnd. „Dieses Buch hat mir schon einmal der »rote Marx« zu lesen gegeben, ein Arbeiter in unserer Fabrik, von dem ich schon öfters gesprochen habe, und da fand ich die Lektüre doch nicht gar leicht.“

„Ja, wie ein Roman sind wissenschaftliche Bücher freilich nicht zu lesen“, erwiderte ich. „Etwas anstrengen muß man sich besonders im Anfang immer. Aber nachdem wir jetzt alle diese Dinge so ausführlich durch-

gesprochen haben und ihr unsere Gespräche auch noch in der »Arbeiter-Jugend« nachlesen könnt, wird euch Kautskys Buch, glaube ich, keine Schwierigkeiten machen, wenn ihr es aufmerksam lest. Vielleicht tut ihr das am besten zusammen, so daß ihr miteinander diskutieren könnt. Ich würde euch aber raten, dann auch gleich die Schrift von Robert Danneberg zu lesen »Das sozialdemokratische Programm«, denn sie bietet eine sehr gute Ergänzung zu Kautskys Buch, und beide zusammen sind viel leichter verständlich als jedes für sich. Dann könnt ihr aber auch gleich eine kleine Schrift von Marx lesen, die nicht schwer zu verstehen ist, denn sie gibt einen Vortrag wieder, den Marx selbst vor Arbeitern gehalten hat; sie heißt »Lohnarbeit und Kapital«."

„Könnten wir da nicht gleich das »Kommunistische Manifest« lesen?" unterbrach mich Karl, offenbar stolz darauf, daß er es kannte. „Das ist doch auch nur eine kleine Broschüre von Marx und Engels."

„Freilich ist es eine kleine Broschüre," erwiderte ich, „aber sie enthält doch schon die wesentlichsten Gedanken, die Marx und Engels später in dicken Bänden ausgeführt haben. Gerade deshalb ist das »Manifest« gar nicht so leicht zu verstehen, aber es ist, wenn man einmal zum Verständnis gekommen ist, ein um so höherer Genuß. Da enthält jeder Satz einen großen Gedanken. Darum ist es notwendig, daß man sich für diese konzentrierte Nahrung vorher noch etwas besser vorbereitet. Ich würde euch daher empfehlen, zunächst das Buch »Die Gesellschaftsklassen in Deutschland« von Paul Kampffmeyer zu lesen, dann aber auch Bebels berühmtes Werk »Die Frau und der Sozialismus«."

„Ja, was hat denn das da zu tun?" fragte Wilhelm ganz erstaunt. „Auf einmal kommst du mit einem Buch über die Frauen. Was haben denn die mit dem »Kommunistischen Manifest« zu schaffen?"

„Das »Manifest«", entgegnete ich, „gibt in ganz knappen Zügen ein Bild von der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft vom Mittelalter zur neuesten Zeit, zum Kapitalismus, und zeigt, wie die Wirtschaft über den Kapitalismus hinausdrängt zum Sozialismus. Das Buch von Kampffmeyer legt die wirtschaftliche Entwicklung für Deutschland etwas ausführlicher dar. Bebels »Frau« aber schildert eigentlich den Verlauf der ganzen menschlichen Entwicklung in sehr lebendiger und eindringlicher Darstellung. Wenn ihr das gelesen habt, dann könnt ihr an die Lektüre des »Kommunistischen Manifests« gehen. Den Abschnitt III »Sozialistische und kommunistische Literatur« laßt ihr aber besser vorläufig weg. Um den zu verstehen, muß man die Geschichte des Sozialismus kennen. Vielleicht unterhalten wir uns später einmal über diese; vorläufig würde ich euch jedoch raten, diesen Abschnitt nicht zu lesen. Aber das sage ich euch gleich: zum Lesen des »Manifests« braucht man viel Zeit. Wer die kleine Broschüre nur durchfliegt, hat gar nichts davon.

Wenn ihr soweit seid, dann könnt ihr sogar an die Lektüre des »Kapitals« selbst denken; aber das ist eine schwierige Sache. Darum empfiehlt es sich, daß ihr vorher noch das erläuternde Buch von Kautsky lest »Marx' Ökonomische Lehren«. Das empfiehlt sich besonders auch deshalb, weil im 1. Band des »Kapital« gerade die ersten einleitenden Kapitel sehr schwer verständlich geschrieben sind. Habt ihr aber die angeführten Bücher und Schriften gelesen, dann könnt ihr im »Kapital« zunächst die Kapitel 1 bis 4 überschlagen und bei Kapitel 5 beginnen. Erst wenn ihr den

ersten Band zum erstenmal ausgelesen habt, dann beginnt nochmals mit dem ersten Kapitel."

„Ja, meinst du denn, wir sollen das dicke Buch mehrmals lesen?" fragte Karl mit einem gewissen Entsetzen.

„Das wird wohl notwendig sein", erwiderte ich. „Natürlich kann man ein sehr guter Sozialdemokrat sein, ohne das »Kapital« überhaupt gelesen zu haben. Aber wenn man in die Theorie, in die grundlegenden Anschauungen wirklich eindringen, wenn man sie ernstlich verstehen will, dann muß man das »Kapital« nicht nur lesen, sondern studieren. Man muß viele Stellen mehrmals lesen, denn oft bemerkt man erst später, daß man eine frühere Stelle nicht richtig verstanden hat, oder umgekehrt, sie wird einem erst im weiteren Verlauf der Lektüre ganz klar. Aber so oft man eins von den großen Büchern der Weltliteratur wieder studiert, und das »Kapital« von Marx gehört zu den allergrößten, hat man nicht nur reichen Gewinn, sondern auch hohen Genuß davon."

„Aber es sind doch, soviel ich weiß, drei Bände", warf Wilhelm ein. „Genügt es denn, wenn man nur den ersten liest?"

„Der erste ist freilich besonders für Arbeiter der wichtigste, weil er den Produktionsprozeß behandelt, das heißt, weil er zeigt, durch welche wirtschaftlichen Gesetze unter der Herrschaft des Kapitalismus die Erzeugung der Waren beherrscht und geleitet wird. Der Arbeiter ist aber gerade an der Erzeugung, der Produktion, beteiligt; von seinen Leiden, aber auch von seinen Hoffnungen ist darum vor allem im ersten Band die Rede. Darum ist auch im Jahre 1914 eine Volksausgabe des ersten Bandes erschienen, welche die Lektüre einigermaßen erleichtert.

Wenn man aber das große kapitalistische Getriebe gründlich verstehen will, dann muß man freilich auch die anderen beiden Bände studieren, besonders sind einige Partien der späteren beiden Bände zum vollen Verständnis auch des ersten Bandes unerläßlich. Bevor man an das eingehende Studium des ganzen großen Werkes geht, empfiehlt es sich darum, nach der Lektüre des ersten Bandes zunächst die Kapitel 1, 2, 3, 5, 7 und 8 des zweiten Bandes und hierauf die Kapitel 1 bis 4, 8 bis 11 und 13 bis 15 des dritten Bandes zu lesen, dann die Kapitel 20 und 36, endlich die Kapitel 37, 38, 45 und 47 des dritten Bandes.

Am schwierigsten ist wohl der zweite Band, besonders die letzten, dabei aber wichtigsten Teile; ihre Lektüre wird wohl auch am besten zum Schluß vorgenommen. Die Kapitel 18 bis 21 des zweiten Bandes sind sehr schwer, aber auch höchst wertvoll. Sie schildern den Kreislauf des gesellschaftlichen Gesamtkapitals. Hat man sich auch durch sie durchgearbeitet, dann kehrt man am besten zum dritten Band zurück und liest die das ganze Werk abschließenden Kapitel 48 bis 52."

„Aber um Gottes willen, das ist ja ganz entsetzlich", rief Karl da bestürzt. „Warum hat denn Marx das nicht selber in der Reihenfolge geschrieben, in der man sein Buch lesen soll? Warum muß man jetzt darin herumhüpfen wie der Frosch im Teich?"

„Marx hat sein Werk nicht als Lehrbuch geschrieben," entgegnete ich, „er hat ein wissenschaftliches System aufgestellt. Wenn man einmal das Ganze begriffen hat, dann sieht man auch die Folgerichtigkeit dieses Systems ein. Aber zur ersten Orientierung dürfte es wohl am besten sein, die Kapitel in der Reihenfolge zu lesen, wie ich sie euch angegeben habe. Natürlich muß man dann das ganze Werk nochmals durchnehmen."

„Ach, so alt werde ich in meinem Leben nicht“, seufzte Karl.

„Aller Anfang ist bekanntlich schwer“, erwiderte ich beruhigend. „Nicht jeder muß und nicht jeder kann die großen, grundlegenden wissenschaftlichen Werke selbst studieren. Unsere Volksschulen sind so mangelhaft, daß es den Schülern später schon sehr schwer fällt, wissenschaftliche Bücher zu lesen. Die Arbeit des Proletariers saugt ihm aber noch dazu so alle Kräfte aus, daß er meist nicht imstande ist, seine spärliche freie Zeit noch anstrengender geistiger Arbeit zu widmen. Trotzdem aber haben es doch einzelne Arbeiter fertiggebracht, sich in die schwierigsten wirtschaftlichen Arbeiten zu vertiefen. Höchste Ehre ihrem Streben, ihrem Eifer, ihrer bewunderungswürdigen Zähigkeit! Ob ihr imstande sein werdet, so Außerordentliches zu leisten, das weiß ich ja nicht; aber streben werdet ihr gewiß danach, zu leisten, was in euren Kräften steht. Ich kann dabei nicht mehr tun, als euch den Weg zeigen, den ich für den besten und den gangbarsten halte.“

„Aber ist nicht seit Marx’ Tod vieles geschehen, was er doch nicht voraussehen konnte?“ wandte Wilhelm schüchtern ein. „Ist es nicht notwendig, auch darüber etwas zu erfahren?“

„Ganz richtig“, erwiderte ich. „In dieser Hinsicht ist Marx’ Werk auch in letzter Zeit ergänzt worden. In populärer Weise haben das Otto Bauer in seiner Schrift »Die Teuerung« und Parvus in seiner Broschüre »Die Banken, der Staat und die Industrie« getan; in streng wissenschaftlicher Form Rudolf Hilferding in seinem großen Werk »Das Finanzkapital«. Das ist freilich auch nicht leicht zu lesen. Wenn man aber Marx studiert hat, dann kann man auch ohne Schwierigkeit besonders die Kapitel 7 und 12 bis 15 lesen, die für uns die wichtigsten sind; und verhältnismäßig leicht verständlich ist der letzte Abschnitt, der die Wirtschaftspolitik der großen Kapitalmächte behandelt. Erst wenn man sie versteht, kann man voll begreifen, was für Kräfte heute die Politik der Welt beherrschen; wie sich alles immer mehr zuspitzt zu einem furchtbaren Entscheidungskampf zwischen den Kapitalisten und Arbeitern. Über die laufenden Fragen der Wirtschaft und Politik findet ihr am besten Aufschluß in der Lektüre der »Neuen Zeit« und des »Kampf«, des wissenschaftlichen Organs unserer österreichischen Bruderpartei.“

Ihr, meine Freunde, seid noch jung, vor euch liegt die Zukunft. Wie sie aussehen wird, ob sie unter stets schwererer Knechtschaft seufzen, ob sie in Freiheit und Glück jubeln wird, das hängt mit von euch ab, von eurem Mut, eurer Ausdauer, eurer Kraft und vor allem eurer Erkenntnis, denn diese ist die mächtigste Waffe. Nur wer des Feindes Kräfte kennt und die eigenen und wer den richtigen Augenblick erkennt und ihn benutzt, um alle seine Kraft auf den richtigen Punkt zu sammeln, der ist ein furchtbarer Gegner, ihm gebührt der Sieg, ihm kann er nicht entgehen.

Der einzelne Arbeiter ist schwach, er wird wehrlos vom Kapital erdrückt. Nur wenn er mit seinen Leidensgefährten eisern zusammenhält und wenn sie alle zusammen ihre Kräfte in die Richtung der wirtschaftlichen Entwicklung einstellen, dann können, dann müssen sie siegen. Darum, meine jungen Freunde, wappnet euch zum großen Kampf durch Solidarität und durch Erkenntnis und zeigt mutvolle Entschlossenheit im Augenblick, der als der richtige zum Handeln erkannt ist.“

Von den vorstehend erwähnten Schriften ist seit dem Erscheinen von Ecksteins Buch eine Reihe vergriffen oder veraltet. Das gilt insbesondere

von Kautskys „Erfurter Programm", von Dannebergs „Das sozialdemokratische Programm", von Otto Bauers Schrift „Die Teuerung" und von Parvus' Broschüre „Die Banken, der Staat und die Industrie". Die „Neue Zeit", das wissenschaftliche Organ der deutschen Sozialdemokratie, erscheint nicht mehr; an seine Stelle ist „Die Gesellschaft" unter der Redaktion von Rudolf Hilferding getreten.

Die von Eckstein erwähnte Volksausgabe des ersten Bandes des „Kapital" ist durch die in den letzten Jahren erschienene Volksausgabe des zweiten und dritten Bandes vervollständigt worden. Einen Auszug aus dem „Kapital" hat Benedikt Kautsky herausgegeben. „Karl Marx' ökonomische Lehren" sind in einer neuen Ausgabe erschienen, in der auch der Inhalt des zweiten und dritten Bandes des „Kapital" wiedergegeben wird. Mit den Fragen, die in diesen beiden Bänden erörtert werden, befaßt sich auch das Buch von Karl Renner „Die Wirtschaft als Gesamtprozeß und die Sozialisierung".

„Vorwärts", Wien V.